

Franc Marc: Tirol

Staatgalerie moderner Kunst, München

© 1980 Copyright by Galerie Stangl, München

*Zu dem Bild schreibt uns der Kunsthistoriker Dr. Großmann/Marburg:
»1913 am Vorabend (man möchte sagen als künstlerische Vorahnung) des 1. Weltkrieges gemalt, zeigt es das Land, den Wald im Zustande drohender oder stattgefundener Verwüstung. Aber Marc selbst hat dem Bild nachträglich, 1914, eine versöhnende Überhöhung gegeben; es war, wenn ich recht unterrichtet bin, seine letzte malerische Tat: die Bewältigung der zerstörenden Kräfte durch die Kraft des Glaubens: er malte eine kleine Madonna mit Heiligenschein in den künstlerischen Mittelpunkt des Bildes«. Weiteres über Maler und Werke des »Blauen Reiter« siehe Seite 231.*



Alpenvereins- Jahrbuch 1980

(»Zeitschrift«, Band 105)

Schriftleitung:
MARIANNE UND ELMAR
LANDES (DAV)

*Herausgegeben vom Deutschen und vom Österreichischen Alpenverein
München, Innsbruck 1980*

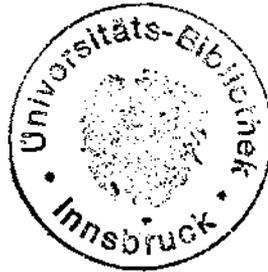
(10.901/105, 2. E. v. 1.)

Umschlagbild: Gabler und Reichenspitze vor der Wildgerlosspitze.

Foto: S. Brandl

Vorsatz: Richterhütte mit Keeskarkees, darüber Nadelspitzen, Spaten und Südlicher Schwarzkopf (Schwarze Wund)

Foto: S. Schnürer



Nachdrucke, auch auszugsweise, aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die Herausgeber gestattet. Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben. Drucktechnische Gesamtausführung: Bergverlag Rudolf Rother GmbH, Postfach 67, 8000 München 19.

M.

Inhalt

<i>Rüdiger Finsterwalder</i>	Die Fortführung des Alpenvereins-Kartenwerks	5
	<i>Kartengebiet Zillertal Ost</i>	
<i>Horst Höfler/Dieter Seibert</i>	Bergsteigen in den östlichen Zillertaler Alpen	13
<i>Harald Schueller</i>	Das Krimmler Achental und sein Tauern	31
	<i>Bergsteigen allgemein</i>	
<i>Elmar Landes</i>	Sport und Bergsteigen '80	39
<i>Peter Baumgartner/</i>	Präzision und Ökonomie – Klettern auf dem	
<i>Erich Lackner</i>	Prüfstand der modernen Sportwissenschaft	48
<i>Karl Lukan</i>	Kleine Plauderei über große Dolomitenführer	58
<i>Franz Grassler</i>	Der Bergsteiger Fritz Wiessner	64
<i>Ulrich Aufmuth</i>	Die zweite Existenz	69
<i>Christine Schemmann</i>	Die andere Seite ihres Lebens – Forscher von Tyndall bis Hahn und Wittig	85
	<i>Expeditionen/Auslandsbergfahrten</i>	
<i>Toni Hiebeler</i>	Alpinismus international – bedeutende Unternehmungen 1979	97
<i>Kurt Diemberger</i>	Meine fünf Achtausender	109
<i>John Roskelley</i>	Die »klare Linie« – Uli Biaho	
	VII. Grad im Karakorum	125
<i>Reinhard Karl</i>	Mit dem Glück ist es so wie mit dem Abstieg	
	Gasherbrum II – Yosemite	133
<i>Hans Martin Götz</i>	Spielplatz El Capitan	151
<i>Peter v. Gizycki</i>	Als bergsteigender Geologe in der Antarktis	157
<i>Dietrich Hasse</i>	Die Felsen von Metéora – Landschaft und Klettern im nordgriechischen Thessalien	167
	<i>Umwelt – Mitwelt</i>	
<i>Nikolaus Brass</i>	Aufeinander angewiesen	182
<i>Hermann Warth</i>	Macht dieses Land nicht kaputt! Angepaßter Tourismus in Nepal	
	als Aufgabe der Entwicklungszusammenarbeit	191
<i>Christian Adler</i>	Wenn der Takt auf der Strecke bleibt – Trekkingtourismus einmal anders gesehen	207
<i>Josef Thaler</i>	Verpflichtung im Alpenraum	213
<i>Rudi Berger</i>	Schützt die Berge – aber vor wem?	219
	<i>Kunst/Kultur</i>	
<i>Ursula Welsch</i>	Der »Blaue Reiter« und die Berge – Betrachtungen über Werke von Kandinsky	
	Marc, Münter, Jawlensky und Klee	231
<i>Martin Lutterjohann</i>	Gedanken eines lesenden Bergsteigers zur alpinen Literatur	242
<i>Kartenbeilage</i>	AV-Karte Nr. 35/3, Zillertaler Alpen, Ostblatt, 1:25 000	



Prof. Dr. Hans Kinzl †



Fritz Ebster †

Am 23.9.1979 ist das einzige Ehrenmitglied des ÖAV, **Prof. Dr. Hans Kinzl**, im 81. Lebensjahr in Innsbruck verstorben. Der Verschiedene hat sich als Sachwalter für Kartographie, VA-Vorsitzender und Erster Vorsitzender des ÖAV nicht nur für letzteren, sondern den Alpenverein insgesamt unermessliche Verdienste erworben. Ohne sein segensreiches Wirken hätte die Alpenvereinsarbeit mit den Schwerpunkten auf geologischem und gletscherkundlichem Gebiet niemals das heutige Niveau erreicht. Als Nicht-Nur-Verwaltungsbergsteiger hat Prof. Kinzl darüber hinaus in schwerer

Zeit vor allem das Expeditions- und Kundfahrtenbergsteigen gefördert.

Bereits am 16.6.1979 ist der Innsbrucker AV-Kartograph **Dipl.-Ing. Fritz Ebster** im Alter von 78 Jahren in seiner Heimatstadt verstorben. Über vier Jahrzehnte hinweg, von 1930 bis 1970 hat Fritz Ebster als Topograph und kartographischer Gestalter nahezu alle in diesem Zeitraum entstandenen Alpenvereinskarten bearbeitet. Weit über die Fachwelt hinaus bekannt geworden

ist er zudem als Schöpfer zahlreicher Gebirgsreliefs. Der Tod des Mannes, der somit die Geschichte der Alpenvereinskartographie durch sein Wirken entscheidend mitbestimmt hat,

war uns deshalb Anlaß, Prof. Dr. Rüdiger Finsterwalder, den Beauftragten des DAV für Kartographie, um den folgenden Beitrag zu bitten. (Red.)

*Fotos:
Archiv ÖAV
H. Höpperger*

Die Fortführung des Alpenvereins-Kartenwerks

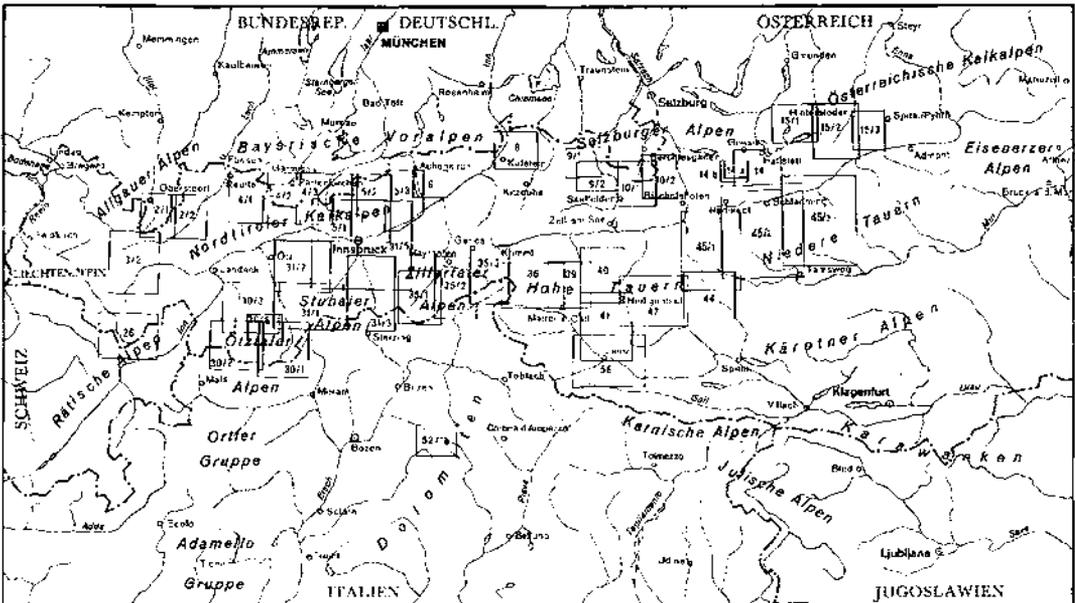
RÜDIGER FINSTERWALDER

I. Einführung

Seit seinem Bestehen ist der Alpenverein auf kartographischem Gebiet durch Herausgabe von Spezialkarten des Hochgebirges tätig. Diese »AV-Karten« werden vom Bergsteiger, Skitouristen und Wissenschaftler gleichermaßen geschätzt. Erstaunlich ist es, daß diese Karten einschließlich der sehr umfangreichen Vermessungsarbeiten von einer privaten Organisation geschaffen wurden. Die Landesaufnahme und Herstellung von Landeskartenwerken ist ja bekanntlich eine hoheitliche Aufgabe des Staates. Leider konnte diese hoheitliche Aufgabe in Österreich, dem Hauptarbeitsgebiet des Alpenvereins, nicht immer in dem Maße erfüllt werden, wie es der Hochtourist und der Geowissenschaftler wünschten. So existierten z. B. bis zum ersten Weltkrieg nur Blätter der Österreichischen Spezialkarte 1:75 000 mit Höhenlinien im Abstand von 100 m und schwarzen Geländeschraffen. Zur Orientierung im Hochgebirge mit seinen zahlreichen Geländekleinformen ist jedoch unbedingt der Maß-

stab 1:25 000 mit einem Höhenlinienabstand von 20 bis 25 m notwendig. Derartige Karten existieren in Österreich nur von einzelnen Gebieten. Sie wurden überwiegend in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen aufgenommen und nicht mehr fortgeführt, so daß sie hoffnungslos veraltet sind. Das heute aktuelle Landeskartenwerk hat den Maßstab 1:50 000 und ist wegen des zu kleinen Maßstabs im Hochgebirge nicht ausreichend. Der Alpenverein verfügt heute über ein Kartenwerk im Maßstab 1:25 000, das ein Gebiet von etwa 11 000 km² umfaßt und das mit seinem, den einzelnen Gebirgsgruppen angepaßten Blattschnitt, die für den Hochtouristen interessantesten Gebiete des deutschen und österreichischen Alpenanteils umfaßt (siehe Bild 1!). Freilich handelt es sich nicht um ein einheitliches Kartenwerk, das in einem Guß entstanden ist. Die einzelnen Blätter sind im Laufe fast eines Jahrhunderts angefertigt worden und in der graphischen Gestaltung oft recht unterschiedlich /1/. Sie schließen dennoch durch ihren großen Maßstab von 1:25 000 eine empfindliche Lücke im amtlichen österreichischen Landeskartenwerk. Da auch in naher Zukunft von seiten der amtlichen österreichischen Kartographie kein Kartenwerk 1:25 000 zu erwarten sein wird, kommt den AV-Karten weiterhin eine große Bedeutung für die Wiedergabe des Hochgebirges zu. Daraus er-

Bild 1: Übersichtsplan der Alpenvereinskarten



gibt sich für den Alpenverein wiederum die Notwendigkeit, sein Kartenwerk fortzuführen, d. h. auf dem Laufenden zu halten und fallweise zu erneuern. Das Problem der Kartenfortführung hat heute für die Alpenvereinskartographie eine zentrale Bedeutung gewonnen.

II. Art und Umfang der Veränderungen

Die in der Karte zu berücksichtigenden Veränderungen können inhaltlicher sowie graphischer Natur sein. Letztere betreffen vor allem die kartographische Darstellungsweise, den Kartenstil, der sich im Laufe der Zeit entsprechend den verwendeten Zeichen- und Reproduktionsverfahren, aber auch den Fortschritten in der kartographischen Methodenlehre folgend, stetig wandelt. So ist etwa der Trend zur vielfarbigen Karte mit einer plastischen Geländedarstellung derzeit unverkennbar. Auch ein großer Teil der in den Karten verwendeten Signaturen hat sich im Laufe der Zeit gewandelt. Da verschiedene Alpenvereinskarten bereits vor mehr als fünfzig Jahren aufgenommen und zum erstenmal herausgegeben sind, ist für sie eine Modernisierung der Darstellungsweise zumindestens in einzelnen Bereichen dringend notwendig. Dazu kommt, daß der Zeichenschlüssel der Alpenvereinskarten, die in der Herstellung zeitlich nicht allzuweit auseinanderliegen, auch nicht immer einheitlich ist. Das hat seine Ursache darin, daß verschiedene Kartographen am Werk waren, die versuchten, die ihrer Meinung nach jeweils besten Darstellungsmethoden in ihrer Karte zur Anwendung zu bringen (die Alpenvereinskartographie hat so auch einen wesentlichen Beitrag zur Entwicklung der Hochgebirgskartographie geliefert). Ferner enthält das Alpenvereinskartenwerk Blätter, die aus Zusammen drucken der amtlichen Österreichischen Karte 1 : 25 000 entstanden sind und deshalb wiederum einen gesonderten Zeichenschlüssel haben. Eine Vereinheitlichung und Modernisierung des Zeichenschlüssels der Alpenvereinskarten ist also im Interesse der Kartenbenutzer durchaus angebracht und kann bei Neuauflagen sukzessive vorgenommen werden.

Wichtiger noch als diese graphischen Änderungen sind die inhaltlichen. Jede Karte zeigt inhaltlich den Stand ihres Aufnahmejahrs und ist, da zwischen der Aufnahme und der Herausgabe immer eine beträchtliche Zeitspanne (bis zu mehreren Jahren) liegt, bereits bei ihrem Erscheinen veraltet. Je länger die Aufnahme zurückliegt, um so

mehr sind Veränderungen im Landschaftsbild eingetreten, die in der Karte nicht berücksichtigt sind. Diese Veränderungen können natürlicher Art oder von Menschenhand verursacht sein. Letztere Veränderungen sind die weitaus zahlreicheren und für den Kartenbenutzer im allgemeinen auch die auffallendsten.

Hauptursachen für die Veränderungen im Landschaftsbild ist die vermehrte Siedlungstätigkeit, besonders in den Tallagen. Die Ortsbilder haben sich weitgehend verändert, dazu kommt die Erweiterung des Straßen- und Wegenetzes, besonders auch die Erweiterung des Fernstraßennetzes mit seinen Eingriffen in die Landschaft. Aber auch in den mittleren Gebirgslagen hat sich vieles verändert. Zu erwähnen sind der Wegebau für die Zwecke der Alm- und Fortwirtschaft. Durch die zahlreich gebauten Straßen ist auch das System der Fußwege stark verändert worden, da ein Teil derselben bedeutungslos geworden und aufgelassen ist. Auch die Bautätigkeit hat in den Mittelgebirgslagen durch die Errichtung von Ferienhäusern, Pensionen und dergleichen stark zugenommen. In den Hochlagen sind Veränderungen im Landschaftsbild vor allem durch den Kraftwerksbau und durch die Erschließung von Skigebieten durch Seilbahnen und Lifte eingetreten. So ist durch die Umleitung von Gletscherbächen und Anlegung von Stauseen das Gewässernetz weitgehend verändert, das Straßennetz reicht vielfach bis in die Hochregionen, Waldgebiete sind durch Lifte und Abfahrtstrassen verändert.

Von den natürlichen Veränderungen der Landschaft sind in erster Linie die im Bereich der Gletscher zu erwähnen. Da es einen über längere Zeit stationären Gletscher kaum gibt, sind die Gletscher in ihrem Zungenbereich in einem stetigen Wandel begriffen (Bild 2). Die kartographische Darstellung kann also nur einen Augenblickszustand wiedergeben, der sich je nach dem individuellen Verhalten der Gletscher mehr oder weniger rasch verändert. Dieser Tatsache sollte sich der Kartenbenutzer stets bewußt sein, wenn er einen Widerspruch zwischen der kartographischen Darstellung eines Gletschers und der Wirklichkeit feststellt. Nicht nur die Gletscherzunge, sondern auch die Firnggebiete sind Veränderungen unterworfen, sei es durch Aufwölbung oder Einsinken der Oberfläche und durch Veränderungen des Spaltensystems und Ausaperung von Felsinseln. Durch das Vorstoßen oder Zurückweichen der Gletscherzunge werden Fels-, Schutt- und Morä-

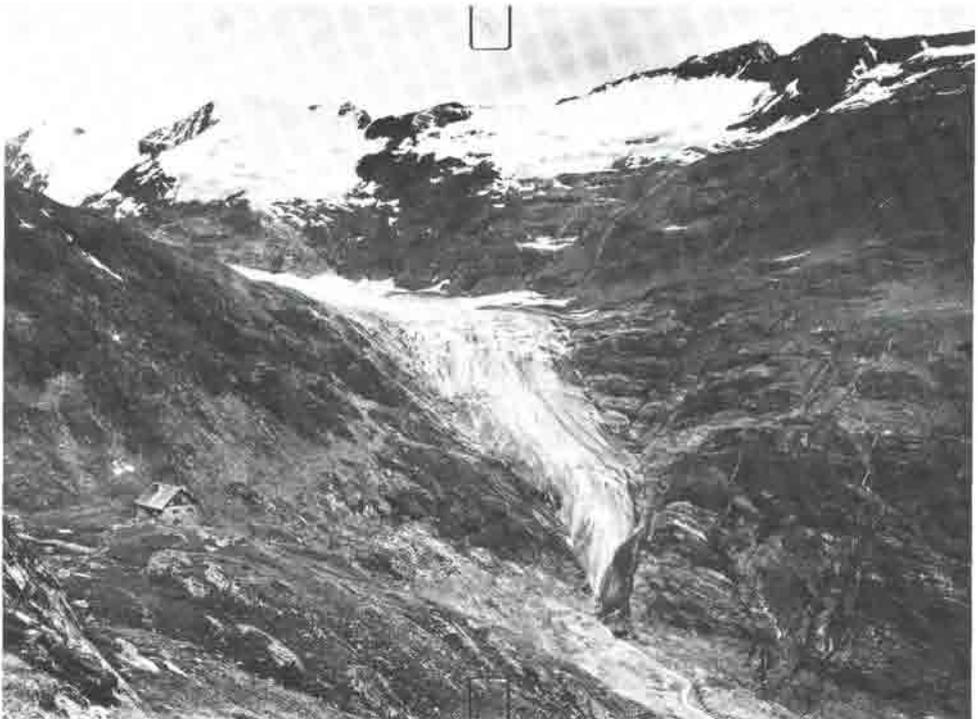


Bild 2: Die Gletscher sind in ihrem Zungenbereich in einem stetigen Wandel begriffen. Veränderung des Gurgler Ferners zwischen 1927 (oben) und 1951 (unten).

nengebiete überfahren bzw. freigelegt, wobei eine Veränderung der Geländeformen stattfindet. Auch die Wegeführung zum oder über den Gletscher wird dadurch beeinflusst, ebenso das Gewässernetz.

Andere kartenrelevante Veränderungen der Geländeformen sind verhältnismäßig selten. Sie treten meistens im Zusammenhang mit Naturkatastrophen auf, wie z. B. Bergstürzen oder Murbrüchen.

III. Die Erhebung der eingetretenen Veränderungen

Die seit der Aufnahme einer Karte eingetretenen Veränderungen im Landschaftsbild müssen erhoben und lagetreu in die Karte übernommen werden. Dies erfordert eine genaue Lokalisierung, in der Regel also eine exakte Vermessung. Folgende Verfahren werden dafür in der Alpenvereinskartographie angewendet:

1. Aufnahme der Veränderungen aus bereits vorhandenen Karten- und Planunterlagen;
2. Auswertung von Luftaufnahmen;
3. Geländebegehung und Einmessung mit einfachen Hilfsmitteln.

Das erste Verfahren ist das einfachste und billigste. Seine Anwendung setzt natürlich voraus, daß die Erhebungen und Vermessungen gerade zu dem für die Kartenerneuerung richtigen Zeitpunkt und von der notwendigen Genauigkeit und Vollständigkeit vorliegen. Der Alpenverein ist sehr dankbar dafür, die vom Bundesamt für Eich- und Vermessungswesen in Wien in einem Turnus von etwa sechs bis zehn Jahren aufgenommenen Revisionsblätter für die Karte 1 : 50 000 ebenfalls für seine Kartenfortführungen benützen zu können. Obwohl diese Erhebungen nicht für den Maßstab der Alpenvereinskarten gedacht und deshalb stärker generalisiert sind, ersparen sie der Alpenvereinskartographie eine sehr aufwendige und kaum zu bewältigende Geländearbeit. Bei jedem Neudruck einer Alpenvereinskarte werden diese Revisionsblätter mit eingearbeitet. Im deutschen Alpenanteil konnten mit Erfolg die Geländeerhebungen mit benutzt werden, die das Bayerische Landesvermessungsamt im Zusammenhang mit der photogrammetrischen Neuaufnahme in den letzten Jahren durchgeführt hat. Beiden Stellen ist der Deutsche Alpenverein für ihre Hilfe zu großem Dank verpflichtet. In den Grenzgebieten gegen die Schweiz und Südtirol wurden bisher auch die einschlägigen topographischen Karten

1 : 25 000 mit Erfolg herangezogen. Als sehr hilfreich erwiesen sich ferner die Pläne, die im Zusammenhang mit dem Bau von Kraftwerken, Straßen und Wohnsiedlungen erstellt werden. Das Auffinden dieser Unterlagen ist nicht immer ganz leicht, ihre Benutzung lohnt sich jedoch immer, da die Geländearbeiten damit stark verkürzt werden können. Wichtige Hinweise für die Kartenfortführung lassen sich schließlich noch bei den örtlichen Fremdenverkehrsverbänden sowie bei den Alpenvereinssektionen erhalten, die im Kartenbereich ihre Arbeitsgebiete haben.

Sind keine oder nur ungenügende Planunterlagen für die Kartenfortführung vorhanden, so müssen diese aus Luftbildern entnommen werden. Luftaufnahmen werden heute für die verschiedensten Zwecke angefertigt, so daß für die meisten Kartengebiete Aufnahmen, die nicht älter als zehn Jahre sind, zur Verfügung stehen. Je jünger die Aufnahmen sind, um so mehr rentiert sich ihre Auswertung. Als Auswertemethoden kommen die Stereokartierung, die Kartierung aus Luftbildvergrößerungen und die Kartierung aus Orthophotos in Betracht.

Das erste Verfahren ist das aufwendigste, da es den Einsatz eines komplizierten Gerätes, nämlich eines sogenannten Stereokartiergerätes voraussetzt (Bild 3). Mit Hilfe dieses Gerätes werden zwei aufeinanderfolgende Bilder eines Flugstreifens in eine solche Lage gebracht, daß bei zweiäugiger Betrachtung ein optisches Modell des Geländes entsteht, das bis auf den Maßstab mit dem tatsächlichen Gelände identisch ist und lage- und höhenmäßig ausgemessen werden kann. Dieses Auswerteverfahren ist vor allem dort angebracht, wo das Gelände größere Höhenunterschiede aufweist und viele Veränderungen im Landschaftsbild eingemessen werden müssen. Sind Veränderungen in der Höhe der Geländeoberfläche zu bestimmen, so ist die Anwendung dieses Verfahrens unumgänglich. So wird die Stereoauswertung vor allem für die Kartierung von Ortslagen bei geneigtem Gelände eingesetzt, wobei im Falle umfangreicher Veränderungen am besten die gesamte Ortslage neu kartiert wird; ferner für die Kartierung längerer Straßenzüge und Weganlagen, Seilbahnen, Vegetationsgrenzen usw. Vielfach reicht es dabei aus, Papierabzüge von den Luftaufnahmen zu verwenden und auf die Benützung der wesentlich teureren Diapositive zu verzichten. Die Kartierung erfolgt wegen der besseren Zeichnungsmöglichkeiten nicht im Originalmaßstab der Karte, sondern auf vergrößerten Kopien im Maß-

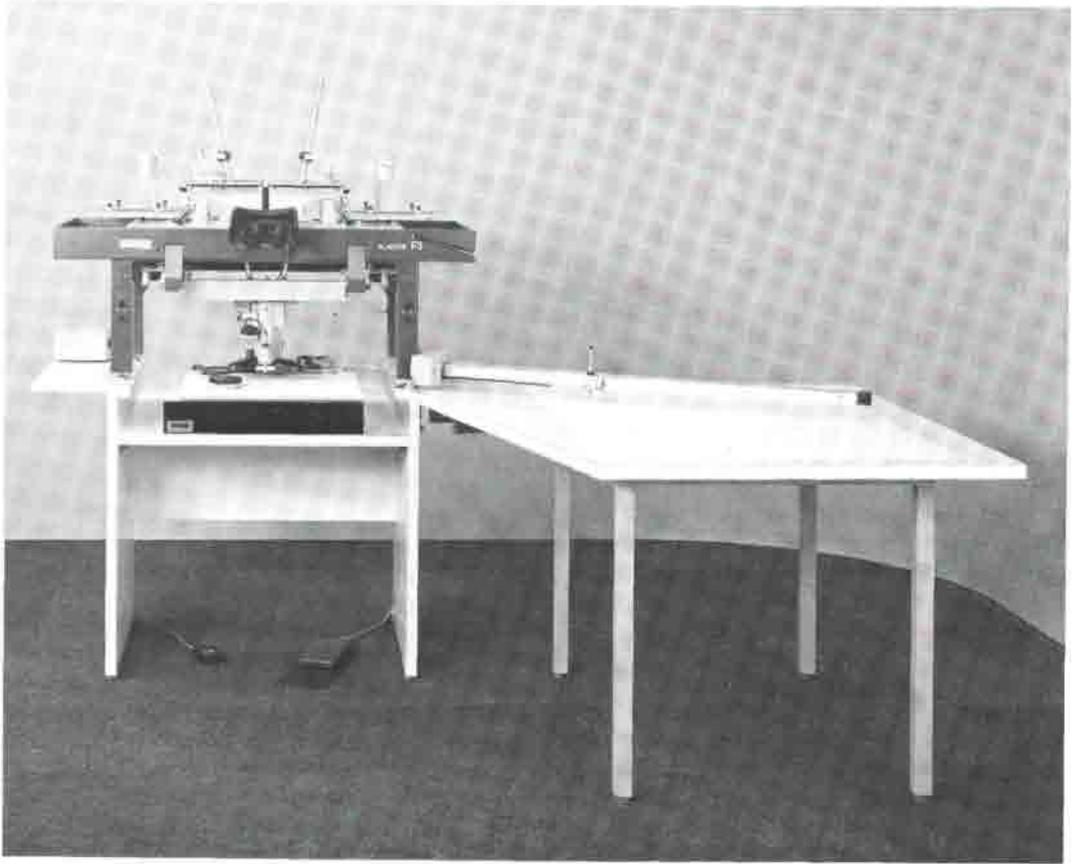


Bild 3: Stereokartiergerät für Kartenfortführung

stab 1:10 000 oder 1:15 000. Am aufwendigsten ist die Fortführung vergletschelter Gebiete, da hier zur Wiedergabe der neuen Oberflächenformen Höhenlinien und Höhenkoten eingemessen werden müssen. Dies geschieht ebenfalls durch Stereokartierung im vergrößerten Maßstab, wobei die auszumessenden Stereomodelle auf kartensichere Punkte lokal optimal einzupassen sind. Über den Verfahrensablauf und hier dabei auftretende Probleme wurde in /2/ und /3/ bereits berichtet. Weist das Gelände keine oder nur geringe Höhenunterschiede auf, was in den Tallagen bisweilen der Fall ist, so kann auf die aufwendige Doppelbildmessung (Stereokartierung) verzichtet und das Einzelbild für die lagetreue Kartierung verwendet werden. Die durch Höhenunterschiede im Gelände bedingten perspektivischen Bildversetzungen sind dann nämlich nicht oder in einem tolerierten Ausmaß vorhanden. Die auszuwertenden Luftbilder werden, meist durch Vergröße-

rung, auf den Maßstab, der in der Regel transparent vorliegenden Fortführungsunterlagen gebracht und können dann lokal auf kartensichere Punkte eingepaßt werden. Die festgestellten Veränderungen werden durch Hochzeichnen übernommen. Auf diese Weise lassen sich z. B. ganze Ortslagen sehr rasch neu kartieren. Sind die Veränderungen nur vereinzelt vorhanden, so verzichtet man auf die Herstellung von Luftbildvergrößerungen und überträgt die Veränderungen, ausgehend wieder von kartensicheren Punkten, aus den Originalluftbildern mittels eines Reduktionszirkels.

Am bequemsten gestaltet sich die Übernahme von Grundrißveränderungen aus sogenannten Orthophotos. Dies sind differentiell entzerrte Luftbilder, die auch im kuperten Gelände grundrißtreu sind. Wegen ihrer verhältnismäßig aufwendigen Herstellung werden Orthophotos für die Fortfüh-



rung der Alpenvereinskarten nur dort eingesetzt, wo sie aus anderen Gründen bereits hergestellt und verfügbar sind. Da für das österreichische Staatsgebiet die Herausgabe einer Orthophotokarte im Maßstab 1:10 000 geplant ist, und diese Karte dann in kurzen Abständen auch erneuert werden wird, dürfte auch für die Alpenvereinskartographie das Fortführungsverfahren mittels Orthophotos in Zukunft an Bedeutung gewinnen. Trotz Luftbildauswertung erfordert die Kartenfortführung zusätzliche Erhebungen im Gelände, da nicht alle notwendigen Informationen den

Luftbildern entnommen werden können. So müssen z. B. die Klassifizierung des Wegenetzes und des Gebäudebestandes sowie die Erhebung neuer bzw. die Tilgung nicht mehr benutzter Namen in der Regel an Ort und Stelle vorgenommen werden. Wege, die im Wald verlaufen, sind im Luftbild oft nicht erkennbar und müssen ebenfalls terrestrisch eingemessen werden. Dazu dienen einfache Hilfsmittel wie Kompaß, Höhenmesser und das Schrittmaß. Viel Mühe bereitet oft die Tilgung der aufgelassenen Wege, da die Feststellung der Begehbarkeit auch an Ort und Stelle getroffen



Bild 4a und b:
Fortführung der
Alpenvereinskarte
Blatt Gurgl;
Ausschnitt im Be-
reich des Gurgler
Ferners aus der alten
(S. 10) und neuen
Karte.

werden muß.

Als Hilfsmittel für den Feldvergleich dienen ebenfalls Vergrößerungen der fortzuführenden Karten im Maßstab 1:10 000 bzw. 1:15 000. Als Ergänzung dazu hat sich die Benutzung von Luftbildern sehr bewährt. Wegen der vielen erkennbaren Details und der Naturtreue der Bilder läßt sich auf ihnen die Orientierung leichter durchführen als in einer Strichkarte. So empfiehlt es sich bisweilen, die Erhebungen zuerst in den Luftbildern zu markieren und nachträglich in den Fortführungsplan zu übernehmen. Ferner erweist es sich oft als nüt-

lich, Stereobilder mit einer einfachen Handkamera anzufertigen, um für die Geländezeichnung, insbesondere zur Wiedergabe von Fels und Schutt in den Gletschervorfeldern, Anhaltspunkte zu bekommen.

Die Geländebegehungen sind sehr zeitraubend und wegen der Witterung oft sehr unkalkulierbar. Es kann jedoch nicht darauf verzichtet werden, wenn die fortzuführende Karte das von ihren Benutzern geforderte Maß an Zuverlässigkeit haben soll.

IV. Kartographische Arbeiten

Die erhobenen Veränderungen müssen in kartographischer Reinzeichnung in die Kartenoriginals eingetragen werden. Dies erfolgt, da die Originale in Form von transparenten Folien vorliegen, durch Hochzeichnung in Tusche. Bei umfangreichen Veränderungen wird auch die Foliengravur angewendet, wobei die neubearbeiteten Teile – es handelt sich meistens um Ortslagen – photomechanisch auf die Originale übertragen werden.

Im wesentlichen ist von den Fortführungsarbeiten der sogenannte Kartengrundriß, also das Siedlungsbild, das Verkehrs- und Gewässernetz sowie die Bodenbedeckung betroffen. Bei der Fortführung von Karten vergletschelter Gebiete müssen im größeren Umfang auch die Höhenlinien neu gezeichnet werden, ferner die Spalten und sonstigen Oberflächenstrukturen der Gletscher sowie die Oberflächenformen der Gletschervorfelder (Bild 4). Letzteres erfordert eine detaillierte Wiedergabe der Fels- und Moränenstrukturen im Duktus der jeweiligen Karte. Gerade die Felsdarstellung verlangt ein großes Einfühlungsvermögen des Kartographen in die verschiedenen in der Alpenvereinskartographie benutzten Methoden der Geländewiedergabe.

Die Gelegenheit der Neuausgabe eines Kartenblattes wird nach Möglichkeit auch dazu benutzt, den Zeichenschlüssel zu modernisieren. So wird darauf geachtet, daß die Waldgebiete durch einen einheitlichen grünen Flächenton wiedergegeben, und daß eine Unterscheidung zwischen Wald und Krummholz getroffen wird. Ferner wird angestrebt in allen Karten eine einheitliche Klassifizierung und Darstellung des Wegenetzes vorzunehmen. Auch die Umstellung auf ein etwas handlicheres Kartenformat läßt sich im Zuge der Kartenfortführung durch Veränderung des Blattschnittes vornehmen.

V. Ausblick

Wie in den vorausgegangenen Ausführungen gezeigt wurde, läßt sich das Alpenvereinskartenwerk bis zu einem gewissen Grad im Zuge der Kartenfortführung hinsichtlich Inhalt und Darstellungsweise modernisieren. Die Fortführung ist aber nur dann sinnvoll, wenn die Kartengrundlage nicht allzusehr veraltet ist. Leider ist dies bei einigen Karten der Fall, deren vermessungstechnische Grundlagen noch aus der Zeit um die Jahrhundertwende stammen, wie z. B. bei den Blättern

der »Allgäuer Alpen« oder beim Blatt »Langkofel-Sella«. Die Höhenlinien dieser Blätter sind noch auf Grund punktwiser Messung und Interpolation, also nicht wie beim photogrammetrischen Verfahren durch linienweise Messung entstanden und deshalb von geringerer Genauigkeit. Bei der Kartenfortführung ergeben sich dadurch oft erhebliche Differenzen bei der Einpassung des neuen Standes in das alte Kartenbild. Eine völlige Neubearbeitung derartiger Kartenblätter ist deshalb unvermeidlich.

Die Neubearbeitung eines Kartenblatts ist mit einem Aufwand verbunden, der das Mehrfache einer Fortführung beträgt, zumal dann, wenn die vermessungstechnischen Grundlagen erst neu geschaffen werden müssen. Glücklicherweise existieren derzeit für große Teile des Ostalpenbereichs neue geodätische und topographische Grundlagen, deren Benützung auch die Kartenneuerstellung für den Alpenverein sehr erleichtern könnte. So ist die Neuaufnahme des deutschen Alpenanteils im Maßstab 1:10 000 durch das Bayerische Landesvermessungsamt weitgehend abgeschlossen. Vom österreichischen Staatsgebiet sind die Aufnahmeblätter für die neue Karte 1:50 000 vorhanden, die in der Regel auch im Maßstab 1:10 000 aufgenommen sind, allerdings im Hinblick auf den Endmaßstab 1:50 000 eine stark generalisierte Form aufweisen. Bei Benutzung dieser Unterlagen kann auf die vermessungstechnischen Arbeiten somit weitgehend verzichtet und das Hauptgewicht auf die topographischen und kartographischen Arbeiten gelegt werden. Auf diese Weise ließe sich mit vertretbarem Aufwand auch in Zukunft die nach wie vor notwendige Neuerstellung von Alpenvereinskarten verwirklichen.

Literatur

- /1/ Arnberger, E.: Die Kartographie im Alpenverein, Wissenschaftliche Alpenvereinshefte, Heft 22, München–Innsbruck 1970.
- /2/ Finsterwalder, R.: Die Neubearbeitung der Alpenvereinskarte »Zillertal-West«, Alpenvereinsjahrbuch 1975, S. 5–12.
- /3/ Lindig, G.: Neue Glocknerkarte – diesmal aus Luftbildern, Alpenvereinsjahrbuch 1965, S. 7–16.

Anschrift des Verfassers:

*Prof. Dr. Rüdiger Finsterwalder,
Untertaxetweg 84, D-8035 Gauting.*

Bergsteigen in den östlichen Zillertaler Alpen

HORST HÖFLER und DIETER SEIBERT

Die Reichenspitzgruppe

Ehe das Krimmler Achenal die Zillertaler Alpen von der Venedigergruppe der westlichen Hohen Tauern trennt, finden sie in der wilden Reichenspitzgruppe noch einmal einen großartigen Höhepunkt. Ähnlich dem Tuxer Kamm gilt der Reichenspitzkamm als Dorado für Urgesteinskletterer. Eigenartige, fast kühne Gipfformen ließen fragwürdige Begriffe wie »Zillertaler Dolomiten« und »Bergell der Ostalpen« entstehen, die das Gebiet selber – abgesehen von der (auch geographischen) Unsinnigkeit dieser Vergleiche – nicht notwendig hat.

Strenggenommen ist die Reichenspitzgruppe ein, wenn auch sehr hoher (Reichenspitz 3303 m), Seitenast des Zillertaler Hauptkamms. Er beginnt im Süden mit dem Dreiecker, 2892 m, hoch über der Prettau (Schluß des südtirolischen Ahrntales), kulminiert in der Reichenspitz und bildet mit dem Mannkarkopf, 2873 m, seine am weitesten nach Norden vorgeschobene Erhebung. Der Betrachter der Karte wird erkennen, daß der Reichenspitzgruppe die Form eines Ypsilon eigen ist; von der Reichenspitz aus leitet der rechte (östliche) Schenkel zum erwähnten Mannkarkopf, der linke (westliche) endet mit der Wildgerlospitz, 3280 m. Wenngleich der felsige Charakter überwiegt, und Eisflanken wie jene eines Hochfeilers, Hochfeners oder Großen Möselers fehlen, tritt in der Reichenspitzgruppe doch eine erhebliche Vergletscherung zutage. Unter sieben kleineren und ausgedehnteren Gletschern nimmt das im Norden von Reichen- und Wildgerlospitz eingelagerte Wildgerloskees eine Vorrangstellung ein: die Schau, etwa von der Gerlospaßstraße aus, beschert ein überwältigendes, an westalpine Eindrücke erinnerndes Bild.

Die Täler

Fast 1300 m steht der Dreiecker über Kasern, 1614 m, der letzten Ansiedlung im Schluß des Ahrntales. Über das Heilig-Geist-Jöchl, 2657 m, besteht ein bequemer Übergang ins **Zillergründl** (südöstlicher Fortsatz des Zillergrundes), welches die Reichenspitzgruppe im Westen begrenzt. Der

über seinem Talschluß entspringende Ziller wird vom Rauhkofelkees des Magnerkamms, aber auch von den westlich des Reichenspitzkamms eingelagerten Firnen genährt.

Die nördliche Eingangspforte ist heute der Speicher Durlaßboden. Ein Teil des **Wildgerlostales** fiel der Technisierung zum Opfer. Über dem Stausee und an ihm entlang ist es möglich, mit Kfz bis zur Finkaualm, 1420 m, zu fahren. Der dort beginnende Weg zur Zittauer Hütte jedoch führt nach wie vor durch eine ursprüngliche Landschaft. Parallel zum Wildgerlostal trennt das **Krimmler Achenal** die Zillertaler Alpen von den Hohen Tauern. Von Krimml im Oberpinzgau leitet ein teilweise asphaltierter Promenadeweg entlang der berühmten Krimmler Wasserfälle zur Schettbrücke hinauf. Bald dahinter weitet sich das Tal, der zur Venedigergruppe zählende Weigkarkopf beherrscht die Schau. Unmittelbar westlich, fast 1400 m unter seinem Scheitel, befindet sich die Innere Schachenalm, in deren Bereich während der Jahre 1537–1539 Gold abgebaut wurde. Wenig südlich von ihr breitet sich der ebene Wiesenboden der Blitzenbichlalm mit dem Krimmler Tauernhaus, 1622 m, aus. Hier nimmt der an landschaftlichen Eindrücken reiche Weg ins **Rainbachtal** seinen Anfang; nach einigen steilen Kehren durch Wald gelangt der Wanderer in den fast lieblich anmutenden Talboden. Bald bestimmen Gabler und Reichenspitz den Ausblick, allein derjenige, welchem beide Gipfel nur von Norden her vertraut sind, würde sie nicht als solche erkennen. Gut auf halbem Weg zur Richterhütte zeigen sich dann über dem Keeskarkees die eigenwilligen Berggestalten eines Teiles der südlichen Reichenspitzgruppe.

Etwa zwei Kilometer südlich der Blitzenbichlalm zieht ein weiteres Seitental von der Krimmler Ache südwestlich gegen die Reichenspitzberge hinauf: das stille **Windbachtal**. Über den Krimmler Tauern gewährt es einen Übergang in die südtirolische Prettau. Dieser Paß ist vor allem für die Bauern aus dem Ahrntal von großer Bedeutung, welche hier seit vielen Generationen ihr Vieh in Nordtiroler Weidegebiete treiben.

Die Hütten

Wer sich Fahrten in der Reichenspitzgruppe vorgenommen hat, der findet, gleich, aus welchen Tälern er ansteigt, ideal gelegene Schutzhütten: im Norden die Zittauer Hütte über dem Wildgerlostal, im Westen die Plauener Hütte über dem Zil-

lergrund und im Osten die Richterhütte über dem Rainbachtal.

Nachdem die südöstlich unter dem Krimmler Tauern gelegene **Neugersdorfer Hütte**, 2568 m, seit Jahren nicht mehr zugänglich und dem Verfall preisgegeben ist, dient die **Birnlückenhütte**, 2440 m, bedingt als Schutzhaus für die südlichsten Gipfel des Reichenspitzkammes sowie für die östlichsten Berge des Zillertaler Hauptkammes. Da nun der »Lausitzer Weg«, ebenfalls von der Birnlückenhütte ausgehend, wieder instand gesetzt wurde, ist es um so bedauerlicher, daß aufgrund der Nichtmehrbewirtschaftung der Neugersdorfer Hütte hier kein Zielpunkt zur Verfügung steht.

Nördlich über dem Tal der Wilden Gerlos, in prächtiger Lage am Unteren Wildgerlosssee, steht die vielbesuchte **Zittauer Hütte**, 2330 m. Im unmittelbaren Bereich des Wildgerlosskeeses ist sie Ausgangspunkt sowohl für die üblichen und häufig begangenen Nordanstiege auf Reichenspitze und Gabler, jedoch auch für eine Reihe selten ausgeführter kombinierter Fahrten. Über die Roßkarscharte, 2690 m, bietet sich ein unschwieriger, landschaftlich reizvoller Übergang zur Richterhütte an. Der **Roßkopf**, 2845 m, kann dabei ohne große Mühe, mit kurzweiligem Aufstieg über einen Blockrücken, »mitgenommen« werden. Östlich der Scharte leitet der einsame Pfad ins Roßkar und hinunter zur Roßkarlacke. Die Schau von hier zur Schieferspitz der Venedigergruppe gehört mit zum Schönsten auf diesem Weg. Bald darauf windet sich der Steig um die Südostflanke des Mannlkarkopfes und wir wandern bereits angesichts der Gipfel über dem Keeskarkees. Auch die **Richterhütte** ist bald zu erkennen und wenn es den Anschein hat, sie wäre nun schnell und mühelos zu erreichen, so bleibt doch ein halbstündiger Gegenanstieg von den Rainbachkeesböden aus nicht erspart.

Das 1897 von Anton Richter erbaute und 1971 erweiterte Schutzhaus, 2374 m, wird von der Sektion Bergfreunde Rheydt des DAV betreut. Während der Jahre 1974 bis 1976 versuchte die junge Wirtin Sibylle Teuber die Hütte auf unkonventionelle Weise zu führen. Die kleine Unterkunft über dem Rainbachtal wurde zu einem Magnet für junge Bergsteiger. Die meiner Meinung nach vielleicht zu kompromißlose Art der Bewirtschaftung gegenüber der älteren, in ihrer Denkweise starren Generation wurde für die betreuende Sektion bald ein Problem. Nichtsdestotrotz verbrachten zahlreiche DAV-Jugend- und -Ausbildungskurse

schöne, ja unvergeßliche Wochen auf der Richterhütte. Die insgesamt drei Sommer hatten Sibylle Teuber zu ihrem Buchmanuskript »Und es gibt nicht nur Steine hier oben« angeregt. Der Deutsche Alpenverein verlieh ihr für diese Arbeit den Förderungspreis für das beste nicht veröffentlichte Manuskript.

Die Gamsscharte, 2976 m, zwischen Richter Spitze und Nördlichem Schwarzkopf, vermittelt für geübte Bergwanderer einen raschen Übergang von der Richterhütte zur **Plauener Hütte**, 2363 m, unter dem Kuchelmooskees. Die Steiganlagen sind zum Teil mit Seilsicherungen versehen. Aus dem hintersten Zillergund (Bärenbadalm) leitet ein aussichtsreicher Weg über die Kuchelmoosalm zur Schutzhütte. Das 1899 fertiggestellte Haus ist bevorzugter Stützpunkt für die Ersteigung der Wildgerlossspitze. Als »Hausberg« jedoch gilt der Kuchelmooskopf. – Nachdem es im Bereich des westlich über dem Zillergründl aufragenden **Magnerkammes** bis heute keine Unterkunft gibt, dient die Plauener Hütte vereinzelt auch als Ausgangspunkt für Bergfahrten auf diese stillen, vergessenen Gipfel.

Die Berge

Wie bei den meisten Gebirgsgruppen unserer Alpen galt auch hier das bergsteigerische Interesse zunächst dem höchsten Gipfel. 1856 stieg ein namentlich nicht bekannter Bauer aus der Prettau auf die **Reichenspitze**. Die erste touristische Ersteigung durfte 1866 Paul Grohmann, der große Dolomitenschleißer, für sich verbuchen. Ein Jahr zuvor, am 24. Juli 1865, gelang ihm die erste Ersteigung des Hochfeilers, der höchsten Erhebung in den Zillertaler Alpen.

O. Nafe und O. Fischer erreichten 1885 den Gipfel des **Gablers**, 3260 m. Er ist der nordöstliche Trabant der Reichenspitze und wird heute bei deren Besteigung von der Zittauer Hütte aus vielfach »mitgenommen«. Nafe und Fischer standen im gleichen Jahr, zusammen mit H. Köchlin, auf dem **Mannlkarkopf**, 2873 m, einem einsamen Gipfel über der Roßkarscharte. 1973 fand Andreas Kubin, ein junger Kletterer aus der Schule des Pfälzer Sandsteins, eine lohnende Föhre über den Südostgrat.

1877 erstiegen Viktor Hecht und Stephan Kirchlner die **Zillerschartenspitze**, 3130 m, in manchen Karten auch Rainbachspitze genannt. Kirchlner war es auch, der im gleichen Jahr V. Sieger auf die **Wildgerlossspitze**, 3280 m, führte.



Schwarzköpfe und Spaten von der Richterspitze. Rechts, jenseits des Zillergründls, die höchsten Gipfel des Magnerkammes, Rauhkofel und Kleinspitze.
Foto: H. Höfler

Ludwig Purtscheller stand 1893 auf dem **Kuchelmooskopf**, 3215 m. In diesem Jahr fällt dem Chronisten erneut der Name Stephan Kirchlens auf; mit Fritz Drasch, einem der besten Felsgeher seiner Zeit, gelang ihm die erste Besteigung des schroffen **Nördlichen Schwarzkopfes**, 3082 m (auch als Nördliche Schwarze Wand bezeichnet), und das nicht etwa über den unschwierigsten Anstieg, sondern auf der logischsten Route, dem Nordgrat von der Gamsscharte, der mit einer Stelle IV. Grades bewertet wird. (Übrigens gelang Fritz Drasch mit J. Jurek 1886 der erste große Wanddurchstieg in den Zillertaler Alpen, die Nordwand des Turnerkamps, heute noch IV+. 1887 bezwang Drasch einen nach ihm benannten Gipfelgratturm der Glocknerwand, 1896 fand er beim Versuch der ersten Begehung eines der beiden brüchigen Nordostgrate des Großen Mörchners den Tod).

1895 war das Jahr von Fritz Koegel und Franz Hofer. Beiden gelang die erste touristische Besteigung des **Dreieckers**, die erste Besteigung des

Keeskarkopfes, 2917 m, der **Zillerplattenspitze**, 3147 m, der **Richterspitze**, 3054 m, und der **Zillerspitze**, 3091 m. Die kühnsten Erhebungen in der südlichen Reichenspitzengruppe, **Nadelspitzen**, 2975 und 2955 m, und **Spaten**, 2956 m, fielen 1898 H. Meynow und W. Weigand zu. Ein Jahr später standen E. Platz und L. Prohaska auf dem schöngestaltigen **Rainbach-Schwarzkopf**, 3068 m, und mit der ersten Überschreitung des **Hahnenkammes**, 3206 m, zwischen Reichen- und Wildgerlosspitze im Jahre 1902 durch Gelmo und Maischberger (letzterer erschloß, zusammen mit Heinrich Pfannl, die nach den beiden benannte, berühmte Föhre durch die Nordwand des Hochtors im Gesäuse) wurde der Schlußpunkt unter die Eroberung der Reichenspitzenberge gesetzt.

Von den bekannten Namen derer, die bis in die jüngste Zeit hinein bemerkenswerte Neutouren an Graten und Wänden eröffneten, seien nur einige genannt: Karl Hannemann, Eugen Allwein, Bruno Streitmann, Hubert Peterka und Heinrich Klier, seit 1959 Autor und Bearbeiter des Alpenvereinsführers Zillertaler Alpen.

Lohnende Touren

Die **Richterspitze**, 3054 m, ist ein echter Bergwander-Dreitausender. Bei sommerlichen Verhältnissen (also nicht nach Neuschneeefall oder bei Vereisung) bietet sich der problemloseste Aufstieg von der Richterhütte an. Der Zugang zur Gamsscharte ist gletscherfrei und lediglich eine kurze Steilstufe über ihr (fixes Seil) fordert ein wenig Zupacken.

Etwas mehr Übung verlangt die benachbarte **Zillerspitze**, 3091 m. Der kurze Grat von der Richterscharte, 2893 m, wird mit dem I. Schwierigkeitsgrad bewertet, wobei allerdings der Zugang in die Scharte wegen der vielen lockeren Blöcke die eigentliche Schwierigkeit darstellt.

Nördlich der Westlichen Windbachscharte, 2693 m, erhebt sich der formschöne **Windbachtalkopf**, 2844 m. Auch er ist ein Berwanderziel und wird von der Richterhütte aus über die Nordwestflanke erstiegen.

Ebenso wie der Windbachtalkopf erhebt sich die **Warze**, 2800 m, in dem von der Zillerschartenspitze nordöstlich abstreichenden Zweigrat. Diese an sich unbedeutende Erhebung bietet eine überraschend weitreichende Sicht; besonders schön präsentieren sich Dreiherrn- und Rötspitze der Venedigergruppe. Informativ ist die Schau über Keeskar- und Rainbachkees sowie der Blick auf Reichenspitze und Gabler, deren gesamte Südost-Aufstiegsroute zu überblicken ist. Die Warze wurde vor wenigen Jahren, dem Wunsch der Sektion Bergfreunde Rheydt entsprechend, in **Rheydter Spitze** umgetauft.

Lohnend, wenn auch lang ist eine Wanderung über die Westliche Windbachscharte zum **Eissee**, 2577 m, unter dem Keeskarkopf. Dieser Weg ist ein Teilstück des Übergangs Richterhütte–Krimmler Tauern–Neugersdorfer Hütte bzw. Birnluckenhütte (Kesselweg, Lausitzer Weg).

Dem, der Übung im mäßig schwierigen Eis und Urgestein hat, bieten die Reichenspitzenberge eine Fülle von Tourenmöglichkeiten. Da ist die **Reichenspitze** selbst mit ihrer anspruchsvollen Führe von der Zittauer Hütte über die »Glatze« bzw. der weniger schwierigen Route von der Richterhütte. Da lockt das Felshorn des **Gablers**, der meist von Reichenspitzenbesteigern als Zugabe »mitgenommen« wird. **Keeskarkopf**, **Zillerplattenspitze**, **Rainbach-Schwarzkopf**, **Nadelspitzen** und **Südliche Schwarze Wand** (Südlicher Schwarzkopf) übersteigen auf den üblichen Wegen nirgends den Schwierigkeitsgrad II und zeichnen sich, obwohl

im unmittelbaren Bereich von Richterhütte und Plauener Hütte, vor allem durch wohlthuende Einsamkeit aus. Auch **Kuchelmooskopf** und **Wildgerlosspitze** sind nur mäßig schwierig (Stützpunkt Plauener Hütte), während der Normalanstieg auf den **Spaten** teilweise bereits den III. Schwierigkeitsgrad erreicht.

Damit eröffnet sich der Reigen mittelschwerer und schwieriger Urgesteinsklettereien, als deren rassigste wohl die **Überschreitung Reichenspitze–Hahnenkamm–Wildgerlosspitze** gilt (Stellen V-). Beliebtes Ziel für Genußkletterer ist der luftige Verbindungsgrat **Zillerspitze–Reichenspitze** (teilweise IV), zu den wenig bekannten Fahrten zählt der schöne **Nordgrat auf die Richterspitze** von der gleichnamigen Scharte aus (III). Eine Steigerung bietet der übliche Anstieg auf den abweisenden **Nördlichen Schwarzkopf** (Stellen IV-), der darüber hinaus noch zwei bedeutende Führen in der **Ostwand** (III bzw. V) aufweist.

Der **Spaten** ist das Kletterziel für die Felsgeher schärferer Richtung. Drei sehr anspruchsvolle Routen durchziehen die steile, knapp 200 m hohe **Ostwand** (Direkte Ostwand V und A1, Neue Ostwand V und A2, »Stefan-Böhm-Gedächtnisweg« laut Erstbegeher V und VI, eine Stelle VI+).

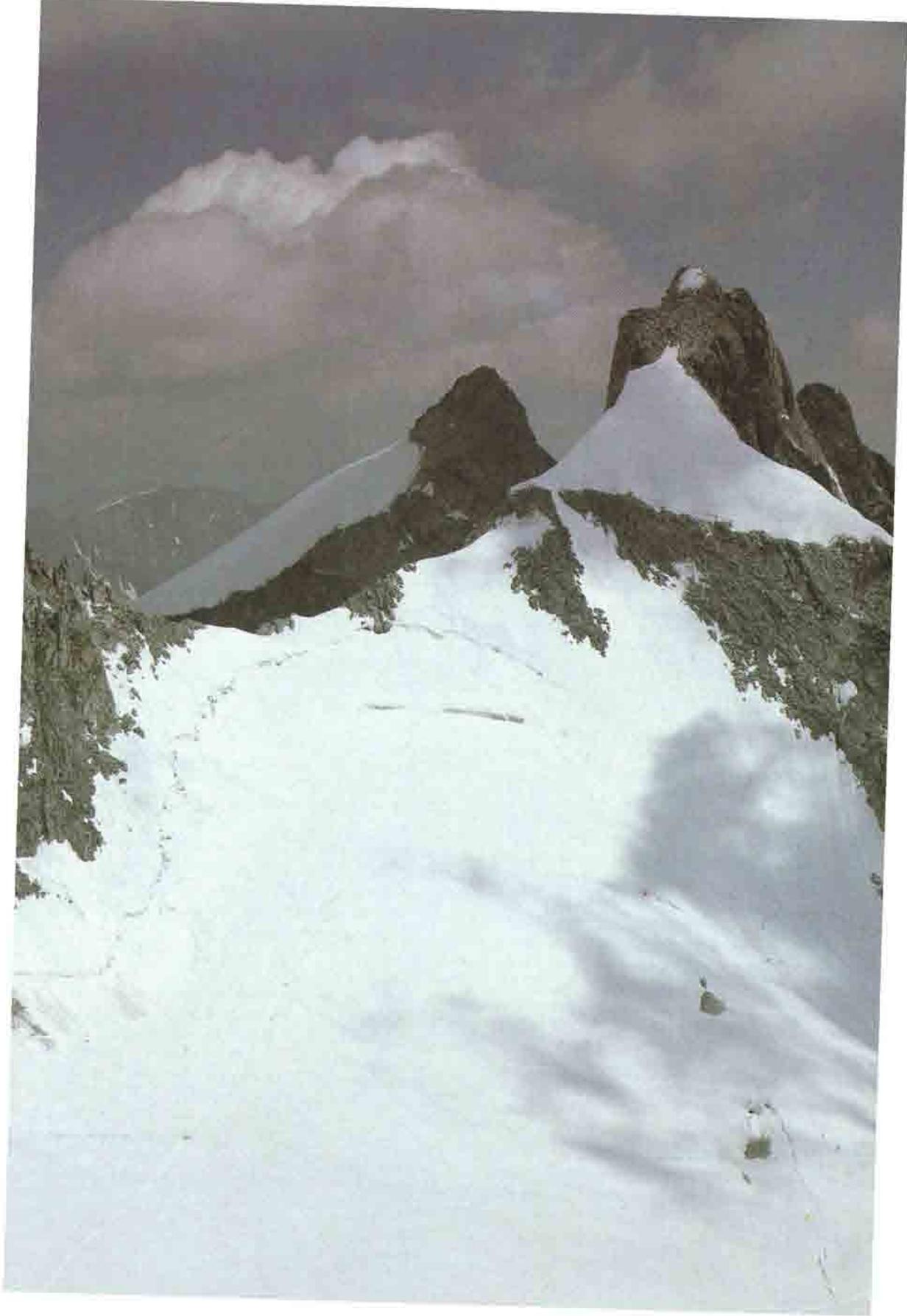
Weniger begehrt sind die Anstiege auf die **Nadelspitzen** (II und III). Auch hier wurde in jüngerer Zeit mit der **Nordostkante** eine schwierige Führe IV. und V. Grades eröffnet.

Die markanten Grate auf den **Rainbach-Schwarzkopf** werden, obwohl nur mittlere Schwierigkeiten auftreten, kaum begangen; das gleiche gilt für die **Zillerschartenspitze**, in gesteigertem Maß für **Zillerplattenspitze** und **Keeskarkopf**. Hier findet derjenige, welcher großzügige Gratklettereien im Schwierigkeitsbereich III und IV liebt, einsamstes Felsland.

Modetouren mit berühmten Namen fehlen freilich, aber das gilt, von Reichenspitze und Gabler abgesehen, für die gesamte Gruppe. Trotzdem ist sie einer der landschaftlichen wie bergsteigerischen Höhepunkte im großen Gletschergebirge der Zillertaler Alpen, und wer einmal vom Zauber und von der Schönheit dieser Täler, Grate und Gipfel erfaßt wurde, kommt gern und mit vielen Wünschen wieder.

*Anschrift des Verfassers:
Horst Höfler, Bucher Straße 21/II,
D-8011 Eggharting*

Rechts: Blick vom Kuchelmooskopf auf Gabler und Reichenspitze. Foto: S. Brandt



Die vier Nordkämme der Reichenspitzgruppe

Zwischen der Windbachspitze und der Reichenspitz verläuft der Hauptkamm der Reichenspitzgruppe ziemlich genau von Süd nach Nord und bildet dabei die Scheide zwischen Zillergrund und Krimmler Achantal, zwischen Tirol und dem Land Salzburg. Dann biegt er nach Westnordwest ab und liegt nun ganz auf Tiroler Boden. Nach Süden fällt er weiterhin steil und kaum gegliedert in den Zillergrund ab, während sich die Nordseite in vier mächtige Seitenkamme aufteilt, die parallel zum Gerlostal hinausziehen. Diese Kämme und die sie trennenden Täler sollen hier behandelt werden.

Allgemeines

Auch das gibt es 1980 noch im Land Tirol: eine Berggruppe von 80 qkm Ausdehnung mit fünfzehn durchaus mächtigen, selbständigen Gipfeln, die bisher noch nie zusammenhängend beschrieben wurden und die – mit wenigen Ausnahmen – oft jahrelang keinen Besuch erhalten. Im Gerloser Gebiet der Reichenspitzgruppe werden nämlich nur die Täler durchwandert, vor allem das Wildgerlostal mit dem Ziel Zittauer Hütte und Reichenspitz. Die Gipfel aber werden von Alpinisten und Bergwanderern »links und rechts liegen gelassen«.

Auch durch diesen Beitrag wird das Gebiet ganz bestimmt nicht plötzlich in Mode kommen. Mühe, Ausdauer, unbedingt notwendige Eigeninitiative und alpines Können sind allzu mächtige Hindernisse für jeden Massentourismus. Doch gerade diese Eigenschaften mu der Bergsteiger mitbringen, der Gipfel in den vier Kämmen besteigen will. Denn – wie schon angedeutet – gute Wege ziehen nur durch die Täler. Diese V-förmigen Einschnitte werden von sehr steilen, oft felsdurchsetzten Flanken begleitet, die zudem meist von dichtem Gestrüpp überzogen sind. Nur kleine, schwer zu findende Steige überlisten die Steilstufen und leiten in die Hochkare hinauf. Diese sind schlielich ganz ohne alle Steiganlagen. Man mu sich also die richtige Route nach der Karte und seinem »Gelandeblick« selbst suchen.

Die Fotos zeigen deutlich den Charakter der Gipfel in unserem Gebiet. Es gibt schön geformte Felsberge, flachere, mehr in Blockwerk aufgelöste Formen und im nördlichen Teil der Kämme Grasberge mit sehr steilen, zerfurchten Flanken. Das Gestein ist kaum je so fest, und die Wände sind

kaum je so hoch, da hier der ausgesprochene Kletterer auf seine Kosten käme. Auch der Bergwanderer wird sich nicht hierher verirren, für ihn entpuppen sich ausnahmslos alle Ziele als zu anspruchsvoll (von den nördlich vorgelagerten Kuppen abgesehen). Es bleibt also nur der Bergsteiger mittlerer Prägung mit perfekter Trittsicherheit, gutem Orientierungsvermögen und sicherem Klettern in völlig unberührtem Gelände mittlerer Schwierigkeit. Ja, auf den Freund von spannenden Entdeckungsfahrten warten zahlreiche Grate und Rippen, Touren, die zum Teil noch nie begangen worden sind.

Die Höhe der Kämme nimmt von West nach Ost kontinuierlich zu, ebenso die Länge der Täler und ihre landschaftliche Schönheit. Alle Kämme ziehen fast gerade nach Norden mit »ordentlich« hintereinander aufgereihten Gipfeln. Groere Seitengrate fehlen, die weiten Kare werden oft nur durch Rippen getrennt. Ganz auffallend: die Westflanken der Berge sind ungleich steiler als ihre Ostseiten. Oft bleibt kaum noch Platz für richtige Kare, nur Steilmulden sind in die Riesensinken eingelagert. So fällt zum Beispiel die Wildkar Spitze mit einem einzigen Steilhang volle 1200 Höhenmeter ins Wildgerlostal ab. Im Verhältnis dazu sind die Ostseiten stark gegliedert mit malerischen, blockuberstauten Hochkaren und kleinen Gletscherresten. Ganz logisch, da diese Seiten dann auch die einfacheren, mueloseeren und reizvolleren Anstiege bieten.

Auch in anderer Beziehung zeigen die vier Kämme eine auffallende Ähnlichkeit: sie werfen alle bald nach der Abzweigung vom Hauptmassiv einen ziemlich mächtigen Bergstock auf (Wildkar Spitze, Sichelkopf, Schwarzer Kopf), nach dem dann die Grate relativ kontinuierlich nach Norden absinken. Damit steigern sich die Anstiegszeiten gleich in doppelter Weise. Denn je höher der Gipfel und die damit zu überwindende Höhe ist, desto länger wird auch der Talmarsch.

Die Täler

Von den vier Tälern wird einzig das **Wildgerlostal** viel besucht. Mit den blockdurchsetzten, recht urtümlichen Wäldern, den alten Almhütten, den von Gletscherschliff polierten Felsen, den staubenden Wasserfällen und dem so wilden, sehr hochalpinen Talschlu mit Reichenspitz, Wildgerlosspitze und dem gleichnamigen Kees gehört es zu den schönsten Landschaften Osterreichs. Am Rande des Wildgerlossees liegt die Zittauer Hütte (2329 m) des DAV, zu der man aus der Finkau in



*Wildkar mit Wildkarspitze und Roßkarkopf (ganz links) von Norden (Gerlos); Normalaufstieg über den Ostgrat (links des Gipfels).
Foto: D. Seibert*

2¹/₂ bis 3 Stunden hinaufwandert. Bis zum Gasthaus Finkau (1420 m) kann man – längs des Dur-laßsees – mit dem Auto fahren.

Das Paralleltal im Westen, das **Schönachtal**, ist stiller, unberührter, etwas herber, obwohl auch hier ein großer Gletscher (Schönachkees) für einen leuchtend weißen Talschluß sorgt. Ihm fehlen jedoch die markanten Berggestalten – wie es die Reichenspitze drüben im Nachbartal ist. Wer Freude an stillen Bergwanderungen hat, der wird durch das ganze Tal hineinlaufen – anfangs auf einem Güterweg, dann auf einem Steig –, hier nach links abbiegen, um durch das Keeskar die Keeskarscharte (2785 m) zu erreichen. Fünf Stunden etwa dauert dieser Anstieg, in einer weiteren Stunde ist man dann drüben bei der Zittauer Hütte.

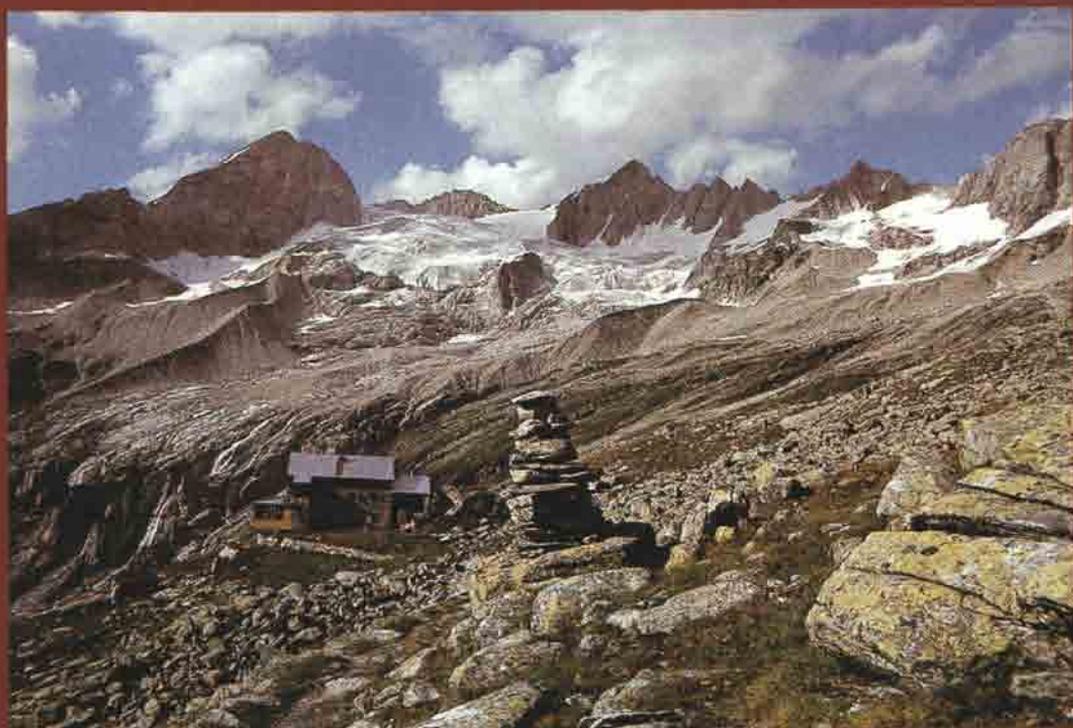
Das **Wimmertal** ist das dritte dieser so verblüffend parallel verlaufenden Seitenarme des Gerlostales. Nach einer kurzen Waldstufe bei Gmünd weitet es sich zu ein paar saftig grünen Wiesenböden, zeigt dann aber im weiteren Verlauf ein ausgesprochen strenges Aussehen. Der schmale Einschnitt wird von steilen, sehr hohen, mit Bäumen und Busch-

werk bestandenen Flanken eingefäßt. Im Talschluß beherrschen Schrofen, Schneefelder und Blockwerk das Bild. Nur noch spärliche Pfadspuren leiten in die abschließende Wimmerscharte (2541 m, gut 4 Stunden von Gmünd) hinauf.

Der **Schwarzachgrund** schließlich, der das besprochene Gebiet nach Westen abschließt, ist nur noch eine rasch emporsteigende Kehle. Von der Unteren Schwarzachalm bis in die Höhenbergnieder (2474 m) sind es genau 1100 Höhenmeter bei einer Horizontalentfernung von nur vier Kilometern. Hierher verirrt sich kaum je ein Tourist, ja, es gibt nicht einmal einen ordentlichen Steig durch das etwas einförmige, teilweise blockreiche Kar.

Die Gipfel

Die im Jahrbuch von 1897 verwendeten und später vom AV-Führer übernommenen Bezeichnungen der vier Kämmen sind teilweise unlogisch und können zu Mißverständnissen führen. So werde ich die Namen hier etwas modifizieren, die Kämmen nach **beiden** sie begleitenden Tälern benennen. Damit sind alle Möglichkeiten für Irrtümer ausgeschlossen.



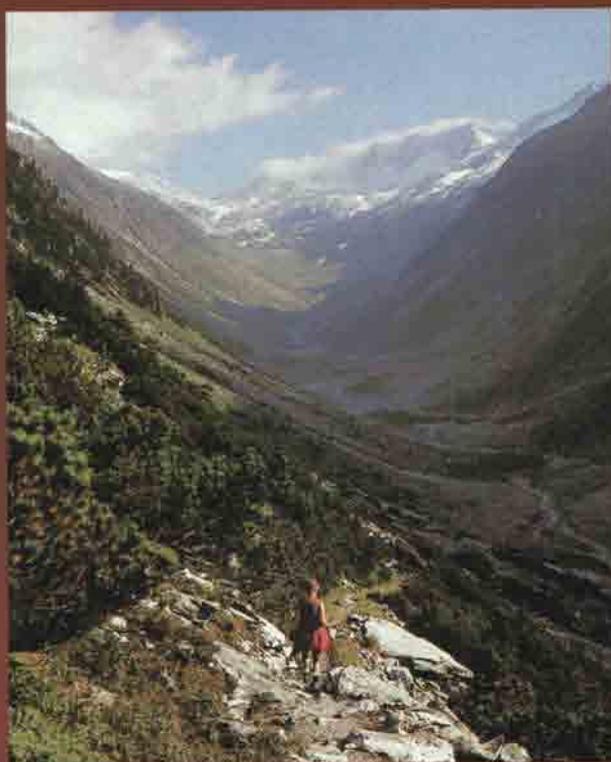
*Oben:
Berge im Bereich der
Plauener Hütte: Kuchel-
mooskopf – Hähnen-
kamm – Reichenspitze
– Zillerspitze – Richter-
spitze (von links).*

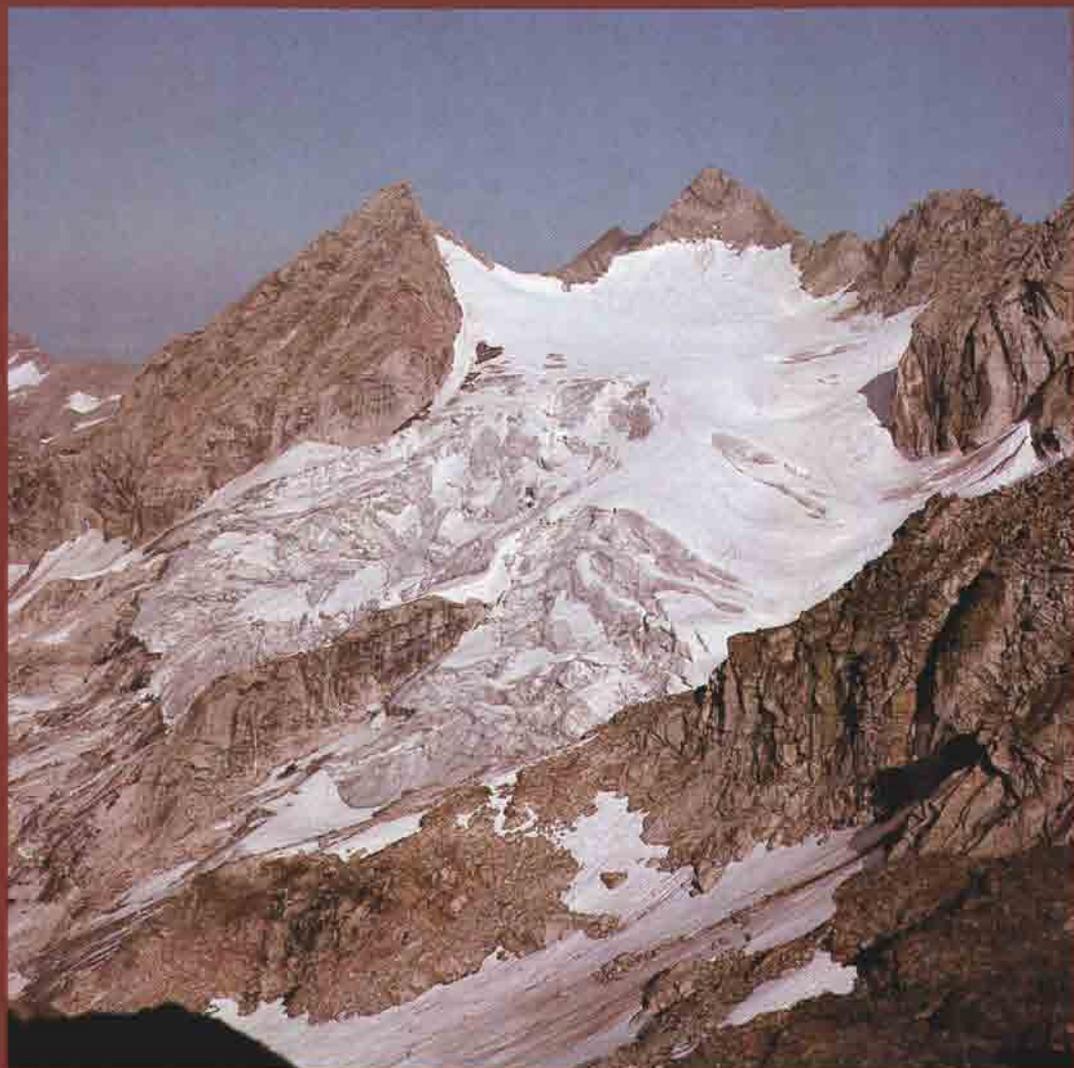
Foto: H. Köchler

Rechts:

*Das Zillergründl im
Abstieg von der Plauener
Hütte. Auch dieser Tal-
grund ist der Energiewirt-
schaft zum Opfer gefal-
len. Seit Sommer 1980
ist der neu erbaute
Stausee fertig, das Bild
nur noch eine Erin-
nerung daran, »wie's
früher war«.*

Foto: S. Schnürer





Kuchelmoosspitze, Wildgerlosspitze und Hahnenkamm (von links) über dem wilden Kuchelmooskees, aufgenommen von der Richterspitze.

Foto: H. Höfler

Krimml-Wildgerlos-Kamm

Dieser Bergzug hängt über die Roßkarscharte unmittelbar mit der Reichenspitze zusammen. Gleich östlich der Scharte folgt der von Norden unscheinbare **Roßkopf** (2844 m), der Hausberg der Zittauer Hütte, den man mühelos auf einem Steigerl erreicht. Er überrascht den Besucher mit einem eindrucksvollen Blick auf die westlichen Venedigerberge.

Nördöstlich davon ragt eine gewaltige, gut 3 km breite Schrofenmauer auf, deren Gipfelschneide nur wenig eingeschart ist. Sie trägt die einzigen Dreitausender des Gebietes, den **Hohen Schafkopf** (3051 m und 3058 m) und die **Wildkarspitze** (3076 m). Die vier nach Südwesten abfallenden Rippen lassen sich alle übersteigen (max. III), ja, die zwischen Rainbachscharte und Schafkopf bietet durchaus interessante Kletterei. Da auch der mit Zackerl und Blöcken besetzte Hauptkamm keine ernsten Hindernisse in den Weg stellt, kann hier jeder nach persönlichem Geschmack Rundklettertouren veranstalten.

Die Wildkarspitze – unser Foto zeigt ihr so typisches Aussehen aus dem Gerlostal – wird am häufigsten von dort, also von Norden bestiegen. Auf dem Bild kann man den ganzen – pfadlosen – Aufstieg durchs obere Wildkar und über den Ostgrat (links des Gipfels) verfolgen. Man benötigt aus der Finkau oder von der Gerlosplatte jeweils etwa fünf Stunden. Nordost- und Nordwestgrat, die das sanfte Wildkarkees umrahmen, werfen jeder noch einen vor allem nach Osten felsigen Gipfel auf, das Seekarspitzl (2915 m) und den Drisskopf (2694 m). Beide sind jedoch nur unbedeutende Grathöcker.

Da zeigt der folgende Kamm von der Seekarscharte hinaus nach Norden schon mehr Selbständigkeit. **Seekarkopf** (2614 m), **Roßkarkopf** (2610 m) und **Steinkarkopf** (2476 m) bilden wieder eine ähnlich in sich geschlossene Mauer wie das Massiv Schafkopf–Wildkarspitze, allerdings in Miniausgabe. Dabei sind die Westflanken blockübersät und grasdurchsetzt, während nach Osten und Norden kurze, aber zum Teil wilde Wände abbrechen. Hier gibt es eigentlich nur eine lohnende Route, die Überschreitung von der Schneggenscharte bis zur Seekarscharte, eine Grattour mit viel Gehgelände, mit Blockwerk und einiger netter Kletterei (2 Stellen II).

Eine besonders reizvolle Landschaft zeigen die Kare rund um diesen Kamm mit den mächtigen Blöcken, den Gletscherschliffen, den beiden ma-

lerischen Seen im Wildkar und Seekar. Ein markierter Steig lockt viele Bergwanderer zu einer Rundtour über die Seekarscharte. Dies ist der einzige Weg im zentralen Teil der beschriebenen Käme, der mühelos begangen werden kann.

Wildgerlos-Schönach-Kamm

Vier ausgeprägte Gipfel stehen im 5 km langen, felsigen Teil dieses Bergzuges, mächtige, dunkle Gestalten, die nur schwer und mühsam zu erreichen sind. Das Gebiet wird deshalb wohl immer so einsam bleiben, wie es bisher war.

Der höchste und dominierende Gipfel im Kamm ist der **Sichelkopf** (Sicherkopf, 2985 m), der aus der Entfernung behäbig wirkt, aber doch energisch seine Zähne zeigt – im wahrsten Sinne des Wortes –, wenn man ihm aufs Haupt steigen will. Er ist der einzige Gipfel im Gebiet, an dem ich bei meinen Touren gescheitert bin. Der im AV-Führer angegebene Zweier dürfte nämlich zu niedrig gegriffen sein. Bei meinem Versuch im so schnee-reichen Sommer 1979 hatte zudem der Knetiefe, tiefend nasse Neuschnee die moosüberzogenen Felsen in seifenglatte Rutschbahnen verwandelt. Da spürt man dann so recht die Ausgesetztheit an den Zacken der obersten Gratschneide. Dabei zieht nach Norden noch der kürzeste und flachste der drei Sichelkopfgate. Wahrscheinlich haben auch Südgrat und Ostgrat bereits ihre Liebhaber gefunden; Berichte darüber liegen jedoch nicht vor. Ob je einer die Flanken durchklettern wird? Die Südwestwand steigt immerhin 450 m hoch aus dem Keeskar auf. Der plattige Fels ist jedoch stark von Gras durchsetzt.

Am Nordgratfuß des Sichelkopfes liegt in einer Mulde ein Minigletscher, das Ebene Kees, das mit seinem Firn einen schönen Kontrast zu den sehr dunklen Felsbergen bietet. Sein Westufer überragt die unbedeutende Sehdlspitze (2885 m) als niedrige Felschneide. Dieser Gipfel fällt jedoch nach Westen mit Schrofenwänden und Steilgraspfeisen 1000 m tief ins Schönachtal ab. Die blockige Gratschneide läßt sich mühelos überklettern. Doch dann folgt im Kamm ein auffallender Felsklotz, der **Weißkarkopf** (Gerlosturm, 2850 m), der nach allen Seiten sehr steil abbricht, nach Osten und Südwesten sogar mit nahezu senkrechten Wänden. Am leichtesten kommt man dem Gipfel über die Grasschrofen der Südostflanke (II) bei, viel netter aber ist die kurze Kletterei aus der Scharte am Südfuß durch einen Kamin und über einen Überhang (III, 20 Minuten).



Blick vom Wildkar auf Sichelkopf, Sehndlspitze und Weißkarkopf (Gerlosturm; v.l.n.r.).

Foto: H. Höfler

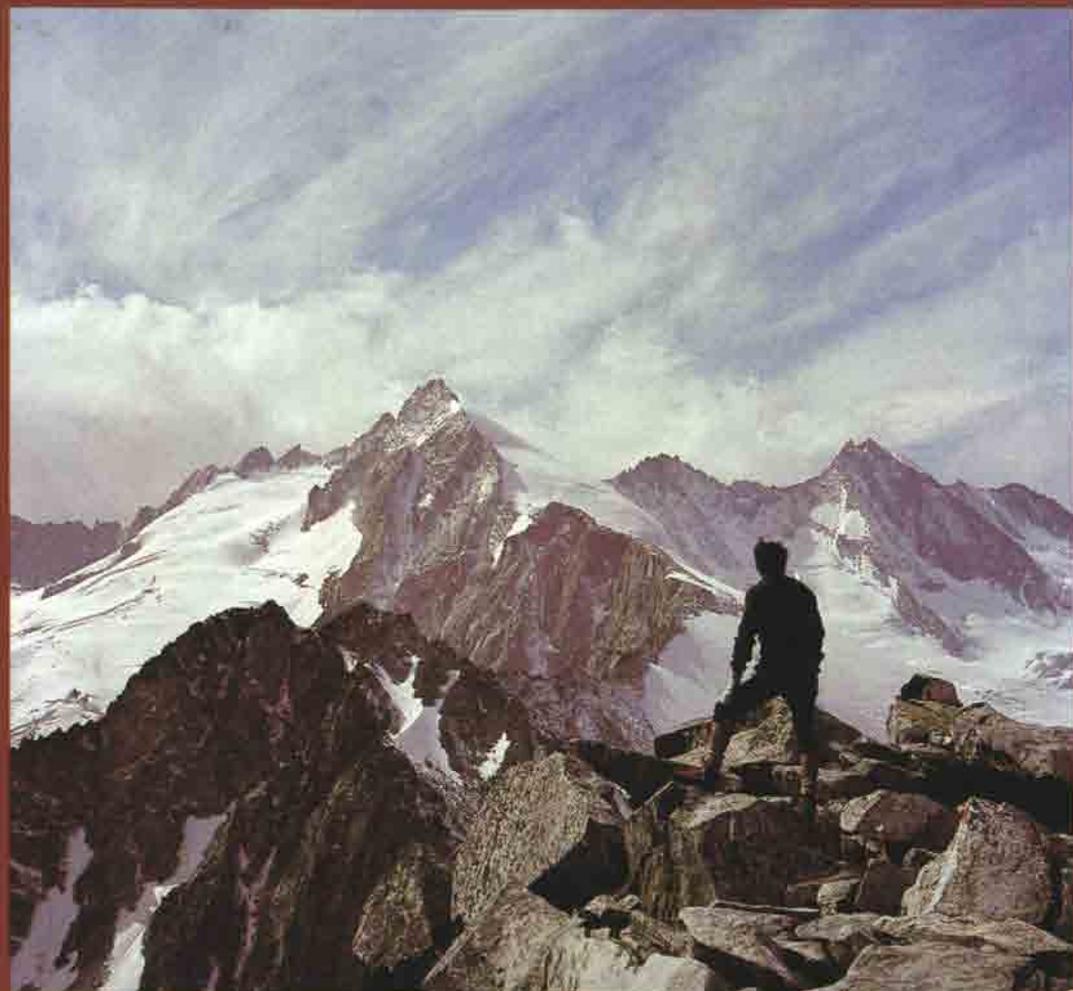
Aus einer ganzen Reihe kleiner, aber bizarrer Zacken und Türmchen besteht der Verbindungsgrat hinüber zum Ankenkopf. Natürlich läßt auch dieser Grat sich überklettern, dabei bleibt es jedem selbst überlassen, wie weit er sich mit den Türmen einlassen will. Ab dem **Ankenkopf** (2701 m) zeigt der Grat einen neuen Charakter. Herrschten bisher Felsen und Blockwerk, wie sie für den Gneis typisch sind, wird nun das Gelände schiefrig und auffallend stark geschichtet, und zwar stehen diese Schichten senkrecht. Das verhilft den Graten zu dem hahnenkammartigen Aussehen und den Ostseiten-Wänden zu den vielen Rinnen und Rippen. Auch hier sollte man mit den Beschreibungen des AV-Führers vorsichtig sein. Der logischste Anstieg führt von der Finkau über die Ankenalm und das Ankenkeesl fast unmittelbar zum Gipfel, bei gutem Schnee eine wirklich lohnende Bergfahrt von 4 Stunden, nahezu ohne Schwierigkeiten. Der gut 1 km lange Nord-

grat über das Gamsspitzl bis hinab in die Sonntagsscharte besteht aus Steilgras, aus Schrofen und Felszacken, die sich teilweise gar nicht so leicht überschreiten lassen (mit Umgehungen II).

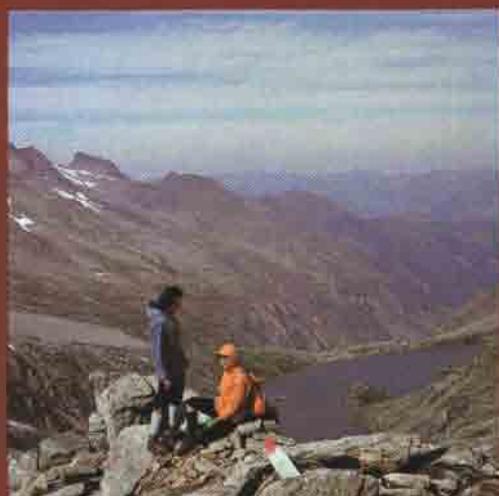
Als steile Mauer aus Gras und Schrofen präsentiert sich schließlich der letzte große Gipfel des Grates, der dreiköpfige **Hanger** (2473 m). Man kann ihn vom Silberköpfl zur Sonntagsscharte überschreiten. Das erfordert mehr Trittsicherheit als Kletterfertigkeit.

Schönach-Wimmer-Kamm

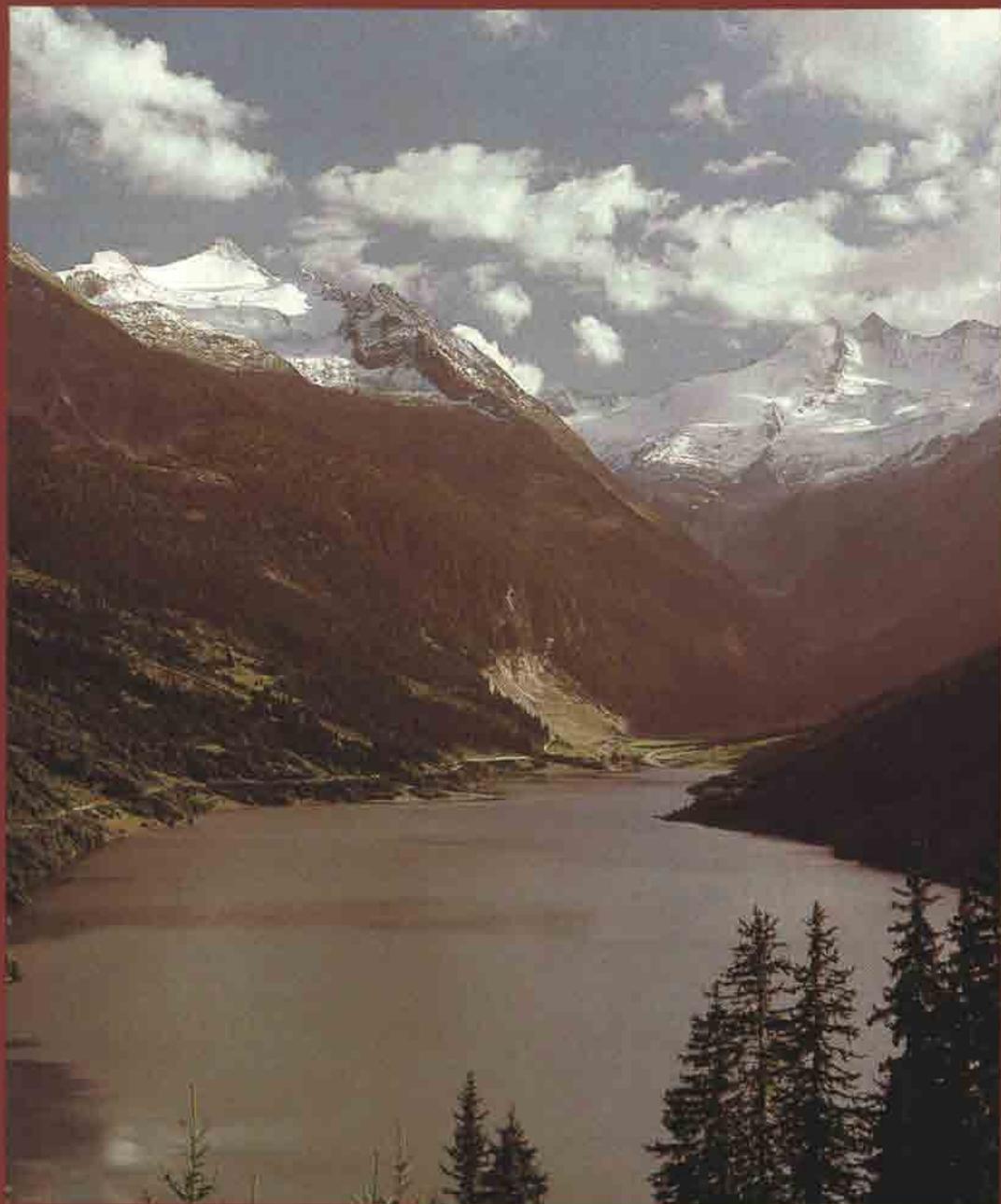
Fünf recht unterschiedliche Eindrücke vermittelt der Bergkamm zwischen Schönach- und Wimmerthal. Im Süden beginnt er mit dem **Zillerkopf** (2997 m), einem dunklen, breitgelagerten Felsberg aus Gneis mit zwei weit auseinander liegenden, fast gleichhohen Gipfeln. Über dem Wimmerthal erscheint der Berg als schöne Felspyrami-



Oben: Reichenspütze – Hahnenkamm – Wildgerlosspütze (von links) vom Roßkopf. Die Überschreitung dieser Gipfel bezeichnet Horst Höfler als die wohl rassistigste Urgesteinsklettereier (Stellen V-) in der Reichenspützegruppe.



*Rechts:
An der Roßkarscharte. Blick auf den Unteren Wildgerlosssee mit der Zittauer Hütte.
Fotos: H. Höfler*



Wildgerlostal mit Speicher Durlaufboden, links Wildkarspitze, über dem Talschluß die von Norden her so markant aussehende Firn-»Glatze« des Gablers, rechts daneben die Reichenspitze. Foto: J. Winkler



*Der Zillerkopf, ein dunkler, breitgelagerter Felsberg aus Gneis mit zwei weit auseinanderliegenden, fast gleich hohen Gipfeln (rechts die Nordflanke).
Foto: D. Seibert*

de, im Schönachtal verhilft ihm das – stark zusammengeschmolzene – Schönachkees zu einem malerischen Aussehen, nur auf der dem Zillergrund zugewandten Südseite ziehen sich die Hänge und Schrofen bis in Gipfelnähe hinauf. Die Besteigung von Gerlos durchs Schönachtal ist ausgesprochen lang (6 Stunden). Das Foto zeigt die Schnee- und Schrofenhänge in der Nordflanke des Hauptgipfels, die den leichtesten Aufstieg erlauben. Man kann auch über den plattigen Nordnordwestgrat klettern (rechts im Profil, II–III), er verteidigt sich jedoch häufig durch Nässe und Eis. Weniger lang und schwierig ist natürlich der Aufstieg von Süden, von Bärenbad durchs gleichnamige Kar bis unmittelbar unter den Gipfel, den man dann von links anpackt (4 $\frac{1}{2}$ Stunden, II). Die 300 m hohe Westwand dürfte noch unberührt sein.

Der zweite Abschnitt des Kammes wird von grauem, stark quarzhaltigem Fels geprägt, der zahllose Zacken und turmartige Gipfel aufbaut. Hier steht

die schönste Felsgestalt des ganzen Gebietes, der **Steinkarkopf** (2741 m), vor allem von Nordosten gesehen ein richtiges Horn. Die schroffe Gestalt sollte einen jedoch nicht täuschen: auch hier ist der Fels nur mittelmäßig, sind die Flanken von Gras durchsetzt. Die Überschreitung von Steinkarkopf und den anschließenden, etwas weniger steilen Grauen Köpfen (2708 m) ist eine kurzweilige Aufgabe für Individualisten, denen es Spaß macht, sich einen Durchschlupf in dem stark gegliederten, zerborstenen Gelände zu suchen. Nur soviel sei dazu verraten: sowohl aus dem Plattenkar wie aus dem Steinkar ist der Steinkarkopf im Schwierigkeitsgrad II erreichbar.

Nördlich davon ändert sich das Gelände schlagartig. Die mächtige Mauer der **Schwarzen Köpfe** (2777 m) zeigt genau den gleichen Charakter wie der Ankenkopf drüben im Nachbarkamm, nur ist hier alles um eine »Schuhnummer« größer und unwegsamer. Etwas Besonderes aber sind die der Gipfelschneide aufgesetzten, auffallend glatten



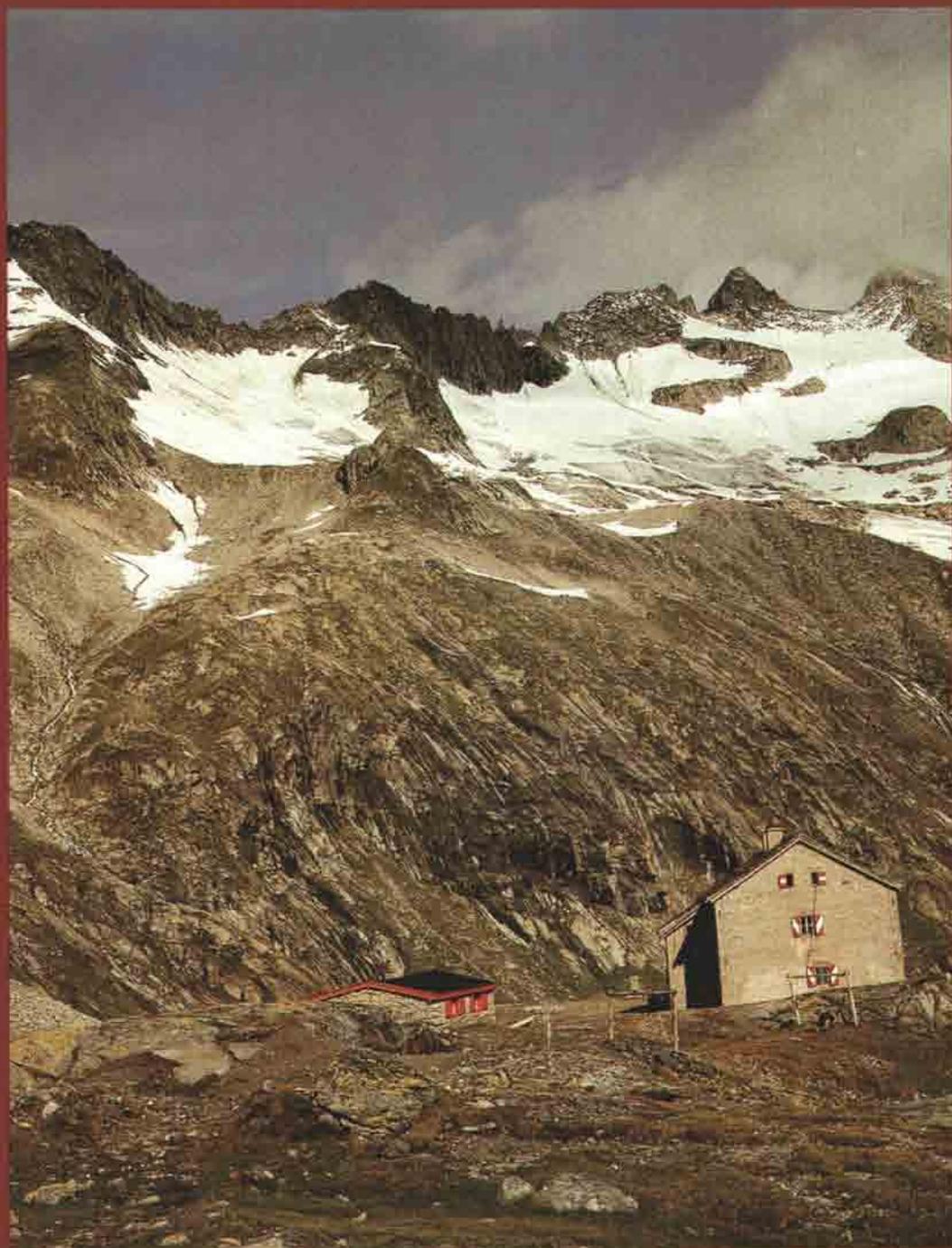
*Hauer- und Wechselspitze, steile, schrofige Grasberge, deren Schneide aus Kalk besteht, vom N-Grat des Ankenkopfes.
Unten: Steinkarkopf von Norden.*

Fotos: D. Seibert

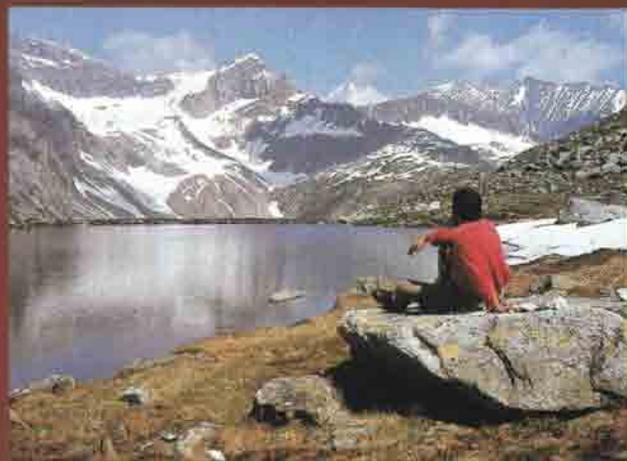


und spitzen Felstürme, die an die Wildgerlosspitze erinnern. So gelangt man relativ einfach durch das Althüttenkar auf eine Schulter im Osten des Gipfels und über eine Schrofenseite auf den Hauptkamm. Der ganz kurze Gipfelgrat nach Süden zum höchsten Punkt jedoch ist ein Dreier (schöner Fels), die Schneide nach Norden zum letzten der Zacken sogar ein Vierer. (Aufstieg von Gerlos 5 Stunden).

Den vierten Bergtyp in diesem Kamm bildet das Massiv der **Hauerspitzen** (2660 m). Hier handelt es sich um ausgesprochene Grasberge mit unangenehm steilen, schrofigen Flanken, die nicht durch Zufall an das Allgäu erinnern. Denn auch diese Schneide besteht aus Kalk. Erstaunlicherweise ist in der offiziellen Österreichischen Karte von 1965 der höchste Gipfel weder benannt noch kotiert. Sie kennt nur die Wechselspitze, den nördlichsten der drei Gipfel im Kamm und das Wahrzeichen von Gmünd. Man besteigt diese entweder über die steile Nordflanke oder von der



*Blick von der Richterhütte auf Richterspitze, Zillerspitze, Reichenspitze und Gabler (von links).
Foto: S. Schnürer*



Oben: Zillerschartenspitze und Rainbach-Schwarzkopf (rechts) vom Windbachtalkopf. In dem zur Zillerschartenspitze aufsteigenden Grat im Mittelgrund die »Warze«, seit einigen Jahren umbenannt in Rheydter Spitze, die überraschend weitreichende Aussicht bietet. Links: Mannlkarkopf, Roßkopf und Krimmler Wildkarspitze (v.li.) vom kleinen See bei der Riecherhütte.
Fotos: H. Höfler

Stackerlalm über die Osthänge, wobei das Steilgras das ärgste Hindernis ist. Über den schmalen Grat geht es dann weiter zur höchsten Hauerspitze, eine exponierte Tour im Stil der Höfats. Nun noch ein paar Worte zum fünften Abschnitt des Kammes. Er läuft über die **Kirchspitze** (2314 m) in ausgesprochen sanften Formen aus. Das Gebiet eignet sich für ungefährliche Bergwanderungen und war immer ein beliebtes Skitourenziel. Es bestehen jedoch Pläne, das Gebiet mit Bergbahn und Liften zu erschließen.

Wimmer-Schwarzach-Kamm

In diesem Kamm sind die Gipfel bei weitem nicht mehr so interessant und wohlgeformt wie in den drei anderen Bergzügen. Gerade in den Gipfelregionen sind die Felsen oft zu Blockhalden zerfallen. Nur in den weiten Einsattelungen stehen Gruppen relativ spitzer Türme, die man jedoch jeweils an ihrem Fuß über Schutt und Schnee umgehen kann. Der erste Teil des Kammes, in dem die vier wichtigen Gipfel aufragen, fällt nach Südwesten in den Zillergund ab, erst ab dem Höhenbergkarkopf streicht der Grat stärker nach Norden und verläuft nun ganz im Gerloser Einzugsgebiet.

Die Gipfel sollen hier nur ganz kurz vorgestellt werden. Über der Wimmerscharte baut sich der völlig unbedeutende Aukarkopf auf, bei dem der Grat rechtwinklig abbiegt und zum Hauptgipfel des Gebietes, dem breitgelagerten **Schneekarkopf** (2843 m), hinaufzieht, ein Berg aus Schrofen und Blockwerk. Er und der folgende Rotkopf lassen sich von Süden aus dem Aukar ohne besondere Schwierigkeiten besteigen. Es folgt eine tiefe, turmbesetzte Scharte, dann wieder ein Gipfel aus Schrofen und Blockwerk, der Punkt 2790, ein mächtiger, durchaus selbständiger Kopf, dem man den Namen **Gamskarkopf** geben sollte. Nach einer weiteren Scharte mit Türmen wirft der Kamm seinen letzten größeren Gipfel auf, den **Höhenbergkarkopf** (2792 m), ein zerborstener Felsberg, den man etwas mühsam aus der Höhenbergnieder besteigen kann.

Der noch gut 5 km nach Norden weiterziehende Grat zeigt sich recht einförmig. Er stellt eine schnurgerade, schmale Schneide aus Gras und Schrofen dar, kaum eingeschartet und von steilsten Pleisen auf beiden Seiten begleitet. Über den Pfannstielkopf (2528 m) zieht er hinaus zum Schafkogel und Roßler, um hier dann in der Waldregion unterzutauchen.

Ribler- und Magnerkamm

Der über weite Strecken so ausgeprägte Zillertaler Hauptkamm – da gibt es zum Beispiel zwischen Hochfeiler und Keilbachjoch keine unvergletscherte Scharte und keinen Einschnitt unter 3000 m Höhe – löst sich im Ostteil vollständig in einzelne, von tiefen Scharten (z. B. Hundskehljoch, 2561 m) getrennte Bergstöcke auf, von denen jeweils ein ausgeprägter Kamm nach Norden zieht. Der östlichste dieser Kämme ist recht bekannt und bei Bergsteigern und Kletterern gleich beliebt: die Reichenspitzengruppe. Hier gibt es drei AV-Hüten, einige angelegte Wege und ein paar »Modeberge«.

Die beiden westlichen Nachbarkämme jedoch zeigen genau den gegenteiligen Charakter: sie liegen in einem – fast – ungestörten Dornröschenschlaf. Wir wollen auch bestimmt nicht jene sein, die sie daraus aufwecken. Ganz im Gegenteil, wir sind glücklich über jeden Bergwinkel, der sich auch heute seine Stille und Unberührtheit erhalten kann. Außerdem wären wir zu einem derartigen Aufwecken auch gar nicht fähig ohne einen umfangreichen Bau von Wegen und Hütten. Denn die Gründe ziehen sich in die Länge, die Zugänge zu den Hochkaren werden von Schrofenstufen und einem wilden Gestrüpp fast unerstürmbar verteidigt, die Gipfel sind fünf bis sieben Stunden von Au und Bärenbad entfernt. Wen wundert es also, wenn man hier keine Bergsteiger trifft.

Wer die beiden Bergkämme auf der Karte vergleicht, wird nicht viel Unterschiedliches entdecken. Beide beginnen im Süden mit dem höchsten Gipfel – der Riblerkamm dominiert in der **Napfspitze** (3143 m), der höchste Berg im Magnerkamm ist der **Rauhkofel** (3252 m) –, beide streichen ordentlich parallel ausgerichtet nach Nordnordwest, beide sind etwa fünf Kilometer lang, beide sinken nach Norden kontinuierlich ab, beide zeigen große, auffallend wenig eingebuchtete Schuttkare im Westen und stärker ausgeprägte Kare im Osten, deren Blockwerk in kleine, teilweise steile Gletscher übergeht.

Was man auf der Karte weniger herauslesen kann, ist der sehr unterschiedliche Charakter im südlichen Teil der Kämme. So zeigt die Napfspitze breite, behäbige Formen, Schnee und Blockwerk reichen hoch gegen den Gipfel empor. Der Rauhkofel hingegen präsentiert sich vor allem von Nordosten als elegante, feine Spitze aus dunklem Fels und hoch hinaufleckenden Eistrinnen. Mancher Besucher der Plauener Hütte hat schon voller



Kleinspitze (Mitte) und Rauhkofel (ganz links) von der Plauener Hütte.

Foto: H. Glänzel

Erstaunen nach dem Namen dieses ihm ganz unbekanntes Berges gefragt. Von den anderen Seiten büßt der Rauhkofel ein wenig von seiner Eleganz ein, denn die Flanken nach Westen und Süden sind stark von Schrofen durchsetzt. Hier läßt sich der Gipfel auf Steigspuren auch relativ einfach erreichen (bester Zugang aus dem Ahrntal). Die schönste Gestalt aber in diesem Gebiet ist die **Kleinspitze** (3170 m), von Osten und Westen gesehen ein wuchtiges Felstrapez, eine kecke Spitze von Norden und Süden. Der Begriff »klein« im Namen paßt wenig zu diesem mächtigen, selbständigen Berg. Man erklettert ihn am besten von Süden (I). Der Nordgrat hingegen ist schmal, scharf und zersägt.

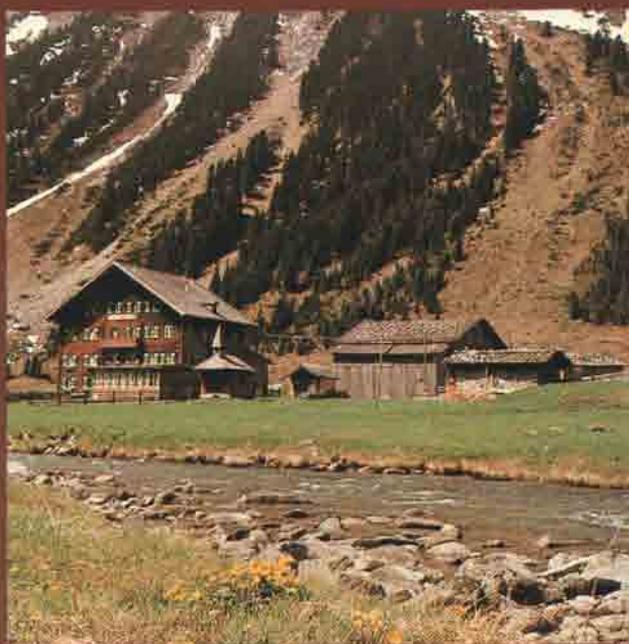
Einen ähnlichen hahnenkammartigen Charakter – doch nimmt die Höhe der Wände vor allem auf der Westseite allmählich ab – zeigt auch der nördliche Teil des Kammes, der wenig gegliedert über die **Magnerkarköpfe** (2893 m) und den **Großen Magner** (2874 m) bis zum Kleinen Magner hinauszieht, dessen dunkle Nordwestwand und die anschließenden Steilschrofen den Kessel von Bärenbad beherrschen. Der Große Magner ist der einzige Gipfel im Gebiet, der mit Wegen aus dem Hundskehlgund und aus dem Zillergrund erschlossen ist, keinen breiten Promenaden, sondern hochalpinen Steigen, die unbedingt Trittsicherheit und Übung erfordern.

Auch drüben im Riblerkamm folgt nach dem Hauptgipfel (Napfspitze) ein zweiter Dreitausender, die **Hohe Warte** (3097 m). Nach einer deutlichen Scharte wirft ihr Südgrat einen weiteren, fast gleichhohen Gipfel auf (Punkt 3095). So erhält der Berg sein charakteristisches, sattelartiges Aussehen. Im Nordwesten reichen die Schuttfelder fast ohne Unterbrechung aus dem Schönhüttenkar bis zum Gipfel und schaffen hiermit einen unschwierigen Normalanstieg. Der Kamm jedoch, der dann weiter nach Norden zieht, ist auch hier stark zersägt, ein weites Tummelfeld für »Zacken-Kletterer«. Erstaunlich: die mächtigen Köpfe 2978 und 2952 haben nicht mal einen Namen! Als letzter selbständiger Gipfel steht dann der **Hohe Ribler** (2977 m) im Kamm. Die AV-Karte schreibt diesen Namen nicht zum höchsten Punkt, sondern an das Südende der nahezu waagrechten, 400 m langen Gipfelschneide. Auch dieser sonst so schroffe Berg hat seine »schwache Seite«. Im Westen steigen die Schrofen bis zum Gipfel an, und so bietet die Westrippe einen Aufstieg ohne viel Kletterei. Der Riblerkamm läuft schließlich über die völlig unbedeutenden Gaulschneiden nach Norden aus.

*Anschrift des Verfassers: Dieter Seibert,
Zugspitzstr. 9, D-8121 Wielenbach.*



*Oben:
Zillertaler Hauptkamm (links der Rauh-
kofel) aus dem hinteren Ahrntal (Preitau).
Foto: S. Schnürer*



*Rechts:
Das Krimmler Tauernhaus.
Welche Bedeutung dem Krimmler Achen-
tal und seinem Tauern einstmals als
Alpenübergang, als Saumpfad für Handel
und Weidewirtschaft zukam, schildert
der folgende Beitrag.
Foto: H. Schueller*

Das Krimmler Achental und sein Tauern –

in Vergangenheit und Gegenwart

HARALD SCHUELLER

Eines der landschaftlich eindrucksvollsten Zentralalpentäler ist das Krimmler Achental mit dem Windbach- und Rainbachtal zwischen der den östlichen Zillertaler Alpen zuzuordnenden Reichen- spitzgruppe im Westen und den Hohen Tauern mit der Venedigergruppe im Osten. Den Abschluß des Windbach- wie des Krimmler Achentals gegen Süden bildet der Verbindungskamm vom Dreiecker, 2892 m, in der Reichen- spitzgruppe über die gewaltige Dreiherrn- spitze, 3498 m, zu dem Hinteren Maurerkeeskopf, 3313 m, in der Venedigergruppe. Unterbrochen wird der Kamm vom Krimmler Tauern, 2634 m, und der Birnlücke, 2667 m. Beide Paßübergänge stellen die Verbindung zu dem in Südtirol gelegenen Ahrntal mit seinem nicht weniger schönen Abschluß dar, der Prettau.

Von allen Tauernübergängen ist der Krimmler Tauern der westlichste und dürfte, wie ein Großteil der anderen Tauernpässe, schon in der Bronze- und ebenso in der Römerzeit als Verkehrsweg zwischen dem Oberpinzgau und den anschließenden nördlichen Gebieten sowie dem Ahrn- und Pustertal mit Einbeziehung weiterer Tiroler und oberitalienischer Räume in Verwendung gestanden sein. Gegenüber den anderen Tauernübergängen, wie Radstädter- oder Rottenmanner Tauern, die Anteil am Weltverkehr Venedigs hatten, kam der Krimmler Tauern meist für den Lokalverkehr in Frage. Auch konnte sich der Krimmler Tauern mit dem Felber Tauern, dem sogenannten »Oberen Weg« in seiner Bedeutung u. a. für den Wein-, Salz- und Viehhandel nicht vergleichen.

Trotzdem spielte der Viehtransport über den Krimmler Tauern eine nicht zu übersehende Rolle. Das ist aus einem Mittersiller Urbar des Jahres 1494 ersichtlich, hier wird unter den vier »espan« des Bezirks (das ist ein freier Platz zum Weiden des Viehs) »ains unter Krümbler Tauern auf dem Schelmpberg, darauf die auswendigen sautreiber und geßt, die sau, wider oder ander vich . . . durch das land treiben, gehalten mögen«, genannt. Somit mußte das Vieh nicht auf den Markt nach Mittersill getrieben werden, was für die Einwohner Krimmls von wirtschaftlichem Nutzen war.

Der Salzburger Erzbischof Eberhard II. hatte 1224 das »praedium Chruombel«, d. h. das Besitztum bzw. Gut Krimml, vom Kloster Kaisheim bei Donauwörth erworben. Auch das Bistum Chiemsee hatte Besitzungen im Achental. Diese historischen Gegebenheiten fallen in die Zeit der großen Rodungsbewegungen auch im Salzburgerischen, nachdem besonders von 1100–1350 ein ständig zunehmendes Besiedlungswachstum in Mitteleuropa zu verzeichnen ist. Die adeligen wie auch geistlichen Grundherren legten bei damals recht günstigen klimatischen Verhältnissen Bauerngüter an, die sogenannten Schwaigen. Die Bewirtschafter dieser Güter, die Schwaiger, mußten der Grundherrschaft meistens einen Jahresdienst von 300 kleinen Käsen zinsen, nachdem die Viehwirtschaft vorwiegend war. Waren offenbar zuerst die Schwaigen neben anderen Gütertypen auf den besten Talböden angelegt worden, so wurden, bedingt durch die weitere Bevölkerungszunahme im 12. Jh., auch die höher gelegenen sonenseitigen Hänge und Terrassen der Haupttäler sowie die günstigen schattseitigen Lagen besiedelt, vor allem auch die meisten Nebentäler. Die Neugründung von Schwaigen fand um 1200 ihr Ende. Vielfach bildeten sie die oberste Siedlungsgrenze. Erst die Klimaverschlechterung um 1600 zwang zur Aufgabe der höchstgelegenen Schwaigen als Dauersiedlungsform, die meisten der Höfe wurden zu Almen für den Sommerauftrieb umfunktioniert.

Zur Sicherung des Verkehrs über die Tauernpässe wurden von den Salzburger Erzbischöfen die Tauernhäuser eingerichtet. Auch das Krimmler Tauernhaus, 1622 m, im Krimmler Achental dürfte eine Schwaige gewesen sein, hatte also Viehzucht dabei. Soweit im Verlaufe der historischen Ereignisse Gebiete südlich des Tauernhauptkamms in Salzburger Besitz kamen, ließen die Erzbischöfe in einigen Fällen auch dort Tauernhäuser errichten. Im Falle des Krimmler Tauerns lag auf der Südseite die Herrschaft Taufers, die zur Grafschaft Tirol gehörte. Hier befand sich nach Angaben von E. v. Pachmann (»Aus den Pinzgau«) das Tauernhaus nächst dem Bergkirchlein »Heiligen Geist« respektive Kasern.

Nach dem Hofmeistereieurbar von 1400–1500 wird das Krimmler Tauernhaus erstmalig 1437 erwähnt: Item de taberna in Ahen denarii LX, institutio anno XXXVII. In der Übersetzung: Auch sind von der Taverne im Achental 60 Pfennige zu bezahlen, bestiftet im Jahre (14) 37. Es wird im

Urbar gleich hinter dem Tuessellehen geführt, gehörte also von Anfang an zu diesem Hof. Die ältesten bekannten Besitzer sind ein Georg Selhofer (Söllhofer) und Hans Tüsel, von dem das Lehen den Namen bekam. Die Belegung mit einer Geldstift von 60 Pfennigen für die »Taberna in der Ahen« scheint als Eintragung im Urbar von 1495 wiederum auf. Die Bezeichnung Taberna kann für Hütte, aber auch für Wirtshaus gebraucht werden. Letzteres trifft insofern zu, als den Wirten der Tauernhäuser zur Aufbesserung ihrer gewiß nicht nennenswerten Einnahmen aus Verköstigung und Nächtigung der in den überwiegenden Fällen aus den finanziell minderbemittelten Bevölkerungsschichten stammenden Tauerngänger der Ausschank alkoholischer Getränke gestattet wurde. Ganz das gleiche Verhältnis ergibt sich aus den Eintragungen in den Urbarien von 1543 und 1563; aus dem Stockurbar 1606 ist ersichtlich, daß das Tuessellehen mit der »Tafern in der Achen« zu einem Item zusammengezogen ist. Von einem Recht zum Bezug einer Tauernprovision, sei es in Getreide oder Geld, ist daher keine Rede. 1677 kommt das Tauernhaus an Thomas Hollaus, der sich erstmalig 1682 an die erzbischöfliche Hofkammer in Salzburg mit der Bitte um eine »Traidhilfe zu behuef der aldort anlangenden Armen« wandte. Der zu Mittersill amtierende Gerichtsschreiber unterstützte die Bitte und stellte den Antrag, dem Wirt mit 15 bis 20 Metzen Weizen und Roggen auf 6 oder 8 Jahre behilflich zu sein, denn bislang sei ihm, »denen armen leuten gehenden Unterhalts und Khlaidung, auch inhalting des Weegs über ersagten Tauern ungeachtet dergleichen bishero aldorten nit geschehen«. Mit Hofkammerdekret vom 26. Oktober 1682 wurde auch wirklich der Bezug von 20 Metzen – zur Hälfte Weizen, zur Hälfte Roggen – auf 6 Jahre genehmigt. Damit setzte die Gewährung der Tauernprovision an die Besitzer des Tauernhauses ein. Nachdem aber das Getreidedeputat des Tauernwirtes nicht im Urbar begründet und versichert war, mußten die Wirte immer wieder darum ansuchen und erhielten es erst nach mehrmaligem abschlägigen Bescheid, wie z. B. Leonhard Hollaus, der 1686 das Anwesen von Thomas Hollaus übernahm. Mit Hofkammerbefehl vom 14. Dezember 1708 wurden ihm »auf Verpflegung der armen Leute und Erhaltung ermeldten Tauernwegs fürderhin bis auf weitere Verordnung« die jährlichen 10 Metzen Weizen und 10 Metzen Korn bewilligt. Diese Verfügung wurde nicht widerrufen.

Inzwischen hatte sich in der Mühleggalm, die 1712 von Leonhard Hollaus an Matthias Prugger und Agnes Cletnerin verkauft worden war, eine zweite »Tafern in der Achen« mit Wein- und Schnapsausschank eingerichtet. 1725 baute Matthias Prugger eine neue Almhütte mit Gastlokal in der Mühleggalm, und die Chronisten wissen zu berichten, daß es dort manchmal hoch herging, bis 1810, zur Zeit der Franzosenkriege, diese Wirtshaus eingestellt wurde.

Mit Ministerialerlaß vom 14. Mai 1853 wurde die ungeschmälernte Belassung der bisherigen Tauernprovision rückwirkend ab 1850 aus der Staatskasse geleistet, von 1854 an wurden die Kosten aller Tauernhäuser dem Landesfonds zugewiesen. Zu dieser positiven Regelung trug wesentlich der k. k. Minister Josef Lasser Ritter v. Zollheim bei, der an der Spitze der politischen Verwaltung Österreichs stand. Er war einer der Erstbesteiger des Großvenedigers 1841 und hatte als Kenner der Bergwelt und ihrer Bewohner Verständnis für die Belange der Tauernhäuser.

Aus den Verhandlungen von 1852 ersieht man die Aufgaben der Besitzer der Tauernhäuser und die Zuwendungen. So gehörte zu den Pflichten: Offen- und Herhaltung der Tauernwege, Aufstellung der Schneestangen und Steinpyramiden, der sogenannten Steinmandln oder Dauben als Wegweiser, die Offenhaltung des Tauernhauses für jeden Fremden, die Begleitung armer Reisender, die Verabreichung von Obdach und Kost an sie, das Aufsuchen, dann die Rettung, Salbung und Erquickung von Verirrten und Verunglückten, schließlich der Transport der Leichen der auf dem Tauern zugrunde Gegangenen zur nächsten Pfarre.

Eines der wichtigsten Rettungsmittel war jedoch das Halten von Tauernknechten, denen die Aufsicht über den Tauern und die Erfüllung der Pflichten der Tauernwirte gewöhnlich fast allein oblag. Sie waren die genaue Kenner der Verhältnisse. Nach dem Erlaß von 1853 erhielt der Wirt des Krimmler Tauernhauses jährlich Zuwendungen. Zu den an und für sich geringen Zuwendungen kamen Einnahmen durch das Tavernenrecht, welches die Tauernwirte steuerfrei ausübten und oftmals nicht unbeträchtlichen Gewinn erzielten. Die Tauernknechte konnten zu Wirtschaftsarbeiten herangezogen werden und erhielten einen Teil des Führerlohn über den Tauern oder in der Zeit des beginnenden Tourismus für die Führung von Bergfahrten Fremder. Blicken wir die Jahrhunderte zurück, so haben wir in den Tauernhäusern

die ersten Unterkünfte und in den Tauernknechten die ersten Bergführer in diesem Teil der Ostalpen.

Im Verlaufe der Jahrhunderte erfuhr auch das Krimmler Tauernhaus bauliche Veränderungen. Wie M. v. Prielmayer die Verhältnisse um 1890 im Tauernhaus antraf, schildert er in seiner Abhandlung »Das Krimmler-Achentäl«. »Das Tauernhaus ist ein massiver, wetterbrauner Holzbau und stammt, wie eine am Firstbalken desselben eingeschnittene Zahl zeigt, aus dem Jahre 1562. Die inneren Räume sind groß; im Erdgeschoße befindet sich ein großer Flur, links davon das Gastzimmer und die Küche, rechts Vorratskammern. Im ersten Stocke enthält es ausser dem Flur und Wirtschaftsräumen zwei sehr grosse Zimmer, die durch Vorhänge wieder abgeteilt sind und zusammen acht Betten enthalten; die beabsichtigte Unterabtheilung der grossen Zimmer mittels durchlaufender Holzwände wird deren Wohnlichkeit zu Gute kommen. Die Küche ist, wenn auch einfach, doch ausgesprochen gut, Konserven sind jederzeit vorhanden, öfter auch frisches Fleisch. Der Wein, ein guter Südtiroler, ist rein gehalten, auch Bier vom Fasse und in Flaschen dort zu haben. Dabei ist die Bedienung durch den freundlichen und sehr thätigen Pächter des Hauses, Tauernwirth Anton Hofer und dessen Schwester, aufmerksam. Angenehm berührt auch die im Hause herrschende Reinlichkeit. Sogar für unterhaltende Lektüre ist gesorgt, indem der Verlag der »Leipziger Illustrierten Zeitung« alljährlich während der Sommermonate diese Zeitung in dankeswerthester Weise sendet, die Manchem schon bei schlechtem Wetter die Zeit vertreiben half. Auch alpine Musik und Gesang, gelegentlich auch ein flotter Schuhplattler findet sich in dem hochgelegenen Hause. Wer nicht übertriebene Ansprüche stellt, wird mit der guten Aufnahme im Tauernhause bei billigen Preisen wohl zufrieden sein.«

Simon Geisler, Hahnbauer, kaufte 1906 das Tauernhaus und baute es 1920 zu einem Alpengasthof aus. Die alte getäfelte Gaststube aus dem Jahre 1463 weist noch an den Wänden unbeholfene Schriftzeichen und Malereien auf und ist die älteste des Oberpinzgaus. Die derzeitigen Besitzer, Adolf Geisler und seine Frau, führen das Haus mit seinen 40 Betten und 24 Matratzenlagern muster-gültig und vermitteln somit alte Tauernhaus-tradition in bester Weise.

Vom Krimmler Tauernhaus erreicht man talein, bei der Äußeren Anlaßalm in das Windbachtal abzweigend, in ca. 3 Stunden den Krimmler Tau-

ern. Mächtig baut sich über dem innersten Ahrntal, der Prettau, die eisgepanzerte Dreiherrnspitze, 3498 m, auf, und der von ihr ausgehende Kamm mit all den Dreitausendern, deren höchste Erhebung die Rötspitze, 3496 m, ist, beeindruckt nicht weniger. Die unfern des Passes auf der Südtiroler Seite gelegene Neugersdorfer Hütte (2562 m), nach dem I. Weltkrieg ital. Finanzkassene, ist seit Jahren dem Verfall preisgegeben.

In der Südtiroler Landeskunde, Band 2, Pustertal, weist Josef Rampold darauf hin, daß nach Angaben von Oberhollnzer zur Römerzeit der Tauernpaß in der Provinz Noricum lag und die Besiedlung des Ahrntals hauptsächlich aus dem Pinzgau erfolgte. Im Bereiche des Möglichen ist es, daß Kaiser Heinrich II. im Jahre 1014 und Kaiser Konrad II. 1027 über den Krimmler Tauern zogen.

Ein Ereignis in Verbindung mit dem Krimmler Tauern sprengte den lokalgeschichtlichen Rahmen und ließ unseren Tauernübergang am Rande der spätmittelalterlichen Hausmachtspolitik der Habsburger, Luxemburger und Wittelsbacher um das so wichtige Paßland Tirol erscheinen. So benutzte im September 1340 der älteste Sohn des Königs Johann von Böhmen-Luxemburg, der spätere Kaiser Karl IV., den Tauern, um zu seinem jüngeren Bruder Johann Heinrich zu gelangen, der mit der Tiroler Gräfin Margarete Maultasch vermählt war (Maultasch bezieht sich auf die Burg Maultasch bei Terlan, auf der sich die Gräfin gern aufhielt). Johann Heinrich hatte gegen seine Frau und den Tiroler Adel einen schweren Stand, benutzte doch Kaiser Ludwig der Bayer (1314–1346), ein Wittelsbacher, jede Gelegenheit, um den Luxemburgern Schwierigkeiten zu machen, und wenn es über den Tiroler Adel ging! Karl nahm wegen des Kaisers bzw. des Tiroler Adels bewußt nicht den Weg durch das Inntal, sondern legte seinen Reiscweg durch das Hoheitsgebiet des mit ihm seit 1339 gegen den Kaiser verbündeten Salzburger Erzbischofs Heinrich von Pirnbrunn. Nachdem Karl schon im Frühjahr 1340 bei seinem Bruder in Tirol gewesen war, mußten beide Brüder im Sommer des gleichen Jahres eine Verschwörung des Tiroler Adels mit den Wittelsbachern, an der sich auch Margarete beteiligte, niederwerfen. Wie schon erwähnt, trafen wir Karl Anfang September 1340 nochmals auf dem Weg nach Tirol zu seinem Bruder an, doch wieder nicht durch das Inntal. Er berichtet: » . . . reversus sum per Salczburgensem archiepiscopatum iterato gressu et perveni in episcopatum

Brixensium ad castrum Taubers . . . « (Zurückgekehrt bin ich durch das Erzbistum Salzburg, das ich noch einmal betrat, und kam in das Bistum Brixen zum Schlosse Taubers.) Dieses Taubers ist das Schloß Taufers im Ahrntal, dessen Besitzer, die Edlen von Taufers, in den Urkunden des 12. und 13. Jahrhunderts sehr oft genannt werden. Um aber vom Norden in das Ahrntal zu gelangen, ist der Krimmler Tauern der wichtigste Übergang!

Die Überlieferung dieser beschwerlichen Reise eines mächtigen Fürsten über den Tauern blieb lange bei der Bevölkerung der abgelegenen Täler wach. Doch nur kurz war die Epoche der Luxemburger in Tirol, denn 1342 heiratete Margarete den Wittelsbacher Markgrafen Ludwig von Brandenburg, den Sohn des Kaisers (das Paar kam wegen Bigamie in den Kirchenbann.) Aber auch hier zeigten sich die Tiroler wieder unzufrieden. Der Sohn aus der zweiten Ehe Margarete Maultaschs, Graf Meinhard III., war mit der Schwester des Habsburger Herzogs Rudolf IV., der Stifter, Margarete, vermählt. Markgraf Ludwig starb 1361, Graf Meinhard III., der letzte Meinhardiner der Tiroler Linie, folgte seinem Vater 1363 im Tode nach. Da konnte Rudolf IV., der Stifter (1358–1365), der Bruder der Witwe, deren Schwiegermutter Margarete Maultasch 1363 zur Abtretung Tirols an die Habsburger bewegen. Rudolf IV. reiste durch das Pustertal nach Tirol. Der Weg des Luxemburgers Karl über den Krimmler Tauern wurde von der Tiroler Bevölkerung mit einem für sie weit bedeutungsvolleren Ereignis in Verbindung gebracht, eben der Erwerbung des Landes durch den Habsburger Rudolf IV.

Im Saumverkehr über den Krimmler Tauern wurde von der Tiroler Seite her meistens Wein und Brantwein transportiert, der Wein gewöhnlich in einer Last von zwei speziell für das Tragtier gefertigten Holzfässern, die sogenannten Lageln. Von der Salzburger Seite ging die Lieferung Hall-einer Salzes in Form von meist zylinderförmigen Salzstöcken nach dem Süden. Unfern des Unteren Falls der Krimmler Wasserfälle heißt jetzt noch auf der rechten Seite der Ache ein Platz die »Wagenstatt«. Bis hierher wurde die Ware gefahren und dann auf die Tragtiere umgeladen, wobei der alte Saumweg östlich der Fälle verlief, bevor er nach der Trogschulter den ebeneren Talboden beim »Gemäuer« erreichte. Kleinere Warenkontingente oder auch Schmuggelgut wurde von Personen mit Hilfe der Kraxen getragen.

Es dürfte besonders den Salzschnuggel nach Tirol im 14./15. Jahrhundert ein Ausmaß erreicht haben, daß laut der Haller (Hall in Tirol) Salinenordnung der Hauptmann des Schlosses Taufers im Ahrntal eine ständige Salzgülte – zehn Fuder jährlich – als Entgelt dafür erhielt, daß auf Grund des Verbotes der Einfuhr fremden Salzes seine Wachen für die Einhaltung der Bestimmung sorgten. Das landesfürstliche Urbaramt zu Taufers war gemäß seiner Bücher aus dem 16. Jahrhundert angewiesen, dem Kasr am Taurin – gemeint ist der Besitzer des Hofes Kasern im innersten Ahrntal/Pretttau – alljährlich 8 Star Roggen zu liefern. Dafür mußte dieser Kappen, Handschuhe und Flaschen an mangelhaft ausgerüstete Tauerngehler leihen, die von den Leuten auf der Nordseite bei der ersten Siedlung wieder abzugeben waren und an Wanderer entlehnt wurden, die in umgekehrter Richtung gingen.

Nach einer Mitteilung von Dr. Nothdurfter, Sand in Taufers, soll Georg von Frundsberg, der Feldhauptmann der Landsknechte unter den Kaisern Maximilian I. (1493–1519) und dessen Enkel Kaiser Karl V. (1519–1556) mit einigen Fähnlein den Weg über den Tauern nach Tirol und Italien genommen haben. Bei den schlechten Wegverhältnissen immerhin eine Leistung, wenn auch von den entsprechenden Landesherren in großen Abständen Verbesserungsarbeiten an den Saumpfaden in Auftrag gegeben wurden. Dazu muß der Übergang gerade für den beleibten Frundsberg eine besondere Anstrengung gewesen sein. Für die Kühe und Kälber im Ahrntal soll sich die Anwesenheit der rauen Krieger sehr nachteilig ausgewirkt haben.

In der Zeit von 1720 bis 1740 war die Jesuitenmission auch in Tirol tätig, und wiederholt wird in den Jahresberichten erwähnt, daß die Leute über das Joch in das Tal kamen, in dem gerade die Mission abgehalten wurde. Dabei wurden beachtliche Geleistungen vollbracht und die wirklichen und vermeintlichen Gefahren eines Jochübergangs entsprechend ausgeschmückt. Zur Mission in St. Valentin – dem jetzigen Pretttau – im Ahrntal (durch den Bergbau in diesem Gebiet waren auch schon in den Jahrzehnten vorher Bergknappen aus protestantischen Gegenden Mitteldeutschlands ansässig geworden) kamen die Leute aus dem salzburgischen Pinzgau in 12 Stunden Gezeit. Dabei wird von der Übersteigung des ungemain hohen und steilen Krimmler Tauern »superato altissimo et rigidissimo monte Taur« berichtet. Im salzburgischen Pongau, weniger im Pinz-



Viehauftrieb über den Krimmler Tauern.

Foto: H. Schueller

gau, gab es damals verhältnismäßig viele Protestanten, und es ist ohne weiteres möglich, daß der damalige Salzburger Erzbischof Leopold Anton Eleutherius Freiherr von Firmian (1727–1747) und Kanzler Cristiani von Rall die Geistlichkeit beauftragt hatten, für den Besuch der Mission zu werben. Besagter Erzbischof veranlaßte schließlich 1731/32 die Ausweisung der salzburgischen Protestanten, um die Glaubenseinheit im Erzbistum zu gewährleisten.

Seit frühesten Zeiten wurde in Prettau ehemals ein hochwertiges Kupfer abgebaut. Dazu betreiben die Ahrner Bauern die Viehzucht stark für den Handel. Nachdem die steilen Südhänge der Zillertaler Alpen zum Ahrntal nicht genug Almfläche bieten, und auch die kurzen Täler des Rötspitzkamms und der Durreckgruppe für die Almbewirtschaftung nicht ausreichen, erwarben seit etwa 1800 Ahrner Bauern Almen im Krimmler Achental. Jahrzehntlang wurde im Mai unabhängig von Schneelage und Wetter das Vieh geschlossen über den Tauern getrieben. Nach der Sömmerung auf den Almen im Achental zogen die Bauern meistens einzeln mit ihrem Vieh im Oktober über den Tauern zu den Höfen im Ahrntal zurück. Bis zum Ausbruch des 1. Weltkriegs wurde noch unabhängig von dem Almbetrieb der Südti-

roler Bauern je nach Preissituation Vieh vom Pinzgau zum Verkauf über den Tauern getrieben. Der Frieden von St. Germain machte 1919 den Tauern zur Staatsgrenze. Auf Grund eines Abkommens zwischen Österreich und Italien vom Jahre 1923 durften die Südtiroler Bauern ihr Vieh in der Zeit vom 1. Mai bis 30. Oktober zollfrei über die neue Staatsgrenze treiben.

Im Krimmler Achental, im Rainbach- und Windbachtal gehörten bzw. gehören Südtiroler Bauern folgende Almen: Holzlahneralm, Söllentalalm, Humbachalm, Äußere und Innere Schachenalm, Blitzenbichlalm, Foisgemäueralm, Kessleralm, Alblalm, Äußere und Innere Anlaßalm, Jaidbachalm, Äußere und Innere Keesalm. Von diesen Almen kaufte Johann Schweinberger aus Neukirchen am Großvenediger im Verlaufe der letzten zehn Jahre die Äußere Keesalm, die Innere Anlaßalm, die Kessleralm und 1979 die Jaidbachalm. Abgesehen von den drei erstgenannten Almen treibt bei der Jaidbachalm der ehemalige Südtiroler Besitzer noch sein Vieh auf.

Auszugsweise seien die Zahlen der zur Sömmerung über den Tauern herübergetriebenen Tiere angegeben, vermitteln sie doch einen guten Einblick in die jeweilige Wirtschaftslage und damit verbunden in die Besitzverhältnisse. 1950: 200

Rinder, 35 Kälber, 12 Pferde, 160 Ziegen, 50 Kitze und 2000 Schafe. 1966: 107 Kühe, 45 Kälber, 53 Rinder (Galtvieh), 1 Stier, 2 Pferde, 162 Ziegen und 567 Schafe. 1979: 75 Kühe, 14 Kälber, 59 Rinder (Galtvieh), 3 Stiere, 2 Pferde, 42 Ziegen und 116 Schafe.

In Verbindung mit dem Verkehr über den Tauern forderte dieser auch seine Opfer. In den Pfarrmatrikeln zu Wald im Pinzgau sind die Toten all der vergangenen Jahrzehnte und Jahrhunderte hindurch verzeichnet.

Mit den Bahnbauten, besonders in N-S-Richtung durch die Ostalpen, nahm der Verkehr über die Tauernpässe schlagartig ab, so mit der Eröffnung der Brennerbahn 1867 und der Tauernbahn von Schwarzach-St. Veit nach Spittal an der Drau 1909. Geblieben ist damals der Viehübertrieb der Südtiroler Bauern auf ihre Almen im Achenal.

In der Mitte des vergangenen Jahrhunderts lösten die Bergsteiger den erliegenden Tauernverkehr alter Prägung ab. Bekannte Namen aus der alpinen Erschließungszeit treffen wir in dem geschilderten Gebiet an. Bedingt durch den zunehmenden Tourismus ergab sich auch hier die Notwendigkeit von Schutzhüttenbauten. Knapp südöstlich des Krimmler Tauern erbaute die AV-Sektion Warnsdorf die Neugersdorfer Hütte, 2562 m, die, wie schon erwähnt, dem Verfall preisgegeben ist. Die Birnlückenhütte, 2440 m, 1900 als Privathütte erbaut und lange Zeit im Besitz des ital. Staats, wird heute von der CAI-Sektion Bruneck verwaltet und ist seit 1978 wieder bewirtschaftet. Die S. Warnsdorf kaufte im Herbst 1888 vom Besitzer der Innerkeesalm im Achenal einen Grund und erbaute 1889–1891 angesichts des Krimmler Keeses und seiner stolzen Bergumrandung die bewirtschaftete Warnsdorfer Hütte, 2336 m.

Im Rainbachtal erbaute auf eigene Kosten für Touren in der Reichenspitzengruppe der Industrielle Richter aus Niedergrund, der ehemalige 2. Vorsitzende der S. Warnsdorf, 1895 eine Hütte. Der Rohbau wurde 1896 durch eine Lawine zerstört, 1897 konnte der Neubau als Anton-Franz-Richter-Hütte, 2374 m, eröffnet werden. Doch im Winter 1916/17 zerstörte auch diese Hütte eine Lawine. Der Sohn des Erbauers, Kommerzienrat Richard Richter, ließ 1927–1929 die Hütte neu erbauen. Seit einigen Jahren bewirtschaftet nun die Sektion Bergfreunde Rheydt die Hütte.

Wirkten sich ehemals u. a. die Bahnbauten auf den Tauernverkehr aus, so zeigte sich unter gegebenen Umständen gleiches durch die 1967 erfolgte Er-

öffnung der Felbertauernstraße. Seit 1977 transportieren die Südtiroler Bauern im Frühjahr das Vieh mittels Lkw ausschließlich über die Felbertauernstraße und treiben es dann von Krimml aus auf die Almen im Achenal. Geblieben ist wie bisher der Rücktrieb im Herbst über den Krimmler Tauern.

Damit gehört der Viehübertrieb im Frühjahr wie so vieles andere der Vergangenheit an und wird u. a. noch im Rahmen eines Museums berücksichtigt. In unserem Falle ist im Mittersillner Heimatmuseum eine aufschlußreiche Schau über den ehemaligen Tauernverkehr zusammengestellt worden.

Krimmler Tauernpaß und Birnlücke sind seit 1976 öffentliche Grenzübergänge und können in der Zeit vom Mai bis September jeweils zwischen 6 und 20 Uhr mit den erforderlichen Reisedokumenten – Paß oder Personalausweis – überschritten werden.

Mit den bekannten Krimmler Wasserfällen eröffnet sich beim Vordringen durch das Krimmler Achenal zum Krimmler Tauern und seinen Bergen dem Wanderer wie dem Bergsteiger eine Bergwelt, die den reich belohnt, der sich ihr verständnisvoll und überlegt nähert.

Literatur:

- Ruthner, Anton v., Berg- und Gletscherreisen in den Österreichischen Hochalpen, Wien 1864.
Prielmayer, M.v., Das Krimmler Achenal, München o.J.
Scherff, Gerhard, Der Krimmlertauern und die Reise Herzog Rudolf IV. im Jahre 1363, Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, 1905.
Pachmann Ernst v., Aus dem Pinzgau, Zell am See, 1925.
Stolz, Otto, Anschauung und Kenntnis der Hochgebirge Tirols vor dem Erwachen des Alpinismus, Zeitschrift des Du. ÖAV, München, 1928.
Lendl, Egon, Salzburg-Atlas, Salzburg, 1955.
Lahnsteiner, Josef, Oberpinzgau – Von Krimml bis Kaprun, Hollersbach-Salzburg, 1956.
Rutz, W., Mitteleuropa, Tirol-Almabtrieb von Großvieh über den Krimmler Tauern, Institut für den wissenschaftlichen Film, Göttingen, 1968.
Rampold, Josef, Pustertal, Landschaft, Geschichte und Gegenwart an Drau, Rienz und Ahr, Bozen, 1977.
Verkehrsverein Sand in Taufers, Südtiroler Gebietsführer, Band 8, Tauferer Ahrntal, Bozen, 1977.

Anschrift des Verfassers:

*ÖStR. Prof. Mag. Dr. Harald Schueller,
Imbachhornstraße 8, A-5700 Zell am See*

Sport und Bergsteigen '80

Eine Alternative – oder nur der Unterschied zwischen Laiben und »kleinen Brötchen«?

ELMAR LANDES

»Es ist zwar üblich, daß Pferde Firmennamen erhalten, daß aber ein Leichtathlet seinen Namen aus Werbegründen ändert, dürfte wohl einmalig in der Sportgeschichte sein. Der 24 Jahre alte britische Langstreckenläufer Nick Akers heißt jetzt Nick . . . *). Er erhielt von der Wodkafirma . . . *) 40 000 Mark für diese Namensänderung. Der Bankangestellte will unter diesem Namen an den Olympischen Sommerspielen in Moskau teilnehmen. Weil er aber in Großbritannien die Qualifikationszeit über 10 000 Meter um rund zwei Minuten verpaßt hat, wird er nun für die Cayman-Inseln starten. Nick . . . *) zog für sieben Monate mit seiner Frau auf die Insel und erhielt dann einen Paß. Als einziger Leichtathlet der kleinen Inselgruppe braucht er sich nicht einmal für die Olympischen Spiele zu qualifizieren.«

Diese hübsche Meldung entdeckten wir in der Süddeutschen Zeitung vom 13. 3. 1980. Die Sportwelt freilich bewegte damals schon weit mehr der Olympiaboykott, den Präsident Carter zu Beginn des Jahres zu seiner politischen Lieblingswaffe erkoren hatte. So war denn obige Meldung nur sehr versteckt auf Seite 63 unter »Vermischtes« in dem Blatt zu finden.

Zusammen gesehen deutet beides, das Melodrama um den Olympiaboykott und der findige Geschäftssinn des »Wodka-Nick«, karikaturenhaft überzeichnet auf die Situation des modernen Sports: auf seine Abhängigkeit von Politik, wirtschaftlichen Interessen und deren Verflechtung mit den Machtstrukturen der Verbände. Vor derart grell beleuchtetem Hintergrund ist für den Redakteur alpiner Blätter die Versuchung groß, einmal mehr seiner liebsten Wunschvorstellung nachzuhängen: der nämlich, daß Bergsteigen gegenüber den orthodoxen Sportarten tatsächlich die Alternative sei, die einem Aktiven erlaubt, seinem Leistungswillen weitgehend nach eigener Bestimmung zu genügen.

*) Hier folgt im Text der Name einer Wodkafirma. Wir nennen diesen nicht, um auch nur den Anschein einer redaktionellen Werbung für die Firma zu vermeiden. Red.

Diesen Optimisten werden Kenner der Geschichte zwar auf die nicht allzu ferne Vergangenheit verweisen, als dem größten Führer aller Zeiten Bergsteiger- und erhoffte Expeditionssiege nur zu gut in sein Führungskonzept paßten: als Ausdruck der Überlegenheit einer Herrenrasse. Aber derlei Gedankengut ist hierzulande seit 1945 zunehmend verschüttet. Freilich gibt es Länder und Regierungen, die Expeditionserfolge nach wie vor mit nationalem Prestige verbinden. Den Prestigewert von Olympia- und Weltmeisterschaftssiegen vermögen solche Erfolge indessen nirgendwo zu überstrahlen.

Diesen überragenden Prestigewert weiß auch Präsident Carter sehr zu schätzen. Daß er Monate zuvor bereits zum Boykott der Sommerspiele in Moskau aufgerufen hatte, hinderte ihn jedenfalls nicht daran, die US-Eishockeyboys ob ihres Siegs über die Mannschaft der UdSSR und des Gewinns der olympischen Goldmedaille von Lake Placid als Helden der Nation zu feiern.

Weniger glücklich war Präsident Carter damals wohl mit seinem anderen Nationalheros von Lake Placid – Eric Heiden. Der, sogar fünfmaliger Goldmedaillengewinner im Eisschnelllauf, hatte sein persönliches Prestige bekanntlich dafür eingesetzt, Carter von der Boykottforderung abzubringen: »Sport löst keine politischen Probleme«, argumentierte Heiden. Und so argumentierten, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die meisten Sportler der westlichen Welt, die sich eine Chance für Moskau erhofften. Eine der Ausnahmen war Peter Hussing, der bundesdeutsche Europameister im Schwergewichtsboxen der Amateure. Hussing hatte Verständnis für den Boykott geäußert. Und prompt verdächtigten ihn seine Mannschaftskollegen, das rührte nur daher, weil er als Olympiaamateur der olympischen Stubenreinheit wegen ein lukratives Werbeangebot der Industrie hätte ausschlagen müssen. Hussing selbst wies diesen Verdacht allerdings weit von sich: »Das wären meine dritten Olympischen Spiele gewesen; und die hätte ich mir unter anderen Voraussetzungen ungerne entgehen lassen.«

Wie dem auch sei: die Verquickung sportlicher und wirtschaftlicher Interessen treibt bunte Blüten – wenn auch nicht immer so phantastische wie den »Wodka-Nick«. In Lake Placid haben die alpinen DSV-Skiläufer Irene Epple, Fvi Mittermeier, Michael Veith und Co. ihre Mißerfolge in der Abfahrt mehr oder weniger verschlüsselt auf die vertragliche Bindung an eine bestimmte Skimarke zurückgeführt. Ähnlich begründete zwei Jahre

vorher Hanni Wenzel, in Lake Placid strahlende Skikönigin, ihr – relativ – schlechtes Abschneiden bei den Weltmeisterschaften in Garmisch-Partenkirchen. Weitere zwei Jahre zuvor, während der Olympischen Winterspiele in Innsbruck, erregten der Lochski und die Rennbrille, die Franz Klammer beziehungsweise die »Goldrosi« entgegen dringlicher Forderungen der Vertragsfirmen verwendet oder nicht verwendet hatten, die Gemüter.

Für Lake Placid wiederum war Leonhard Stock (Österreich), der spätere Abfahrtsieger, zunächst nur als Ersatzläufer gemeldet. Daß ihm wegen überragender Trainingsergebnisse schließlich der Start doch nicht verweigert werden konnte, hat manchem Verbandsfunktionär – so hat man sagen hören – erhebliches Unbehagen bereitet: wegen der verminderten Erfolgsaussichten der vorgeplanten Siegläufer, die zwar ebenfalls dem österreichischen Team, aber offensichtlich einem anderen Skirennstall angehört als Stock. Was man vom Hörensagen weiß, ist mit Vorsicht zu genießen. Dennoch fällt auf, daß der arme Zweitplatzierte dieser Abfahrt, Pepi Wirnsberger (Österreich), in Interviews den verpaßten ersten Platz ausdrücklich auf einen eigenen Fahrfehler, den dennoch erreichen zweiten aber ebenso ausdrücklich auf die unvergleichlichen Fahreigenschaften seiner Ski zurückführte.

Eine derartige Selbstverstümmelung des Eigenwertgefühls haben sich die Bergsteiger bislang noch nicht aufzwingen lassen. Dabei soll es ja schon geschehen sein (und weiterhin geschehen), daß auch Bergsteigererfolge ohne den Einsatz geeigneten und ausreichenden Materials oder eine gutfunktionierende Organisation nie zustande gekommen wären. Waren es aber Erfolge, dann waren es die der Bergsteiger. Und waren es keine, dann hat noch keine Macht der Welt einem zerknirschten Alpinisten das Eingeständnis abgerungen, durch eigene Fehler seine vorzügliche Ausrüstung oder eine perfekte Organisation um den verdienten Lohn gebracht zu haben. Aber vielleicht haben auch diesen Vorzug die Bergsteiger nur dem Umstand zu danken, daß ihr Tun, von Ausnahmen abgesehen, weit weniger im Brennpunkt des öffentlichen Interesses steht als manche Sportarten. Dieser Tatsache haben wir es ja auch zugeschrieben, daß das Bergsteigen heute, im Gegensatz zum Sport, als Politikum kaum eine Rolle spielt.

Gelegentliche Nebenrolle?

Kaum eine – aber eine gewisse Nebenrolle gelegentlich doch: Daß bundesdeutsche Bergsteiger als erste Ausländer*) seit Bestehen des Mao-Reiches die Genehmigung erhielten, auf rotchinesischem Boden eine Expedition zur Shisha Pangma durchzuführen, ist ein Politikum. Den Ausschlag für das Zustandekommen der Expedition haben die bekannt guten Beziehungen von Franz Josef Strauß zu den Pekinger Regierenden gegeben. Leiter des Unternehmens wurde folgerichtig ein Strauß nahestehender Politiker – der Bundestagsabgeordnete Prof. Dr. Manfred Abelein. Das Bundesinnenministerium hat die Expedition – und damit erstmals eine – mit DM 30 000 unterstützt.

Und es gibt sogar eine Parallele aus der Vorgeschichte dieser Expedition zu der der Spiele von Moskau: Die Einladung zur Expedition lag bereits vor, als rotchinesische Truppen gewaltsam die Grenze von Nordvietnam überschritten. Ein Expeditionsboykott wurde daraufhin allerdings nicht erwogen. Dafür gibt es natürlich Erklärungen: Der Einmarsch von UdSSR-Truppen nach Afghanistan war noch nicht abzusehen. Also war auch das Modell eines Olympiaboykotts noch nicht bekannt, mit dem Präsident Carter auf diesen Einmarsch antwortete. Außerdem hätte aus mehrfach erwähnten Gründen selbst Carter die politische Wirkung eines Expeditionsboykotts wohl nicht überschätzt. Gegenüber den Vorgängen in Afghanistan waren Boykottgegner und -befürworter aus dem »westlichen Lager« zumindest einig darin, den Einmarsch der UdSSR-Truppen zu verurteilen. Anders indessen beurteilte Professor Abelein in seiner Eigenschaft als Politiker die militärischen Aktionen Chinas in Vietnam: die seien auch als ein »Beitrag zur Stabilisierung des Gleichgewichts im Fernen Osten« zu werten. Festzustellen bleibt, daß lange vor Beginn der Expedition der letzte chinesische Soldat Vietnam verlassen hatte. Was weltweit wohl doch erhebliche Erleichterung ausgelöst hat.

*) Bergsteiger des T. V. Die Naturfreunde Österreich unter Leitung von Fritz Moravec werden im Herbst die nächsten sein.

Der Expedition war ein schöner Erfolg beschieden: nämlich die zweite Besteigung des Achttausenders über den Normalweg. Gescheitert an widrigen Verhältnissen ist leider der Versuch, den Gipfel über eine neue Führe durch die Nordwand zu erreichen. Auch die geplante Skiabfahrt gelang lediglich ab ca. 7000 m. Aber lange bevor sich ein Erfolg oder Teilerfolg der Expedition abzeichnen konnte, nämlich schon zu ihrer Verabschiedung, hatte ein rühriger Verlag zur Presskonferenz geladen und ein Buch des Expeditionsleiters über die Ergebnisse des Unternehmens groß angekündigt. Ein Vorgehen, das den hiesigen Marktgebräuchen sowie dem Vorbild von Reinhold Messner und seiner Verleger entspricht.

Bergsteigen und Marktgebräuche verhalten sich also durchaus nicht nur spröde zueinander. Reinhold Messner immerhin scheint es bisher, anders als die Skirennzunft, verstanden zu haben, sich den Mechanismen dieses Marktes nur insoweit zu unterwerfen, als ihm daraus keine Auflagen für sein Verhalten und die Wahl seiner Mittel am Berg erwachsen. Auch insofern ist es vielleicht berechtigt, daß er seine bergsteigerischen Unternehmungen als »Egotrip« versteht: Als Abenteuer also, in die er sich für sich aber für niemanden sonst begibt. Mit seiner Besteigung des Everest »ohne Sauerstoff« hat er zudem im Expeditionsbergsteigen gemeinsam mit Peter Habeler einer Idee zum Durchbruch verholfen, die der »Rotpunktbewegung« im alpinen Felsklettern entspricht. Diese Rotpunktbewegung ist ja nichts anderes als der systematische Versuch der jungen Kletterelite, Führen, die bisher nur »technisch«, also unter Zuhilfenahme von Haken, Seilzug und Trittleitern erzwungen wurden, frei zu klettern; wobei die Haken wohl zur Sicherung, nicht aber zur Fortbewegung benutzt werden dürfen. Daß solche Ideen im Bergsteigen heute eine Bewegung auszulösen vermochten, berechtigt, und dies besonders mit Blick auf die Verhältnisse im Ski- oder gar Autorennzirkus, tatsächlich zu der Hoffnung, das Bergsteigen könnte eine Alternative zu den herkömmlichen Leistungssportarten bieten. Unterdessen sind die höchsten Berge der Erde, Everest, K 2, Kantsch, Lhotse, Makalu, Manaslu »ohne Sauerstoff« bestiegen, zum Teil mehrmals. »Rotpunktbegehungen« gabs unter anderen an Führen wie dem »Karlspitzpfeiler«, der »Rebitschspiegel« an der Fleischbank-Ostwand (beide Kaiser), an der Lacedelliführe in der Scotoni-Südwestwand (Dolomiten) und sogar am Walkerpfeiler (Montblanc-Gebiet) zu verzeichnen.

Profibergsteigen?

Freilich bringt diese erfreuliche Bewegung, die persönlichem Leistungsvermögen vor technischem und Materialaufwand zur Geltung verhelfen will, auch Probleme mit sich. Die Frage stellt sich, inwieweit die Akteure den notwendigen erhöhten Trainingsaufwand mit Studium und Beruf vereinbaren können. Das Stichwort Profitum im Bergsteigen drängt sich auf. Daß es Ansätze von Profitum im Bergsteigen gibt, ist nicht zu übersehen. Und noch weniger geht es an, sichtbare Auswüchse dieses Profitums zu verniedlichen. Daß zum Beispiel die illegale, unabsehbare Folgen für andere Expeditionsbergsteiger heraufbeschwörende Besteigung des Cho Oyu auf neuem Weg von nepalesischer Seite auch dazu herhalten mußte, der neugegründeten Alpenschule eines der »Gipfelsieger« zur entsprechenden PR-Wirkung zu verhelfen, ist ein solcher Auswuchs.

Nicht zu übersehen ist indessen auch, daß gerade die, denen am stärksten der Ruch eines Bergsteigerprofis anhaftet, heute noch mehr für es als vom Bergsteigen leben. Als Ausnahmefall ist an dieser Stelle einmal mehr Reinhold Messner zu nennen. Der legt zwar Wert auf die Feststellung, daß er nicht unmittelbar vom Bergsteigen lebt, sondern nur mittelbar: dadurch, daß er seine Bergerfolge in Bucherfolge ummünzt und »vermarktet«. Doch mittel- oder unmittelbar – er versteht es derzeit, vom Bergsteigen und dem, was er daraus macht, zu leben.

Der bergsteigerischen »Profiszene« insgesamt viel eher entsprechen dürfte allerdings das Beispiel eines Sepp Gschwendner. Dieser konnte bereits auf eine gewisse Profierfahrung zurückblicken, als er vor einigen Jahren wieder mit dem Klettern begann. Diese Laufbahn hatte er nämlich für ein recht erfolgreiches – Zwischenspiel als Autorennfahrer unterbrochen. »Dann allerdings bin ich in eine Klasse aufgestiegen, in der ich auf mich allein gestellt nicht mehr weitergekommen wäre. Ich hätte zum Beispiel nicht mehr mein eigener Mechaniker sein können. Ich hätte mich also um eine Mannschaft von Betreuern und vor allem um entsprechend zahlungswillige Sponsoren bemühen müssen. Mit meiner herrlichen Unabhängigkeit wär's damit vorbeigewesen.« Vermutlich hing's mit diesen Fragen auch zusammen, daß das Klettererblut des Sepp wieder zu rumoren begann um diese Zeit. Erfolgversprechende Versuche im Klettergarten verstärkten diesen Zustand nur.

Wie aber den Wunsch nach Unabhängigkeit und möglichst viel übriger Zeit fürs Klettern unter einen Hut bringen? Da der Sepp kein Träumer ist, träumte er auch nicht von einer Karriere als Profibergsteiger. »Ich wollte selbständig bleiben. Aus diesem Grund kaufte ich mir, da am billigsten, eine Prägemaschine, arrangierte mich mit einer Kfz-Zulassungsstelle und produziere seitdem hauptsächlich Nummernschilder für Autos. Im übrigen muß ich schauen, daß mir das Geschäft nicht über den Kopf wächst, da ich ja möglichst viel Zeit fürs Klettern haben möchte.«

Während der ersten internationalen Meisterschaften im Wettklettern lernt Sepp Gschwendtner 1973 in der UdSSR die balleitersuhartigen Klettergaloschen der russischen Felsprinter kennen. Das bringt ihn auf die Idee, an einem auch für alpine Zwecke brauchbaren Spezialkletterschuh herumzubasteln. Daraus ergibt sich der Kontakt mit einem Schuhhersteller, später ein Beratervertrag. Inzwischen bekannt geworden, hat der Sepp bald mehrere solcher Beraterverträge. Und es schafft ihm Befriedigung, sein technisches Geschick, seine Phantasie, seine Erfahrung als Bergsteiger in sinnvolle Weiter- und Neuentwicklungen von Sitzgurten, Klemmkeilen oder Schuhen mit einzubringen. Nur: »Schön wär's halt, wenn meine Einkünfte aus diesen Tätigkeiten wenigstens annähernd für den Lebensunterhalt ausreichen. Dann könnte ich das Geschäft aufgeben und hätte wieder mehr Zeit fürs Klettern.«

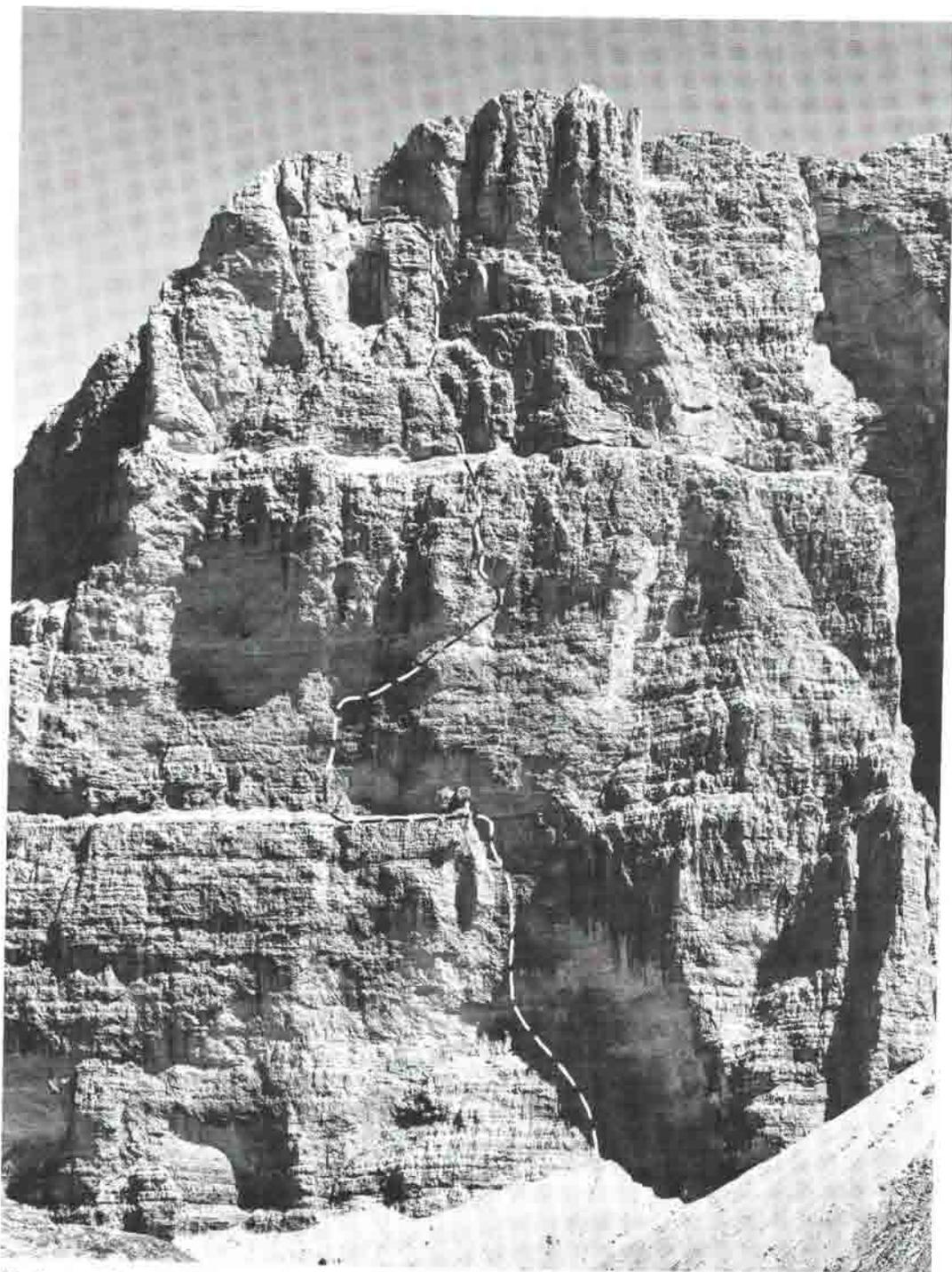
Wer weiß, daß Sepp Gschwendtner, als gelernter Werkzeugmacher, damals knapp über Zwanzig, schon einmal erfolgreich Elektronenrechner verkauft hat, zweifelt nicht daran, daß derselbe Mann nicht auch im Wettbewerb um einen möglichst hohen Lebensstandard und achtungsgebietende Positionen erfolgreich bestanden hätte, hätte er je im Sinn gehabt, seine erstaunlichen Fähigkeiten dafür in die Waagschale zu werfen. Dieser Umstand verleitet freilich auch zu der Mutmaßung, daß ein »Profi« vom Schlage Sepp Gschwendtners heute dem Begriff eines Amateurs, wortwörtlich verstanden, noch am nächsten steht: als jemand eben, der vorwiegend für eine Liebhaberei lebt. Ein Seitenblick auf die Einkommensverhältnisse – soweit sie gerüchteweise durchsickern – mancher Nationalmannschafts-»Amateure« aus dem Lager der Skirennläufer, Leichtathleten oder Boxer ist geeignet, diesen Eindruck zu verstärken.

Sepp Gschwendtner verkörpert also den Typus eines gewissermaßen freischaffenden (Halb- oder Bruchteil-)Profis. Und diesem Typus dürften

heute noch die meisten »Bergprofis« zuzurechnen sein. Wiederum mit Seitenblick aber ins Lager der orthodoxen Sportarten, liegt die Frage nahe, ob dieser »Profitypus« nicht die beste Voraussetzung ist für eine »partnerschaftliche« Übereinkunft der Interessen von Leistungssport und Industrie? Die Gefahr jedenfalls, daß unsere »Bergprofis« in allzu große Abhängigkeit von Wirtschaft (und Politik) geraten wie manche Spitzenamateure anderer Sportarten, oder gar zur Handelsware werden wie die Fußballprofis, ist derzeit gering, sollte aber gesehen werden.

Ansätze von Profitum beim Bergsteigen sind freilich nicht nur eine Angelegenheit, die die »Profis« allein was angehen. Sie sind vor allem ein Indiz dafür, daß auch Bergsteigen nicht unabhängig von zeitgeschichtlichen Entwicklungen sich vollzieht*). Wie aber die »Rotpunkt-« oder »Ohne-Sauerstoff-Bewegung« als Indiz für sich mehrende Zweifel, Unsicherheit und daraus erwachsende Gegenhaltungen zum lange vorherrschenden Zeitgeist zu werten sind, so ist das aufkeimende Profitum im Bergsteigen eben dafür als Indiz zu werten, daß bergsteigerische Entwicklungen weitgehend auch im Einklang mit dem Zeitgeist ablaufen. Der Zeitgeist aber, der in unserer Zivilisation trotz aller Anfechtungen, aufkommender Skrupel – deretwegen vielleicht sogar in besonders heftigen Gegenreaktionen? – nach wie vor nahezu bestimmend alle Lebensbereiche beeinflußt: ist der Geist des Kommerz. Hervorragende Einkommensverhältnisse, Cleverness und entsprechende Erfolge im Geschäft gelten weithin als verbindlicher Maßstab für Tüchtigkeit und Ansehen. Wer aber im Alltagsleben selber im Glashaus des Zeitgeists sitzt – und wer schon möchte als untüchtig gelten oder auf Ansehen verzichten – sollte mit Steinwürfen auf Profibergsteiger vorsichtig sein. Einmal wegen eines möglichen Bumerangeffekts dieser Steinwürfe: Wer das Bergsteigen freihalten will vom Zeitgeist, offenbart gerade dadurch das eigene Mißbehagen an eben diesem; weil er ihm ansonsten aber brav gehorcht, auch ein schlechtes Gewissen. Zum anderen könnte der pharisäerhafte Fingerzeig auf die Profis, die, getrieben vom Zeitgeist, auch das Bergsteigen »vermarkten«, einer Vogel-Strauß-Haltung Vorschub leisten. Möglicherweise sind von daher sogar die stichhaltigsten Bedenken gegen das derzeitige Bergprofitum an-

*) siehe Jahrbuch 1977: Daten des Alpinismus vor dem Hintergrund der Zeitgeschichte.



Die Scotoni-Südwestwand (Dolomiten); eingezeichnet die Lacedelliführe (VI; A 1). – Auch diese Führe wurde bereits frei – »Rotpunkt« – erklettert. Kurt Albert, dem dies gelang, schätzt die Schwierigkeiten einer solchen »Begehung« auf VIII –! Foto: J. Winkler

zusetzen: daß es nämlich alle anderen Bergsteiger dazu verleitet, den Kopf vor der Einsicht in den Sand zu stecken, daß das Bergsteigen insgesamt durchaus zeitgemäß Vermarktungsprozessen ausgesetzt ist; und dies sehr wohl in ähnlichem Ausmaß wie der Breiten- und Freizeitsport! Prozessen, in die jeder einzelne Bergsteiger einbezogen ist und darum aufgerufen, sich entweder abzufinden damit, oder zu überlegen, wie er sich diesem Prozeß entziehen kann oder ihm entgegenwirken.

Verstrickte Werbung

Schon bisher war es unvermeidbar, von Werbung zu reden, ob nun von besonders »geförderten« Amateuren oder Profis die Rede war. Viele von uns empfinden es sicher peinlich, wenn unscregleichen im Anzeigenteil einer Zeitschrift, in Katalogen und Schaufenstern als Dressman oder Animierfigur wiederzufinden ist. Aber: Die Absicht solcher Werbemaßnahmen ist durchschaubar, also letztlich ehrlich. Jeder weiß, was es damit auf sich hat. Unbedenklich ist es auch, wenn eine Redaktion außerhalb des Anzeigenteils dem Leser ein Produkt empfiehlt, solange dies unabhängig vom Anzeigengeschäft und aus vertretbaren Gründen geschieht. Das wäre in einer alpinen Redaktion zum Beispiel der Fall, würde einmal ein gänzlich neuartiger Ski für den Tourenläufer erfunden; einer mit eingebautem elektronischen Lawinenwarnsystem, das dem Benutzer Gefahr signalisiert, sobald er ansetzt, seine Spur in einen gefährdeten Hang zu legen. Das ist natürlich ein – der Deutlichkeit halber – ziemlich überspitztes Beispiel. Jedoch: obwohl »unlauter« laut Postzeitungsdienstordnung und verpönt durch Verlautbarungen des Presserates, ist die »Koppelung« von Anzeigen und redaktioneller Werbung für alle möglichen und keineswegs einzigartigen Produkte oder Angebote vielfach geübte Praxis im Zeitungs- und Zeitschriftenwesen.

Da hat zum Beispiel ein Hersteller von Dosenmilch eine Expedition unterstützt und die Teilnehmer der Expedition verpflichtet, in ihren Erlebnisbeiträgen für interessierte Redaktionen möglichst oft sein Produkt zu nennen. Das Interesse infrage kommender Redaktionen aber sucht er durch die Aussicht auf Einschaltung einer Anzeige in das Blatt im Falle des Abdrucks eines solchen »Erlebnisberichtes« im redaktionellen Teil zu »fördern«. Umgekehrt kann natürlich auch ein Redakteur (oder Verleger), dem der »Erlebnisbericht« vorliegt, versuchen, damit dem Hersteller die Ausgaben für eine Anzeige schmackhaft zu

machen. Möglichkeiten, dieses Spielchen einzuleiten, gibt es viele. So könnte der Produzent einer Lawinensonde »interessierte« Redakteure und Journalisten des Sommers zu einem Test seines Produkts nach Alaska einladen. Vermutlich, weil der Schnee auf Alpengletschern dazu nicht gut genug ist. Oder einem verärgerten, betroffenen, hin- und hergerissenen oder auch erfreuten Redakteur flattert eine grafisch geschmackvolle Karte auf den Schreibtisch, die ihn samt Begleitung berechtigt, eine Saison lang alle Seilbahnen und Lifte eines berühmten Skizentrums zu nutzen. Besonders anfällig für derartige Versuche ist naturgemäß auch der Sport- und Reisejournalismus. Selbst für manches seriöse Blatt soll der ungeschriebene Grundsatz gelten, daß sich der redaktionelle Reisetil selbst zu tragen habe. Das kann natürlich eine erhebliche Einschränkung der redaktionellen Entscheidungsfreiheit zur Folge haben. Denn was ich dem einen zugestehe, kann ich dem anderen nicht ausschlagen. Gerade dann nicht, wenn es sich um Angelegenheiten am Rande oder schon »etwas außerhalb« der Legalität handelt.

Dieser Beitrag soll nicht in eine unangemessene Moralpredigt ausarten. Solche fruchten meist nichts. Außerdem bleibt festzuhalten, daß während der letzten Jahrzehnte allzu viele Zeitschriften, besonders Kunst- und Kulturzeitschriften, deren Redaktionen sich in edler Absicht den allgemeinen Gegebenheiten des Marktes nicht unterzogen haben, eingegangen sind. Und die, die am Leben bleiben (auch Bergsteigerzeitschriften), bleiben dies meist nur dank kräftigen Mäzenatentums; das häufig die Verleger selbst leisten. Daß diese Mäzene aber an der Nutzung aller einigermaßen vertretbaren Mittel interessiert sind, die geeignet erscheinen, ihnen wenigstens in etwa aus »dem Schneider« zu helfen, ist verständlich. Die teilweise beklagenswerten Folgen solcher Mechanismen abbauen zu helfen läge an uns allen: sich nicht blaffen und das eigene Urteil abkaufen lassen! Sich dementsprechend verhalten! Indessen scheint es eher so, als wirkte das subtile Geflecht allgegenwärtiger Werbung als tägliche Gehirnwäsche, die abhängig macht – auch uns Bergsteiger!

Urlaubererwartung und Urlaubsverhalten

Geeignet, diese Befürchtung zu erhärten, ist vermutlich sogar ein, in diesem Zusammenhang zunächst weit hergeholt anmutendes Beispiel: Der DAV hat bekanntlich schon Ende der 60er Jahre einen verbindlichen Raumordnungsplan für den

deutschen Alpenanteil gefordert. Finen Plan also, der ausweist, welche Zonen dem technisierten Tourismus unumschränkt oder bedingt offenstehen sollen und welche ihm (als sogenannte »Ruhezonen«) verschlossen bleiben müssen im Interesse, eine Landschaft zu erhalten, die ja auch die Strategen des technisierten Tourismus als ihr »kostbarstes Kapital« bezeichnen. Mit seinem »Alpenplan« hat der damalige bayerische Staatsminister für Landesentwicklung und Umweltfragen, Max Streibl, diese Maßnahme auch verwirklicht. Nun liegt es in der Natur eines derartigen Plans, daß er dem einen untersagen muß, was er dem anderen erlaubt. Die daraus abgeleitete Frage der Redaktion der DAV-Mitteilungen, ob es nicht notwendig sei und folgerichtig, einen Lastenausgleich zu schaffen zwischen den Gemeinden, denen dieser »Alpenplan« weiterhin zugeht, das »Kapital Landschaft« unmittelbar anzuzapfen, und denen, denen der Plan diesen direkten Zugriff künftig verwehrt, beantwortete Minister Streibl 1972 so: »Im Hinblick auf die in Zukunft mit Sicherheit erheblich steigende Attraktivität der Ruhezonen für den Erholungsuchenden, werden den Gemeinden, in denen Ruhezonen ausgewiesen sind, keinerlei meßbare wirtschaftliche Nachteile entstehen. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß die Zahl der Urlauber ständig wächst, die Erholung ohne Rummel und organisierten Massenbetrieb, dafür mit um so mehr Ruhe und Beschaulichkeit in der von Menschenhand möglichst unveränderten Natur suchen.« Diese Trendwende der Urlaubserwartung scheint aber bis heute, da ÖAV und DAV gemeinsam eine verbindliche Raumordnung auch für Österreichs Bergwelt fordern, nicht in eine Trendwende des Urlaubsverhaltens der meisten Alpenbesucher umgeschlagen zu sein. Die Probleme einer Gleichverteilung sowohl der Anteile am Kapital Landschaft als auch der Lasten, letzteres zu erhalten, bestehen nach wie vor. Der Zulauf auf die Zentren rummelhaften Fremdenverkehrs hält an.

Entlastung bringen allenfalls, begleitet von großen Werbeaktionen, neuentstehende Zentren gleicher Art. Benachbarte »Ruhezonen« erfreuen zwar einige Wissende als Geheimtip. Die vielen aber, die es rechtfertigten, von einer Trendwende im Urlaubsverhalten zu sprechen, bleiben aus. Es sei denn, ein Gebiet findet Aufnahme in die beliebte, wenn auch bisweilen von der Prospektliteratur kaum zu unterscheidende Tourenvorschlagsliteratur. Oder Weitwanderetappen mit

Kontroll- und Stempelbezugsstellen führen durch die Gegend. Oder ein cleverer Veranstalter inszeniert einen Volksmarsch mit Gewinnaussicht auf Anstecknadeln. Da bezahlt man freiwillig sogar noch Startgeld dafür, daß man durch die unberührte Natur wandern darf: Indizien, die doch sehr berechtigt dafür sprechen, daß latente Freizeiterwartungen des -werbenden - Anstoßes von außen bedürfen, um in Verhaltensweisen einzumünden. Für diese Annahme spricht ja auch der neu erstandene Berufsstand der Freizeitberater.

Aus diesem Blickwinkel betrachtet, fragt man sich freilich, ob Minister Staribachers aggressive Werbung für sein Programm »Wanderbares Österreich« (mit der erklärten Absicht, unter Zuhilfenahme von Berganimatoren namentlich den Deutschen die »Wald nach vorn« zu richten), doch weniger als Bevormundung, denn als Entscheidungshilfe zu werten ist?

Ausgehend von solchen Erwägungen haben sich nun auch ÖAV und DAV zum Versuch einer Entscheidungshilfe in ihrem Sinn entschlossen. Durch gezielte redaktionelle Werbung in ihren Verbandszeitschriften wollen sie die Mitglieder ermuntern, verstärkt die noch erhaltenen »Ruhezonen« im Alpenraum zu besuchen (s. S. 220/221). Diese Werbung hätte freilich ihr Ziel nur unvollkommen erreicht, sollte sie lediglich zu einem vorübergehenden - und ebenfalls rummelhaften? - Besucherstrom in die jeweils vorgestellten Gebiete führen. Wirklich erfüllt wäre der Sinn dieser Entscheidungshilfe erst dann, wenn sie eine stetige Entwicklung einleiten, also auch die selbständige Urlaubsplanung aller Mitglieder beeinflussen könnte. Gebiete, die dem Verlangen nach »Erholung ohne Rummel und organisierten Massenbetrieb« (Streibl; siehe oben) gerecht werden, liegen ja nicht außerhalb der Welt, sondern im gut erschlossenen Alpenraum, oft in unmittelbarer Nachbarschaft der »gemeinen« Touristikzentren.

Folgen der Reklame?

Teilprogramm der erwähnten Aktion »Wanderbares Österreich« ist es, die Alpenbesucher zum Kauf schicker Wanderkleidung zu »animieren«. Minister Staribacher verspricht sich davon eine Förderung der österreichischen Textilindustrie. Der Erfolg auch dieses Teilprogramms ist abzusehen. Denn die Empfänglichkeit der Bergsteiger für die animierende Wirkung direkter, indirekter und verquickerter Werbung offenbart sich auch in Mode- und Ausrüstungsfragen.

Ein harmloses, wenn schon verräterisches Beispiel dafür ist die oft erstaunlich uniforme Kleidung verschiedener Bergsteiger: die Wanderer in Bundhose, kariertem Hemd und Trenkerhut, im Trainingslook die Sportkletterer. Um vieles bedenklicher bereits ist es, wenn zunehmend auch Durchschnittskletterer leichte, glattsohlige – ungeheuer »sportive« wirkende Spezialkletterschuhe bevorzugen. In geneigtem, grasdurchsetztem Fels sind die nämlich nicht nur unzuverlässig, sondern sogar, zumal bei Nässe, eine Gefahrenquelle. Geradezu fatal allerdings wirkt sich aus, wenn weiterhin, gewiß auch als Folge allgegenwärtiger Werbung, in Bergsteigerkreisen eine eigenartige Mentalität um sich greift: eine Mentalität, die darauf baut, mit 150prozentiger, oft unnützer, sogar hinderlicher Ausrüstung hundertprozentige Sicherheit in den Bergen erkaufen und das eigene Unvermögen ausgleichen zu können. Eine erschreckende Bestätigung findet diese Befürchtung jedenfalls im beinahe wortwörtlich gleichlautenden Resümee der Sprecher nahezu aller Bergrettungsdienste im Alpenraum: »Nicht mehr, wie jahrzehntelang gewohnt, vorwiegend die schlechte Ausrüstung der Bergsteiger ist es, die zu schweren Unfällen führt, sondern die Tatsache, daß gut, oft übergut ausgerüstete Bergsteiger sich weder mit ihrer Ausrüstung zurechtfinden, noch mit der Situation, in die sie sich begeben haben.«

Auf eine ähnliche »Konsumhaltung« sind leider auch andere Erscheinungen und Ereignisse im Bergsteigerbetrieb dieser Jahre zurückzuführen. Dazu nur zwei Beispiele:

Jeder, der schon einmal als Führer im Gebirge tätig war, wird von »Kunden« zu berichten wissen, die eine Denkweise verinnerlicht haben, die sie nicht nur daran glauben, sondern im Zweifelsfall – Schlechtwetter, entsprechende Verhältnisse oder gar eigenes Versagen – sogar stur darauf beharren läßt, sie hätten mit Entrichtung der Führertaxe oder der Kursgebühr tatsächlich eine Erfolgsgarantie für die Durchführung der geplanten Fahrt erkaufte. Das kann zur schweren Bedrängnis gerade für einen jungen Führer werden. Wenn er zum Beispiel im Verlauf einer Skihochtour glaubt, einen Übergang wegen Lawinengefahr nicht verantworten zu können, einige uneinsichtige Mitglieder einer Gruppe aber darauf bestehen, genau das geboten zu bekommen, »wofür sie bezahlt haben«, und aus diesem Grund sich auch für vorgeschlagene Ausweichziele unzugänglich zeigen.

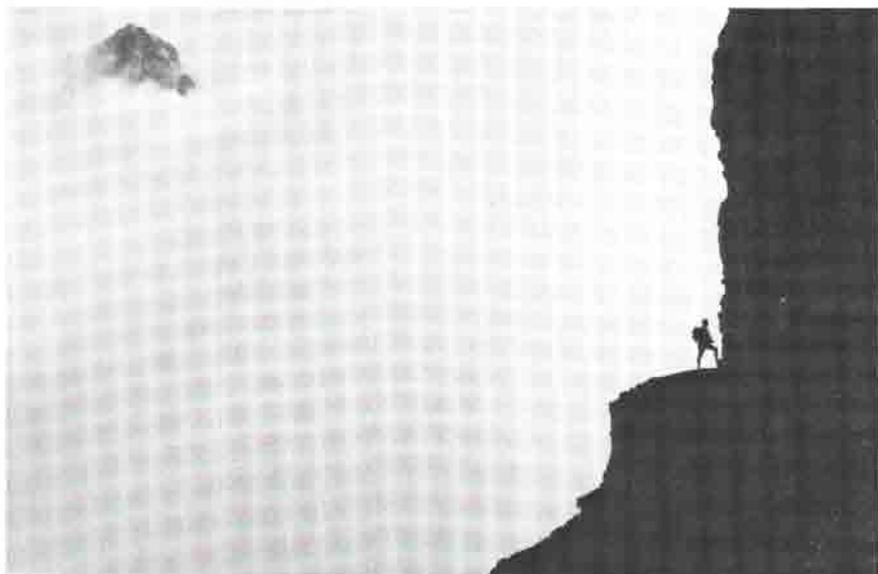
Diese Situation pflegt sich psychologisch dann besonders zuzuspitzen, wenn auf einer Hütte mehrere Gruppen verschiedener Alpenschulen und Vereine auf denselben Übergang »passen«, und vielleicht die Führer einer dieser Gruppen, bedrängt von ähnlichen Forderungen aus dem Kundenkreis, sowie angesichts der Konkurrenzsituation in dem Gewerbe, auf mehr Einsicht der Lawinen hoffen und halt mal ihr Glück riskieren . . . Versicherte Klettersteige erfreuen sich zunehmender Beliebtheit. Das hat sich auch bis in die Planungsbüros der Seilbahngesellschaften heringesprochen. In der Hoffnung auf höhere Beförderungsziffern auch im Sommer fördern manche von ihnen deshalb bereitwillig den Bau solcher Steige im Bereich ihrer Bahnen. Wie aber, wenn an einer solchen Anlage ein Unfall passiert? Am Mindelheimer Klettersteig im Allgäu zum Beispiel, einem ehemals sicheres Klettern erfordern, neuerdings »versicherten« Gratübergang, wurde bald nach Eröffnung der Steiganlage ein Begeher durch Blitzschlag getötet.

Für einen Teil der Presse war das natürlich eine schlagzeilenträchtige Sensation und als solche ein gefundenes Fressen – deshalb außerdem, weil es Schuldige zu finden galt. Und als schuldig befunden wurden schließlich die, die es versäumt hatten, eine genügende Anzahl von Fluchtwegen vom Grat ebenfalls zu versichern. Die Logik, die dieser Argumentation zugrunde liegt, wertet also offensichtlich den Begeher eines Klettersteiges als einen Konsumenten, der gutgläubig ein Angebot wahrnehmen und dabei selbstverständlich auf wirksame Gebrauchsgarantien bauen kann. Daß auch die Begehung eines Klettersteiges als bergsteigerisches Unternehmen anzusehen ist, für das der, der sich darauf einläßt, selbst die Verantwortung trägt, unter anderem im Hinblick darauf, die Wetterbedingungen richtig abzuschätzen, scheint demnach eine recht abwegige Auffassung zu sein . . .

Parallellaufend mit dem Anspruch, alles bequem zugänglich gemacht zu bekommen, wächst also ganz offenkundig die Neigung, die Verantwortung für sich anderen aufzulasten: auch bei manchen Bergsteigern! In Erfahrungsbereiche, die Reinhold Messner durch seinen »Egotrip« sich erschließen will, ist auf diese Weise natürlich kaum vorzustoßen.

Indessen weiß auch Reinhold Messner genau, daß er von seinen Ausreißversuchen in die Gegenwelt der Erfahrungen, die ihm das Bergsteigen er-

*Klettersteige:
Angebot mit
Gebrauchs-
garantie?
Am Orsiweg
(Brenta)*



*Foto:
W.R. Dietrich*

schließt, immer wieder zurückkehren muß; eben in die Welt unserer Zivilisation, die ihn zu seinen Ausreißversuchen drängt, solche ihm aber auch ermöglicht. Die Willensstärke, das Durchhaltevermögen und auch die Chance, Erfahrungen, die ihnen die »Schule der Berge« hat zuteil werden lassen, konsequent auch aufs Alltagsleben zu übertragen, sind nur ganz seltenen Ausnahmen gegeben: Helga und Rudi Lindner zum Beispiel, die sich am Fuße des Hochschwab ein Jahrzehnte leerstehendes Bauernhaus als Heimstatt eingerichtet haben. Und die dort heute ein Leben führen, in dem sie sich nur die Bedürfnisse erfüllen, die sie in ihrer durchs Bergsteigen wesentlich geförderten Naturverbundenheit als ausreichend erkannt haben.

Zwischenhoch am Sonntagnachmittag

Für manchen unserer Zunftgenossen wäre freilich, so scheint es, ein entscheidendes Lernziel schon erreicht, wenn ihn die »Schule der Berge« zu Zweifeln an der Zuständigkeit der Instanzen anregte, die er bislang offenkundig für die Gestaltung des Urlaubs- und Wochenendwetters verantwortlich hielt: Wetteramt, Alpenverein, Fremdenverkehrsverband . . .

Eine Übertreibung?

Den folgenden Brief richtete unlängst ein eroboster Bergsteiger an das Wetteramt München. Eine Kopie des Briefes erhielt die Redaktion der DAV-Mitteilungen zur Kenntnis und geflissentlichen Veranlassung:

»Betr.: Ihren Wetterbericht vom vergangenen Samstagabend (19 Uhr) und vom gestrigen Sonntagmittag (13 Uhr).

Sehr geehrte Herren!

Der Wetterbericht vom Samstagabend lautete wie seit vielen Wochen:

Regenschauer, Berge in Wolken, Gewitter, sonnige Abschnitte oder ähnlich. Welch alberner Ausdruck sonnige Abschnitte? Dasselbe am Sonntagmorgen. Und siehe da, am Sonntagmittag auf einmal: ein Zwischenhoch!!!

Meine Frau und ich sind Bergsteiger und Mitglieder des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Vor längerer Zeit habe ich schon einmal kräftig nach Bergsteigerart geschimpft und gesagt, Blumenkohl verkauft sich leichter. Wahrscheinlich können Sie sich nicht vorstellen, daß wir wie alle Bergsteiger auf ein halbwegs gutes Wochenende warten und hoffen, um in die Berge zu gehen. Es ist skandalös, wenn Sie am Sonntagmorgen von schlechtem Wetter berichten und mittags von einem Zwischenhoch. Warum ist es nicht möglich, für Bergwanderer eine andere Wetterberichterstattung einzurichten, damit man nicht immer diesen Dingen ausgeliefert ist. Ich wende mich an den Alpenverein unter Vorlage dieser Kopie und bitte ihn, eine solche Einrichtung zu erwägen.

Hochachtungsvoll R. K.«

Anschrift des Verfassers:

*Elmar Landes, c/o Deutscher Alpenverein,
Praterinsel 5, D-8000 München 22.*

Präzision und Ökonomie

Klettern auf dem Prüfstand der modernen Sportwissenschaft

PETER BAUMGARTNER IM GESPRÄCH MIT ERICH LACKNER

Dazu, das Verhältnis von Bergsteigen und Sport in unserer Zeit zu erörtern, können viele Merkmale als Ansatz dienen. Ein sehr beachtenswerter ist gewiß, daß sich die Wissenschaft (oder der Wissenschaft verwandte Disziplinen, z. B. das Ingenieurwesen) – wenn auch noch längst nicht im selben Ausmaß wie des Sports – zunehmend auch des Bergsteigens annimmt. Um genau zu sein, des Bergsteigens bislang eigentlich mehr mittelbar: sei es, daß sich Mediziner, Psychologen und Soziologen um die Bergsteiger selbst bemühten oder die Materialprüfer um die Bergsteigerausrüstung. Dr. Erich Lackner hat nun aber erstmals mit einer Arbeit promoviert, für die eine Disziplin des Bergsteigens, das Felsklettern, Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen war. Auch ein Indiz für die Einstellung der jungen Klettergeneration, das sportliche Vermögen höher einzuschätzen als die Hilfsmittel?



Oben:
Dr. Erich Lackner
Foto:
L. Baumgartner

Wissenschaftliche Arbeiten müssen offenbar Bandwurmthemen haben. Jene, von der hier die Rede ist, heißt »Experimentelle Untersuchung über den Einfluß psychischer und motorischer Fähigkeiten auf die Kletterleistung von Anfängern«, ist eine Dissertation und wurde eingereicht von **Erich Lackner** an der Uni Wien.

Lackners Werdegang als Bergsteiger vollzog sich geradlinig: 1970 Expedition zum K6, 1972 Huascarán-Ostwand, zwischendurch Big Wall Climbing in Norwegen (2. Begehung der Norwegerröhre an der Trollwand z. B.), 1975 mit einer AV-Expedition auf den Kantsch, 1977 Big Wall Fahrt in die kanadischen Logan Mountains, 1979 Yosemite.

Lackners Transformation zum Wissenschaftler vollzog sich mit Umwegen: Über die Physik, das Lehrfach Leibeseziehung bis zum Dr. phil. für die obengenannte Dissertation. Dafür ist diese Dissertation aber auch weltweit der erste Versuch, ein Modell der Kletterleistung zu schaffen, das quantitative Aussagen zuläßt: Was ist fürs Klettern mehr wichtig, was weniger! Wie kann man die einzelnen Einflüsse auf die Kletterleistung messen! Das folgende Gespräch zwischen Erich Lackner und Peter Baumgartner über diese Dissertation wird hier mit Absicht ohne wesentliche Retuschen und stilistische Glättungen wiedergegeben. Als Beispiel dafür, daß man am Hütchentisch auch über eine Dissertation reden kann. Womit zugleich die Hoffnung zum Ausdruck gebracht ist, daß man dort über diese Dissertation reden wird.

Baumgartner: Einfache Frage am Anfang: Wie kommt ein Mensch auf die Idee, eine Doktorarbeit über das Klettern zu schreiben?

Lackner: Das war zunächst ja gar kein Dissertationsthema. Begonnen hat es damit, daß ich Lehrpläne erstellen wollte für die Kletterkurse an der Uni, und daß ich beim Literaturstudium draufgekommen bin, daß da eigentlich nichts Grundlegendes da ist, außer der alte Prusik¹).

Wenn ich mir diese Diss anschau, so scheint mir, daß der zentrale Punkt darin dein Modell der Einflüsse auf die Kletterleistung ist. Können wir zuerst einmal über dieses Modell reden. Was sagt das aus? Das wesentliche an diesem Modell ist, daß darin die Kletterleistung quantifiziert wurde, daß sie gemessen wird – nicht im Zentimeter-Gramm-

¹) Dr. Karl Prusik, Ein Wiener Kletterlehrer, Artaria, Wien 1929



Die Kletterleistung wird gemessen an der Bewegungspräzision.

*Foto
J. Winkler*

Sekunden-System wie etwa die Leistung beim Hochsprung, beim Kugelstoßen, beim Hürdenlauf –, sondern an der Bewegungspräzision.

Die Präzision einer Kletterbewegung kann man so fassen, daß beim Klettern die Schuhsohlen genügend Reibungsschluß mit dem Felsuntergrund bekommen müssen. Dieser Reibungsschluß ist abhängig von der Druckrichtung auf die Beine, und der Aufbau des nötigen Druckes ist nur möglich durch präzise Steuerbewegungen der restlichen Körpermuskulatur – das kann man natürlich auch anders sagen: Wenn du nicht richtig hinsteigst, rutschen dir die Haxen weg und du liegst drunten.

Das heißt aber doch, die Präzision der Kletterbewegung ist definiert durch Umstände, die man nicht recht messen kann.

Wohl, die kann man schon messen. Man bestimmt einfach für jeden Tritt, der bei der Überwindung einer Kletterstelle gefaßt werden muß, den zulässigen Reibungswinkel. Der ergibt sich aus den Felsverhältnissen (rauh oder glatt, naß oder trocken . . .) und dem Schuhmaterial (Art der Sohle, Form, Steifigkeit . . .). Der jeweils zulässige Reibungswinkel liegt natürlich innerhalb einer gewissen Toleranzgrenze, aber bestimmen kann man das. Mit einer ganz einfachen Winkelmessung zwischen den Beinen und der Felsneigung kann man diesen Winkel dann bestimmen und sagen: Diese Bewegung erfüllt noch das Kriterium der Präzision, jene nicht mehr.

Wie hast du diesen Reibungswinkel bei deinen Versuchspersonen gemessen?

Wir haben Videoaufnahmen gemacht aus zwei verschiedenen Richtungen, so daß man jede Bewegung jeweils aus der richtigen Blickrichtung darauf gehabt hat. Die Winkel wurden dann auf dem Bildschirm herausgemessen.

Diese Bestimmung des Reibungswinkels, das war die eine Überlegung, die zur zentralen Stellung der Bewegungspräzision in meinem Modell geführt hat. Die zweite Überlegung hat zu tun mit der Systematik der Sportbewegungen überhaupt. Wenn ich da ein bißchen ausholen darf: Es gibt im Sport Zweckbewegungen und Formbewegungen. Zu den Formbewegungen – wie Tanzen, Turnen usw. – kann man das Klettern eindeutig nicht zählen. Beim Klettern besteht die Leistung ja nicht darin, daß man besonders schwierige Bewegungsformen oder Bewegungskombinationen macht, die dann bewertet werden. Die Kletterbewegung hat den Zweck, daß man irgendwo hinaufkommt. Zweckbewegungen unterliegen nun gewissen Kri-

terien: einerseits dem Kriterium der Präzision (Genauigkeit des Bewegungsablaufes oder Genauigkeit der Wiederholung der Bewegung), andererseits dem Kriterium der Ökonomie (Bereitstellung der Energie, Energieumsetzung). Man hat bisher beim Bergsteigen immer angenommen, daß eine Kletterbewegung dem Kriterium der Ökonomie genügen muß. Das stimmt aber nicht. Sich ökonomisch fortbewegen hieße: sich sehr langsam fortbewegen, nur ja keine großen Schritte machen. Das trifft aber beim Klettern überhaupt nicht zu, weil es nicht darum geht, daß man möglichst wenig Energie verbraucht, sondern darum, daß man überhaupt hinaufkommt. Und wenn ich das als mein oberstes Ziel ansehe, dann hängt der Einsatz meiner Mittel grundsätzlich nur von der Griff-Tritt-Kombination ab, die mir das Hinaufkommen ermöglicht. Damit ich die Klettersituation beherrsche, muß ich dem Kriterium der Präzision genügen, nicht dem der Ökonomie.

Na ja, gibt es da nicht doch zwei verschiedene Ebenen, auf denen sich die Auswahl der jeweiligen Bewegung abspielt? Daß eine Kletterbewegung im Sinne deiner Definition dem Kriterium der Präzision genügen muß, ist klar: Wenn der Kletterer seine Bewegung nicht präzise genug ausführt, kommt er nicht rauf über die Kletterstelle, sondern fällt runter. Ist es aber nicht so, daß innerhalb dieses Rahmens die ökonomischere Bewegung die bessere ist?

Nein, Präzision und Ökonomie sind verschiedene Hüte. Sicher, wenn du für die Bewältigung einer Kletterstelle zwanzig verschiedene aber nach dem Kriterium der Präzision gleichwertige Möglichkeiten hättest, dann könntest du diejenige auswählen, die vom Energieeinsatz her am meisten ökonomisch ist. Du hast aber keine zwanzig Möglichkeiten. Im Regelfall gibt es für eine Kletterstelle nur eine optimal präzise Möglichkeit, und diese strebt der Kletterer an, weil er ja hinaufkommen will und nicht runterfallen.

Vielleicht können wir bei diesem Punkt ein bißchen bleiben, weil das für mich doch eine recht neue Überlegung ist, daß die Präzision einer Kletterbewegung und die Ökonomie einer Kletterbewegung einander ausschließen . . .

. . . beide Kriterien gehören nicht der gleichen Begriffsebene an, das ist es. Es kann zufällig, rein durch Zufall so sein, daß eine präzise Kletterbewegung zugleich auch eine ökonomische Bewegung ist. Weil die Tritte so gefaßt werden können, daß sich ein mittlerer, ein ökonomischer Bewegungshub ergibt. Das wäre eben rein zufällig so.

Also ich hab's noch nicht verstanden. Die Frage für mich ist, ob die jeweils optimale Kletterbewegung nicht doch ein Produkt aus Präzision und Ökonomie der Bewegung ist.

Nein, das geht nicht. Es gibt kein Produkt aus Äpfeln und Birnen.

Mmh, nachdenken lassen... Erklär mir das: Wenn ich eine Kletterbewegung ausführe, brauch' ich Energie, und um so weniger davon, je mehr ökonomisch ich die Bewegung mache. Zugleich muß die Bewegung so präzise sein, daß ich nicht runterfliege. Aber da muß es doch noch einen Spielraum geben. Ich muß die Präzision der Bewegung doch nicht soweit treiben, daß die Bewegung nicht mehr ökonomisch ist.

Wenn du in den höchsten Schwierigkeitsgrad gehst, dann wird es augenfällig, daß dort der Energieeinsatz überhaupt nicht mehr ökonomisch erfolgt. Du machst die Bewegung so, wie es die Notwendigkeit der Präzision vorschreibt. Das ist ja das Kennzeichen der höchsten Schwierigkeit, daß sie nur mehr eine Lösungsmöglichkeit zuläßt. Man muß exakt diese Bewegung machen, man muß zum Beispiel dorthin steigen, wo der optimale Reibungsschluß zwischen Fels und Schuhsohle gewährleistet ist. Man mag sich darüber ärgern, daß der Schritt einen Dreiviertelmeter hoch und der Energieeinsatz damit wahnsinnig unökonomisch wird. Aber wenn man diesen Dreiviertelmeterschritt nicht macht, fliegt man raus. Im obersten Schwierigkeitsgrad ist die Sache einsichtig.

In den unteren Schwierigkeitsgraden könnte man sagen: Es gibt mehrere Lösungsmöglichkeiten, und darunter kann zufällig auch eine sein, bei der die Bewegung noch so präzise ist, daß sie die Person nicht gefährdet, und die zugleich auch ökonomisch ist. Der Zufall, daß bei einer präzisen Kletterbewegung zugleich das Kriterium der Ökonomie erfüllt ist, kann aber auch im obersten Schwierigkeitsgrad eintreten. Es wird dort nur sicher noch seltener sein als in den unteren Schwierigkeitsgraden.

Langsam dümmert's! Die Ökonomie des Energieeinsatzes ist festgelegt durch die Hubhöhe des Körpers, zum Beispiel beim Steigen. Die Frage aber, ob in der ökonomischen Hubhöhe auch ein Tritt ist, die ist sekundär. Primär muß ich fragen: Wo steig ich hin, damit ich nicht runterflieg. Wenn man das so formulieren darf, dann würd ich's einsehen, glaub ich.

Richtig! Die Bewegung wird eben im Regelfall unökonomisch sein. Und es kommt nun darauf an,

wieviel jemand trainieren will, um sich auch die Voraussetzungen für eine Tausend-Meter-Wand zu schaffen.

Es ist doch ganz gut, wenn man Gelegenheit hat, mit dem Verfasser einer Dissertation über seine Arbeit zu reden. Da stolpert man über Dinge, von denen der Verfasser angenommen hat, daß sie ohnehin jedem klar sind.

Ich hab mir schon eingebildet, daß ich das sehr genau zitiert habe, aber die Originalarbeit – du hast ja nur eine Kurzfassung –, die haben bis jetzt, glaub ich, drei Leute gelesen: Die Rosemarie (Lackners Frau), der Sobotka (Professor am Institut für Sportwissenschaften der Universität Wien) und ich. Und natürlich, wenn dich das tröstet, es war für mich auch eine Barriere. Die Habilitation vom Sobotka hab ich zwanzigmal gelesen.

Worüber hat er sich habilitiert?

Formgesetze von Sportbewegungen! – Man unterteilt die körperlichen Fähigkeiten eines Menschen ja in koordinative und konditionelle Fähigkeiten. Das hängt aber voneinander ab und beeinflusst sich wechselweise. Kennzeichen der nicht stabilisierten Bewegung ist es, daß sich daran viele Muskelgruppen beteiligen, die gar nicht mittun müßten. Ist die Bewegung dann nach entsprechender Übung gut stabilisiert, d. h. optimal koordiniert, dann braucht man weniger Muskeln und weniger Energie, um sie auszuführen. Und ein zweites: je besser koordiniert die Bewegung ist, desto rascher wird ein daran beteiligter Muskel aus der Anspannung in die Ruhepause zurückkehren, desto länger kann er sich erholen.

Können wir uns jetzt darüber unterhalten, was eigentlich die Präzision der Kletterbewegung beeinflusst.

Gleich! Da sind aber noch zwei Punkte, die für die Leistungserhebung eine Rolle spielen. Das eine ist die Zeit, die man für die Bewältigung einer Kletterstelle braucht. Das ist insofern ein Kriterium, als man die objektiven Gefahren, die den Kletterer bedrohen, dadurch verringern kann, daß man sich eben kürzer in der Gefahrenzone aufhält. Das heißt, die Kletterleistung wird ausgedrückt durch die Zeit, die ein Kletterer braucht, um eine definierte Kletterstrecke zu überwinden.

Ja! Dieses Kriterium habe ich zur Messung deshalb nicht herangezogen, weil das im Gesamtmodell einfach zu große rechnerische Schwierigkeiten gebracht hätte. Man kann dieses Kriterium aber auch anders ausdrücken: Die Zeit, während der sich ein Kletterer in einer Kletterstrecke befindet, ist ja auch abhängig von der Anzahl der

Bewegungen, die der Kletterer macht, die aber zu keinem Ziel führen. Es hat sich bei den Messungen nun gezeigt, daß zwischen der Anzahl dieser Bewegungen und der Stehzeit eines Kletterers eine hohe Übereinstimmung war.

Ich muß mir das wieder übersetzen. Deine Kletterer sind also nicht einfach dagestanden und haben nachgedacht, sondern sie haben herumprobiert?

Gut, sagen wir's so. Entscheidend ist, daß die Anzahl dieser Bewegungen, die ich Konfliktbewegungen nenne, und das Ausmaß der Stehzeit zwischen guten und schlechten Kletterern in sehr großem Bereich schwankt. Die Bandbreite, in der die Bewegungszeiten der guten und der schlechten Kletterer geschwankt haben, war zwischen dreißig und vierzig Sekunden ungefähr; während die Stehzeit bei den einzelnen Kletterern geschwankt hat zwischen dreißig Sekunden und fünfzehn Minuten.

Und gilt das nun nur für Anfänger – deine Versuchspersonen waren ja Anfänger –, oder gilt das auch für Erfahrene, Geübte, Fortgeschrittene halt? – Ich will auf folgendes raus: Es gibt unter guten Kletterern zwei Typen, einmal den Analytiker; der sieht und schaut und rechnet sich die Abfolge der notwendigen Kletterbewegungen aus, bevor er sich in Bewegung setzt; zum anderen den Experimentator der alten Dülfer-Schule, der eine Kletterstelle lernt wie ein Musikstück. Kann man abschätzen, ob dein Kriterium für die Kletterleistung – die Zahl der Fehlbewegungen nämlich und ihre Übereinstimmung mit den Stehzeiten – auch für diese Fälle gültig ist?

Nein, kann man nicht. Jeder Kletterer, der kein Anfänger mehr ist, der ist auch schon verlernt. Seine Art zu klettern ist nicht nur abhängig von den persönlichen Eigenschaften, sondern zuvorderst auch von seinen Vorbildern, seinen Lehrbüchern, seinen Idolen während seiner Lernzeit. Diese Lernzeit ist deswegen so bedeutend, weil die Kletterbewegungen zwar vor vielen tausend Jahren für die damals lebenden Menschen Alltagsbewegungen waren, die den Lebenskampf bewältigen halfen; heute aber sind Kletterbewegungen reine Kunstbewegungen, die jeder Mensch neu lernen muß.

Gut, ich bin beruhigt; das wird die Ausgelernten freuen, daß es doch nicht so einfach ist, ihre Kletterleistung zu messen. Wenn wir zwischendurch einmal rekapitulieren: Ein Maß für die Kletterleistung ist die Präzision der Bewegung. Ein weiteres Maß

für die Kletterleistung ist die Anzahl der Konfliktbewegungen. Gibt's noch etwas?

Die Dynamik!

Was ist das? Wie definiert man das?

Also, da mußt du mich auch ein bißl ausholen lassen. Eine der großen Mären, die sich durch den Kletterunterricht der Alpingeschichte verfolgen lassen, ist die sogenannte Drei-Punkte-Regel. Du mußt drei Haltpunkte haben, so sagt dieses Märchen, dann kann einer nachgeben, du wirst dennoch nicht wegfliegen. Das stimmt weder für Anfänger noch für Fortgeschrittene. Selbst in den untersten Schwierigkeitsgraden gibt es nicht viele Kletterbewegungen, bei denen das zutrifft. Und es klettert auch niemand wirklich eine längere Strecke nach dieser Märchenregel. Jede Kletterbewegung ist schon beim Start dynamisch; der Bewegungsbeginn bestimmt bereits den Ablauf und das Ende der Bewegung.

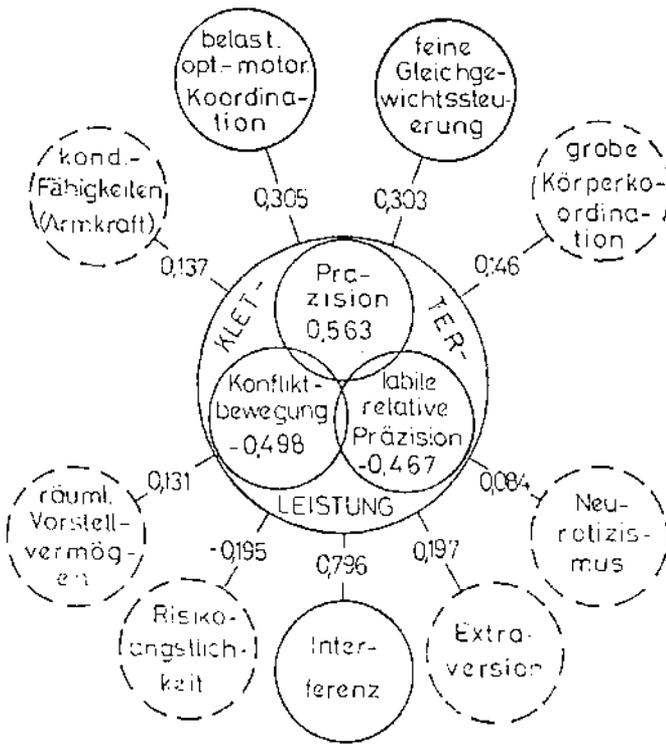
Das heißt, würde man die Bewegung eines Kletterers plötzlich unterbrechen, dann würde der Kletterer wegfliegen. Für jede Kletterstelle ist aber sicher nur ein bestimmtes Maß an Dynamik sinnvoll. Und die Frage war nun, in welchem Verhältnis steht die Dynamik kletternder Anfänger zur Dynamik von Versuchspersonen, die bereits gut klettern. In unserem Versuch wurde dieses Verhältnis ermittelt durch den Vergleich der Anfängergruppe mit einer Kontrollgruppe guter Kletterer. Wobei ich mir über die Schwierigkeit im klaren bin, die sich daraus ergibt, daß die Kontrollgruppe ja bereits »verlernt« war, daß die Kletterer dieser Kontrollgruppe bereits ihre eigene Auffassung von der zweckmäßigen Dynamik auf der vorgegebenen Kletterstrecke hatten.

Für mich ist schon vorher eine Schwierigkeit da: Wie mißt man Dynamik?

Die Dynamik ist in der Biomechanik jene Größe, die man nicht messen, sondern nur werten kann. Das unterliegt natürlich der Möglichkeit zu Fehlurteilen, wie etwa beim Eiskunstlauf, wo die Leistung der Sportler ja auch nicht gemessen, sondern bewertet wird. Man kann die Anzahl der dynamischen Bewegungen aus dem Gesamtablauf einer Folge von Kletterbewegungen herauszählen. Man schaut sich die Bewegungsfolge auf der Videoaufnahme an und überlegt: Wenn ich diesen Bewegungszug jetzt unterbreche, fliegt er dann weg, ja oder nein. Wenn ja, dann war's eine dynamische Bewegung.

Sind wir jetzt schon in der Lage zu sagen, wie diese drei Kriterien – Anzahl der präzisen Bewegungen,

Quantitatives Modell der Einflüsse auf die Kletterleistung.



Die Kletterleistung ist bestimmt durch die drei Kriterien Präzision, Konfliktbewegung und labile relative Präzision (= Dynamik). Die Zahlen geben die Wichtigkeit (Gewichtung) der einzelnen Kriterien für die Kletterleistung wieder. Ein Minus vor den Gewichten sagt aus, daß dieses Kriterium die Kletterleistung negativ beeinflußt.

Die Kriterien werden beeinflusst von den Persönlichkeitsmerkmalen (Interferenz, Risikoängstlichkeit usw.) und von den motorischen Eigenschaften (optimale motorische Koordination, Gleichgewichtssteuerung usw.).

Gewichte von weniger als 0,3 sagen aus, daß für die betreffende Eigenschaft oder für das betreffende Merkmal unter den Versuchsbedingungen kein substantieller Einfluß nachgewiesen wurde.

Anzahl der Konfliktbewegungen, Anzahl der dynamischen Bewegungen im Vergleich zu einer Kontrollgruppe – die Kletterleistung nun eigentlich beeinflussen.

Diese drei Kriterien kann man nicht einfach zusammenzählen. Die Mcßergebnisse sind über ein besonderes statistisches Verfahren – die kanonische Korrelation – verrechnet worden. Das stellt man sich am besten vor als einen dreidimensionalen Raum, dessen Dimensionen bestimmt werden durch diese drei Kriterien (Zahl der Präzisionsbewegungen, Konfliktbewegungen, dynamischen Bewegungen). Dieser dreidimensionale Raum, das ist die Kletterleistung. Und die Gestalt dieses Raumes – die Art und Wertigkeit der Kletterleistung also – wird beeinflußt durch eine Reihe von Eigenschaften des betreffenden Kletterers . . . Glaubst du, daß das überhaupt irgendeinen Kletterer interessieren wird, was wir da reden?

Hoffentlich! Es kommt ja auf diese Dinge an. Das wesentliche an deiner Dissertation ist ja, daß du versucht hast, die Einflüsse zu quantifizieren, die die Kletterleistung bestimmen. Sonst wäre ja diese ganze Dissertation für einen Kletterer ein reines »aha«-Erlebnis. Daß man zum Beispiel die Kletterleistung verbessert, wenn man das Zusammen-

spiel von Auge, Hand und Fuß trainiert, das ist ja für einen Kletterer nix Neues. Deine Diss war aber, wenn ich das richtig sehe, der erste Versuch überhaupt, diese Einflüsse auf die Kletterleistung zu quantifizieren: festzustellen, welche dieser Eigenschaften, die ein Kletterer haben muß, sehr wichtig sind, welche weniger wichtig sind, welche man bisher im Training überbetont hat, und was zu wenig geübt wird.

Ja, das ist schon richtig gesehen. Wir haben da versucht, die Fähigkeiten und Eigenschaften eines Menschen mit vielen – ursprünglich mit achtundvierzig verschiedenen Tests zu bestimmen; mit Tests sowohl über den konditionellen Bereich als auch über die koordinativen Fähigkeiten; mit Tests zur Persönlichkeitsstruktur. Daß letztlich viele der getesteten Eigenschaften und Persönlichkeitsmerkmale in dem Modell nicht mehr aufschienen, sagt noch nicht, daß sie keinen Einfluß auf die Kletterleistung hätten.

Zum Beispiel was hat einen Einfluß und ist im Modell nicht drin?

Die Aktivierung zum Beispiel. Es waren im Labor, wo die Aktivierung der Versuchspersonen getestet wurde, einfach keine Bedingungen herzustellen, die einen Kletterer vergleichbar zu einem

Kletterproblem aktiviert hätten. Auf dem Umweg über die Risikoängstlichkeit ist allerdings auch das Kriterium der Aktivierung in das Modell eingegangen.

Wie bestimmt man die Risikoängstlichkeit?

Ich hab' den Test nach Swaton verwendet. Da werden den Versuchspersonen Dias von bestimmten gefahrenträchtigen Situationen gezeigt – Wildwasserfahren, Drachenfliegen, ein Waldbrand usw. –, und die Versuchsperson muß dann an einer Skala zwischen eins und zehn einschätzen, wie hoch das Risiko der jeweiligen Situation ist. Wenn jemand das Drachenfliegen hoch riskant einschätzt, wird er natürlich eine geringe Aktivierung dafür haben.

Die Risikoängstlichkeit beeinflusst nach deinem Modell die Kletterleistung – erwartungsgemäß – negativ. Was sind denn nun die Eigenschaften bzw.

Persönlichkeitsmerkmale, die sich auf die Kletterleistung positiv auswirken. Da steht zum Beispiel »Interferenz«. Bitte schön, was ist das?

Interferenz ist die Neigung zur Strategienbildung, die Fähigkeit auch, sich auf zwei verschiedene Informationen gleichzeitig zu konzentrieren. Wie die hohe Gewichtung (0,796) zeigt, ist dieses Merkmal von besonderer Bedeutung. Ein Mensch mit einer niedrigen Interferenzneigung wird eine Strategie bilden und diese beibehalten wollen. Das ist aber beim Klettern schlecht, weil die Situationen ständig wechseln und man sich ständig auf die geänderte Situation einstellen muß.

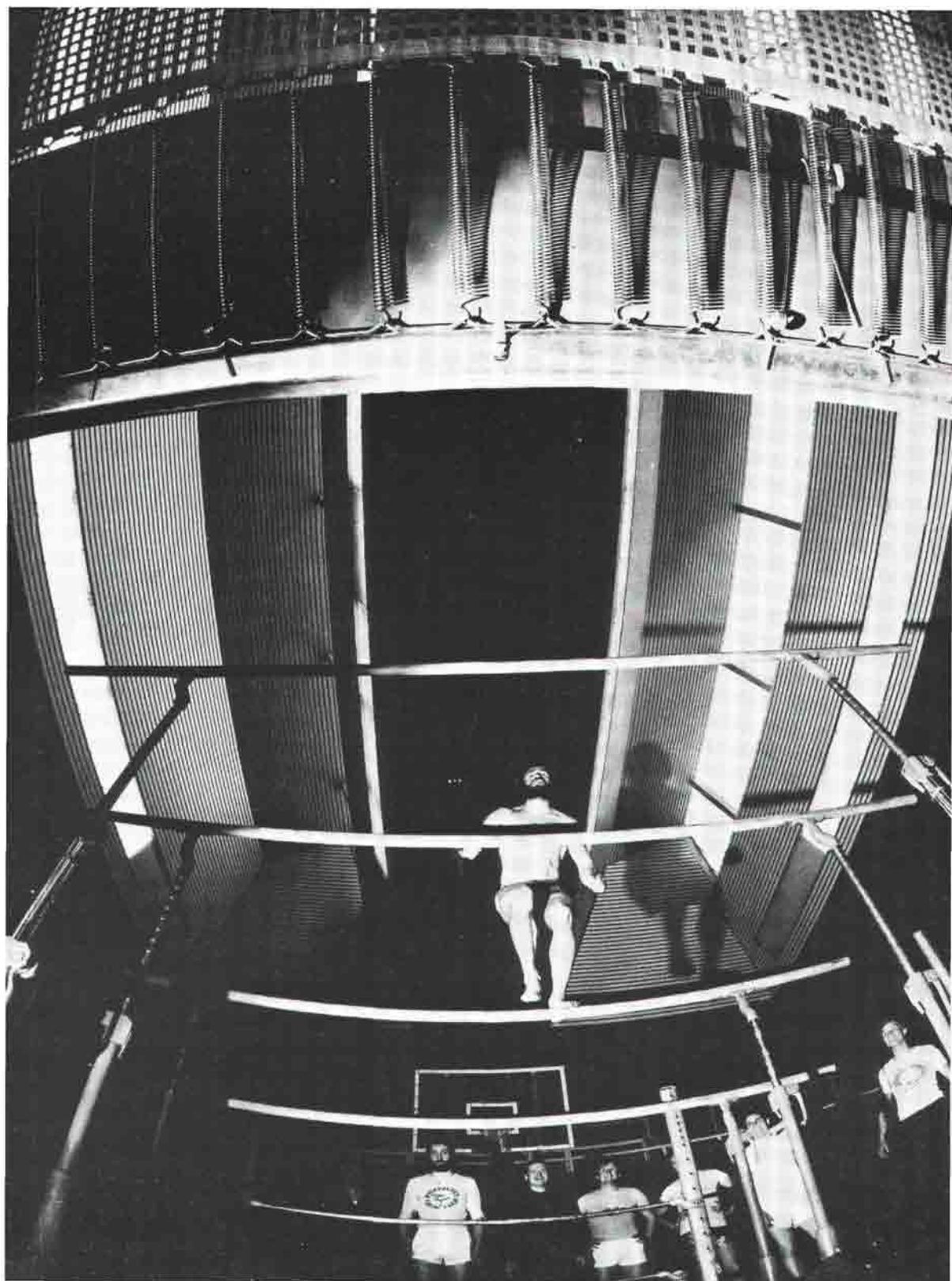
Endlich eine Aussage, die auch die Klassiker des Alpinismus voll befriedigen wird. Die weiteren Persönlichkeitsmerkmale, die in deinem Modell stehen, sind im Vergleich zur Interferenz von geringerer Bedeutung?.



Klettertraining im Turnsaal: Aufnahmen aus einem Kurs von Dr. Lackner an der Uni Wien; oben links: Schulung der Gegendrucktechnik, oben rechts: Schulung der Bewegungspräzision.

Seite 55: Schulung des Gleichgewichts auf dem Barren.

*Fotos:
F. Köhler*



Das gilt nur für die Versuchsbedingungen, unter denen wir gearbeitet haben. Das räumliche Vorstellungsvermögen zum Beispiel wird am Krümmen Riß keine so große Rolle spielen; der Riß ist 8,5 Meter hoch.

Der letzte Teil dieses Gesprächs sollte wohl die Anwendung deiner Diss auf die Lehrpläne der Alpenschulen betreffen. Du hast einleitend gesagt, daß deine Arbeit ursprünglich kein Dissertationsthema werden sollte, sondern daraus entstanden ist, daß du effektive Lernvorgänge für Kletterschüler erarbeiten wolltest. Seit dem Abschluß deiner Diss ist ja nun schon einige Zeit vergangen. Was ist jetzt neu an deiner Art, deinen Schülern das Klettern beizubringen?

An den eigentlichen Kletterbewegungen – Steigen, Klemmen, Stemmen, Spreizen, Reibungsklettern, Gegendrucktechnik – hat sich natürlich nichts geändert. Neu ist, daß wir die präzise Bewegung lehren, also abgegangen sind vom Gesichtspunkt der Ökonomie. Es hat immer geheißen: mittlere Schritthöhe beim Klettern, Fersen hängen lassen und dergleichen mehr. Das waren willkürliche, theoretische Bewegungselemente, die am Schreibtisch entstanden sind. Beim Klettern kommt es auf die Bewegungspräzision an. Ob die Fersen runterhängen oder raufstehen, diktieren der Fels und die Bewegungssituation. – Ja, und neu ist auch, daß wir die einzelnen Bewegungsarten zu automatisieren und zu stabilisieren trachten. Damit man eine Bewegungsart jederzeit einsetzbar hat, muß man sie üben. Bei den Rettungsbewegungen – z. B. Abrutschen auf dem Hang – hat man das ja auch bisher schon gemacht, und das bis zum Exzeß trainiert. Ein Kletterer braucht aber viel häufiger die normalen Kletterbewegungen. Die muß er ebenfalls trainieren und automatisieren, noch bevor er die Rettungsbewegungen lernt.

Das alles genügt aber nicht, damit ein Mensch selbständiges, sicheres Klettern in verschiedenem Gelände lernt. Der wesentliche und in der Ausbildung gefährlichste Punkt ist dann erreicht, wenn der Schüler anfangen muß, situativ zu klettern: Wenn er sein Bewegungsrepertoire einsetzen lernt bei der Überwindung verschiedener Kletterstellen im Gelände. Das hat man seit jeher gewußt und gesagt: Der Schüler sammelt Erfahrung!

Wie sammeln deine Schüler diese Erfahrung? Nach der klassischen Methode, bei der sie solange am Strick über Felsen gezogen werden, bis man glaubt, daß man ihnen das auch alleine zutrauen darf?

Das weißt du selber, daß gute Alpenschulen diese Methode schon sehr lange nicht mehr praktizieren. Der Schüler muß selber lernen, sein Kletterkönnen situativ richtig einzusetzen, die jeweilige Situation richtig abzuschätzen und die entsprechenden Bewegungen anzuwenden. Das bedingt die sorgfältige Auswahl der jeweils passenden Route durch den Lehrer, die Vorbereitung der Route zum Beispiel durch das Anbringen von zusätzlichen Zwischensicherungen und schließlich die genaue Beobachtung des Schülers in der Klettersituation. Ein Versagen in der Situation kommt praktisch nie plötzlich, sondern kündigt sich an. Wesentlich ist, daß man die Übung schon dann abbricht, wenn sich das Versagen ankündigt und nicht erst dann, wenn schon ein angstschlotternder Schüler in der Wand hängt.

Das also machen deiner Meinung nach die guten Alpenschulen heute auch schon. Was sollen sie bei diesem Erfahrungssammeln des Schülers anders machen?

Dieses situative Klettern ist gefährlich, das hab ich vorhin gesagt. Der sichernde Strick des voraussteigenden Führers ist kein Mittel, um einen Schüler zum selbständigen Kletterer zu machen. Man muß den Schüler also an ein unsichtbares Sicherungsseil hängen: an ein gut trainiertes, automatisiertes Bewegungsrepertoire. Die Lernschritte müssen in der richtigen Reihenfolge erfolgen. Heute ist das auch in den meisten guten Schulen nicht so. Als erstes nach der Kontrolle der Ausrüstung lernen die Schüler Knoten knüpfen. Und das hat mit dem Klettern überhaupt nichts zu tun. Knoten braucht man, um sich ans Seil zu binden, damit man nicht ganz runterfällt, wenn man fällt. Das hat den gleichen Rang wie jede Sicherheitsvorkehrung: Ich muß sie können, aber ich muß sie erst dann können, wenn ich sie brauche. Zuerst mußt du schwimmen können, dann sollst du auch Rettungsschwimmen lernen.

Können wir zur Verdeutlichung der Probleme, die ich da sehe, jetzt einmal das Skifahren hernehmen. Da ist es ja ähnlich wie beim Klettern: Man lernt ein gewisses Bewegungsrepertoire, das man dann auf der Piste oder im Tiefschnee anwenden lernen muß. Nun ist aber doch die Erforschung der besten Methodik für einen Skilehrplan lukrativ. Über die Rennsiegere unserer Skiassie und die Skikurse in den Wintersportorten bringt das eine ganze Industrie in Schwung. Für die Erforschung der besten Unterrichtsmethode im Klettern wäre wohl ein ähnlicher

Aufwand erforderlich, wie er im Skifahren heute schon betrieben wird. Wer soll das zahlen?

Sicher braucht man noch eine umfassende Forschungsarbeit, aber nicht, weil die Erforschung des Kletterns so schwierig wäre – im Gegensatz zum Skifahren handelt es sich beim Klettern um eine sehr langsame Bewegung; das bedingt einen wesentlich einfacheren apparativen Aufwand –, sondern weil erst so wenig da ist. Und daß diese Untersuchungen über das Klettern notwendig wären, sieht man einfach an den steigenden Unfallzahlen.

Also, deine Meinung präzise: Wenn es Forschung über die Kletterausbildung geben wird, dann wird sie nicht von der Industrie sondern eher von Versicherungsgesellschaften gezahlt werden.

Die Industrie würde eher in Ausrüstungsforschung investieren. Aber dabei sind wir ja schon recht weit. Die große Entwicklung der Bergausrüstung dürfte beendet sein; da geht es noch um – sicher auch wichtige – Details. Jetzt müßte die Forschung über die beste Methodik des Bergsteigens einsetzen. Aber selbst wenn wir da einen finden, der das zahlt, sehe ich die Gefahr, daß dann ein Teil fürs Ganze gehalten werden wird.

Der erste Schritt einer solchen neuen Lehrmethode müßte ja zweifellos sein, daß man einen programmierten Unterricht für die Bewegungselemente des Kletterns schafft. Dann wird man dieses Programm haben und stur durchziehen und glauben, danach müßte jeder in kürzester Zeit klettern lernen . . .

So wie die österreichische Skischule unseligen Angedenkens mit ihrem Propagandaslogan: in einer Woche bis zum Wedeln. Du meinst aber, ein programmierter Unterricht über die Platz-Technik sei noch kein Nürnberger Trichter der Alpinistik?

Genau! Es ist ja in den Alpenschulen ein Bedürfnis da nach einer effektiven Ausbildung. Es werden aber derzeit noch nicht einmal die Grundlagen diskutiert: die Fragen der Präzision und der Ökonomie etwa. Es ist also keine Vertiefung dieses Themas da. Und in dieser Situation ist eine große Gefahr die, daß man aus einem komplexen Ausbildungsgang den am leichtesten verständlichen Teil herausnimmt – den programmierten Unterricht der Kletterbewegungen eben – und diesen Teil für das Ganze hält. Da wäre es aber dann besser, man würde am derzeitigen System gar nichts ändern. Denn die Leute haben ja nach dem derzeitigen System auch klettern gelernt. Ein Mensch ist sowieso unverwundlich und kann durch keine noch

so schlechte Schule daran gehindert werden, seine Erfahrungen zu sammeln. Auch nach der derzeitigen Methode geschult wird ein Kletterer ja nicht irgendwo hinunterfliegen, er wird nur eher irgendwo nicht hinaufkommen.

Es gibt da zwei Möglichkeiten: Entweder es interessiert sich ohnehin kein Bergführer für deine Dissertation; dann ist die Gefahr auch nicht groß, daß die »neue Alpenschule« sich in der Sackgasse des programmierten Unterrichts der Kletterbewegungen verlaufen wird. Oder aber, es stürzen sich die Leute auf deine Ideen; dann wird die weitere Entwicklung auch nicht mehr von deinen Wünschen allein abhängen. Wer Ideen in die Welt setzt, muß sich damit abfinden, daß sie gebraucht werden, und gemißbraucht auch. Du sollst aber deine Wünsche durchaus äußern dürfen. Wenn jetzt eine gute Alpenvereinsfee käme und sagte: »Herr Doktor Lackner, sie haben drei Wünsche frei!«, was würdest du dir wünschen?

. . . (Die Punkte symbolisieren eine presserechtlich bedenkliche Bezeichnung des Interviewpartners)

Du kannst in Ruhe nachdenken. Die Fee hat Zeit. Stichwort Ruhe! Also, zunächst einmal Ruhe, Geld und Versuchspersonen, um an dem Thema weiterarbeiten zu können . . .

Ruhe, Geld und Versuchspersonen sind schon drei Wünsche.

Das ist ein Wunsch, basta! Als nächstes die Möglichkeit, das alles einmal in einem breiteren Kreis diskutieren zu können, bei irgend einer Veranstaltung . . .

Symposium »neue Alpenschule«?

Bitte, das kann »Symposium« heißen oder sonstwas auch. Und als drittes ein paar Leute, die sich mit diesen Ideen positiv, konstruktiv auseinandersetzen.

Das ist der frömmste der drei Wünsche. Das ist ein geeigneter Schluß für unser Gespräch.

Anschrift des Verfassers:

*Peter Baumgartner,
Corvinusgasse 4/1/5, A-1238 Wien.*

Anschrift des Gesprächspartners:

*Dr. Erich Lackner,
Mariahilferstr. 148/11, A-1150 Wien.*

In diesem Jahrbuch ist, wie es einem Jahrbuch zusieht, viel vom Bergsteigen und Bergsteigern der Gegenwart die Rede; auch zum Beispiel von der kleinen und extremen Gilde der »Rotpunktletterer«. Gerade die aber lebt in seltener Deutlichkeit vor, daß sich Spielformen auch des Bergsteigens in einer Generation nicht unabhängig davon entwickeln können, was Generationen vorher auf diesem Gebiet geschehen ist. Den Spitzenkletterern von heute hat ja eine Legion tüchtiger Vorgänger die Möglichkeit zumindest weitgehend verbaut, sich wie diese Vorgänger noch in Felsneuland zu bewähren. Das hat unter den Epigonen die Idee geboren, schon erschlossene Führen als Herausforderung neu zu schaffen. Dadurch eben, daß sie zwar die Haken der Erschließergeneration, die in diesen Führen stecken, als Gelegenheit zur Sicherung gerne annehmen, nun aber versuchen, sie nicht wie bisher üblich (dort, wo es üblich war) auch als Hilfsmittel zur Fortbewegung zu nutzen. Geglückte Versuche dieser Art steigern natürlich das Vertrauen ins eigene Können. Darauf bauend aber entdecken die jungen Kletterer heute doch wieder manche Gelegenheit, sich erfolgreich auch in Felsneuland zu versuchen – dort, wo bisher, zumindest für Freikletterführen, niemand eine gesehen hat. Aus solchen Zusammenhängen heraus betrachtet sollte ein Blick in die Vergangenheit keine Gedankenverbindung mit Archivstaub und Museumsluft hervorrufen. Er sollte vielmehr den Sinn schärfen für lebendige Verflechtungen vergangener Entwicklungsphasen zum Beispiel des Bergsteigens mit gegenwärtigen. Und eben in diesem Sinne erschien es uns aktuell, in dieses Jahrbuch die beiden folgenden Beiträge aufzunehmen, in denen Karl Lukan und Dr. Franz Grassler zurückblenden auf das Wirken berühmter Dolomitenführer und eines bereits zu Lebzeiten legendären Bergsteigers, des heute 80jährigen Deutschamerikaners Fritz Wiessner (Red.).

Seite 59: Die Kleine Zinne – »Felsnadel aus der Rumpelkammer der Natur«? Der Weg Innerkoflers erreicht den Vorbau über die besonnte, bänderdurchzogene Wand, sodann durch einen Riß auf der Rückseite des Gipfelturms die Spitze.
Foto: Löbl-Schreyer

Kleine Plauderei über große Dolomitenführer

KARL LUKAN

Michel Innerkofler (1848–1888)

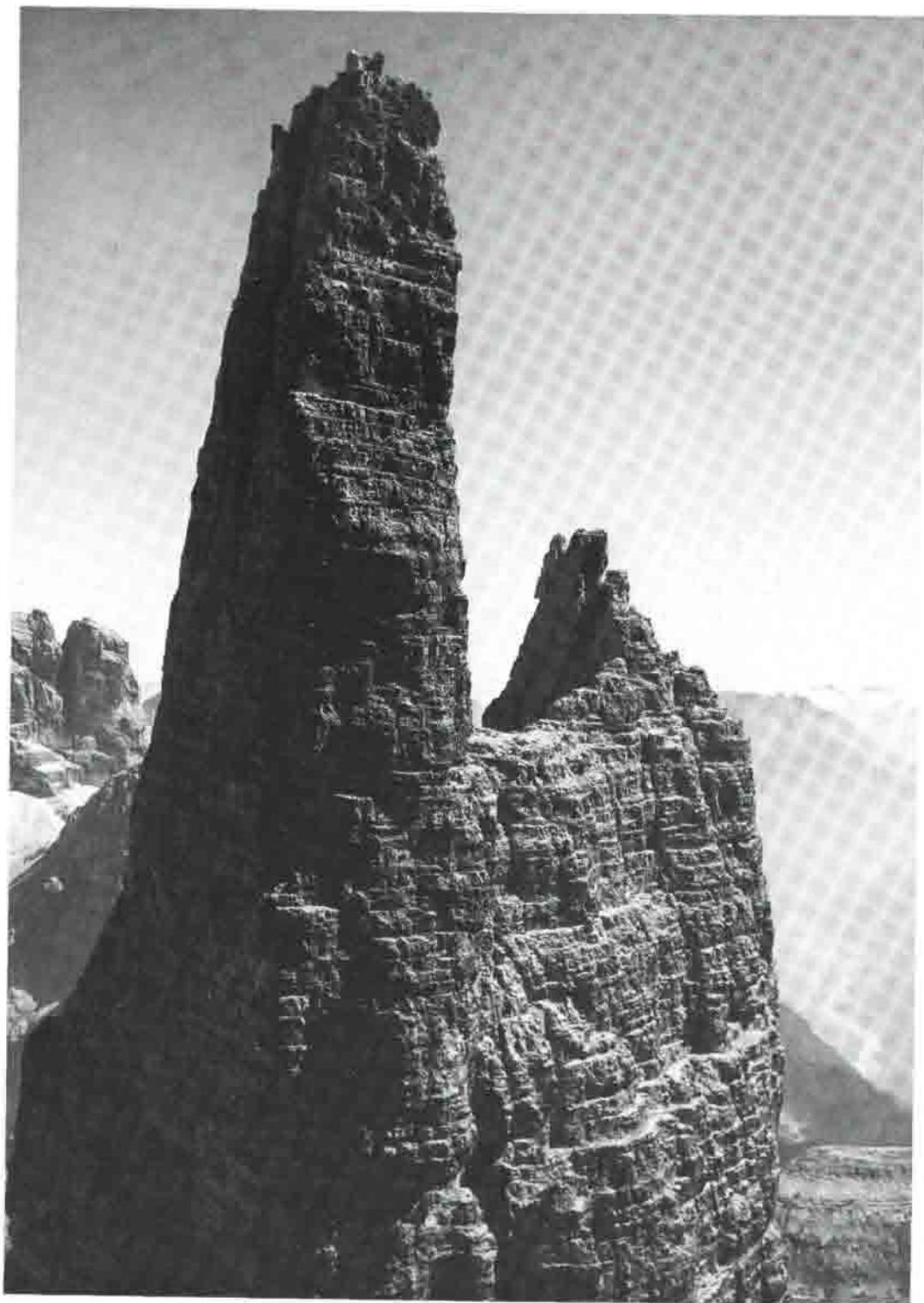
Als im Jahre 1881 der Dolomitenführer Michel Innerkofler in Wien ankam, bekam er einen »großen Bahnhof«; alle »seine Herren« waren zu seinem Empfang erschienen. Und weil der Führer in den »Genagelten« gekommen und auf dem glatten Pflaster nicht ganz trittsicher war, rutschte er aus und flog dann gleich die ganze hohe Treppe des Südbahnhofes hinunter . . .

Die Einladung des Bergführers in die Haupt- und Residenzstadt war für die damalige Zeit ein außergewöhnliches Ereignis. Denn wengleich sonst auch zwischen den »Herren« und den Führern meist ein gutes Verhältnis bestand, so war dieses mit der Entlohnung des Führers dann doch wieder beendet. Die Einladung des Bezwingers der Kleinen Zinne zeigt, wie sehr die Wiener Bergsteigerschaft von Innerkofler und seiner außergewöhnlichen Leistung beeindruckt war.

Michel Innerkofler – ein »kleiner Mann mit rötlichem Vollbart, hellen blauen Augen und verschmitzt lächelnder Miene« (Theodor Wundt) – hatte diese Ersteigung gut inszeniert. Er war – darüber sind sich alle einig, die mit ihm jemals gegangen sind – ein ganz phantastischer Kletterer . . . »katzengewandt und sicher«. Und als erster von allen damaligen Führern hatte er auch die neue Richtung erkannt, in die sich das Bergsteigen etwa um 1880 bewegte . . .

Bis dahin wurde noch immer eine Besteigung der Großen Zinne als eine Besteigung der »Drei Zinnen« bezeichnet. Sehr nachdenklich wurde Michel Innerkofler dann, als er 1879 bei einer Besteigung der Großen Zinne von Emil Zsigmondy gefragt wurde, ob es nicht auch möglich wäre, die Kleine Zinne zu ersteigen. »Ja, wenn'st Flügel hät't!« hatte er darauf geantwortet.

Diese Frage von Emil Zsigmondy war die eines alpinen Ketzers! Denn damals galt ja nur die Ersteigung eines höchsten Punktes als ein alpines Ziel. Für jeden orthodoxen Bergsteiger war daher die Kleine Zinne überhaupt nicht existent. Noch 1890 schreibt der Alt-Alpinhistoriker Josef Rabl in Hinblick auf die Kleine Zinne, daß in den letzten Jahren sogar »Felsnadeln aus der Rumpelkammer der Natur zum Zwecke von Erstbesteigungen hervorgezogen worden sind«.



Die Jungen von damals dachten anders. Um 1880 kletterten die Brüder Zsigmondy und ihre Freunde als erste auf den Felsen des Wienerwaldes und am Peilstein herum - um »sich für größere Ziele zu wappnen«, wie sie sagten.

Fexentum, dummes Fexentum! So sagten die andern.

Michel Innerkofler sah diese Entwicklung sehr sachlich. Er hatte es wahrscheinlich schon lange gewußt, daß auch die Kleine Zinne ersteigbar wäre. Aber solange der Berg für seine Kunden keinen Wert hatte, solange hatte er ihn auch nicht interessiert. Jetzt war die Situation anders geworden.

Die beste Route hatte Innerkofler sehr bald gefunden, wahrscheinlich war er auch schon allein bis unter den Gipfelaufbau vorgedrungen. Für die Erstersteigung war nun nur noch der richtige Kunde zu finden. Dabei war der Bergführer etwas wählerisch; ein Herr sollte es sein, der auch »etwas zu sagen hatte«.

Fast hätte sich der Michel dabei verspekuliert!

Am 21. Juli 1881 zog der damals 48jährige Santo Siorpacs aus Cortina mit einem Herrn los, um die Kleine Zinne zu erobern. Aber - diavolo, diavolo! - er erwischte im dichten Nebel den falschen Berg und wurde somit irrtümlich zum Erstersteiger der Punta di Frieda.

Jetzt war Michel Innerkofler nicht mehr zu halten. Sein Bruder Hans wurde nach Schluderbach gerufen und dort logierte auch ein prominenter Gast, der gebeten wurde, als Beglaubigungszeuge an dem Unternehmen teilzunehmen, der Generalstabshauptmann Joseph von Schlögl-Ehrenkreuz. Am 25. Juli 1881 stiegen um 7 Uhr 25 die beiden Bergführer in die Felsen ein, um Punkt 8 Uhr 55 standen sie auf dem Gipfel. Die Ersteigung »seines« Berges war für Michel Innerkofler wirklich kein Problem gewesen. Allgemein jedoch galt nun die Kleine Zinne als der schwierigste Berg der Alpen.

Michel Innerkofler war mit dieser Kletterei bis zum dritten Grad der modernen Schwierigkeitskala vorgestoßen. Er war ein Naturtalent und hatte neben der Kleinen Zinne noch viele andere schöne Erfolge errungen (z. B. die Erstersteigungen von Zwölferkofel und Grohmannspitze). Man nannte ihn den »Führerkönig«, aber er war auch ein Kind seiner Zeit und seiner Umwelt. Noch stiegen wenige Menschen auf Berge, noch hatte es wenige Bergunfälle gegeben, noch hatte man die »Gefahren der Alpen« nicht erkannt (Zsigmon-

dy's Buch mit diesem Titel erschien erst 1885, im gleichen Jahr, in dem er selber tödlich abstürzte). Michel Innerkofler war - um es offen zu sagen - sehr leichtsinnig. Einmal stieg er mit zwei Deutschen zur Großen Zinne auf, doch unterwegs disponierten die zwei Herren um, wollten auf die Kleine Zinne. Innerkofler hatte zwar nur sein kurzes und schon »brüchiges Seil« mit und außerdem kannte er die Fähigkeiten seiner Begleiter nicht. Sie waren blutige Anfänger (wie einer von ihnen, der später dann als Bergsteiger berühmt gewordene Theodor Wundt selber erzählt), trotzdem stieg Innerkofler mit ihnen auf die Kleine Zinne. Er fühlte sich so stark und sicher, daß er dabei kein Wagnis sah.

Dieses große Selbstvertrauen am Berg wurde Michel Innerkofler dann im Jahre 1888 zum Verhängnis. Wieder war er mit zwei jungen Bergsteigern unterwegs, und beim Abstieg vom Monte Cristallo geschah es dann: Beim Sprung über eine Kluft des Cristallogletschers sprang der eine Bergsteiger zu kurz, stürzte in die Spalte, riß den Kameraden mit, und Innerkofler, der auf einem schlechten Stand die beiden Körper nicht halten konnte, wurde in hohem Bogen in die Tiefe gerissen und fiel so unglücklich daß er mit zerschmettertem Kopf am Rand der Kluft liegenblieb.

Antonio Dimai

Er war der Sohn jenes Angelo Dimai aus Cortina d'Ampezzo, der 1865 mit Paul Grohmann den Monte Cristallo erstmals erstiegen hatte. Und er wußte schon ganz genau, auf was es beim Bergführerberuf ankommt: Man muß den Geführten das große Abenteuer Berg anbieten und dabei gleichzeitig Sicherheit bieten.

Antonio Dimai war ein Ladin, und wie es schon mit diesen Angehörigen des ältesten Alpenvolkes ist . . . was sie machen, das machen sie ganz! Dimai war ein wahrer Columbus im Entdecken lohnender Wände und als Pfadfinder war er im Fels einsame Sonderklasse.

Beispiel: Punta Fiammes-Südwand über Cortina d'Ampezzo. Sie ist mit unzähligen, querlaufenden Felsdächern und Überhängen nur so gespickt. Und zwischen den Felsdächern und Überhängen gibt es steilen Fels. »Die Wand muß ein guter Fünfer sein!« denkt auch der Extreme von heute vor ihr.

In Wirklichkeit ist sie ein genußreicher Dreier mit nur einer Stelle des vierten Schwierigkeitsgrades! Heute stecken vier Mauerhaken in dieser Seillän-

ge. Antonio Dimai hatte bei der Erstbegehung im Jahre 1901 diese Stelle noch ohne Mauerhaken gemacht; er hatte in seinem ganzen Leben überhaupt keinen Mauerhaken geschlagen, obwohl es solche zu seiner Zeit schon gab. Dimai sah in Mauerhaken so etwas Ähnliches wie Opium . . . wenn man mit dem Zeug einmal anfängt, dann kommt man nicht mehr los davon.

Er war in die Wand eingestiegen und hatte sich den besten natürlichen Weg gesucht, hatte um jedes Felsdach und um jeden Überhang einen Bogen gemacht, so wie eine Katze um den heißen Brei. Betrachtet man heute die alten Fotos von Antonio Dimai, dann kommt man unwillkürlich auch zu dem Vergleich: Schlauer Kater.

Die Liste der Dimai-Erstbegehungen ist groß: Sorapis-Nordostwand im Jahre 1892, Rosengartenspitze-Ostwand 1896, Tofana-Südwand 1901, Torre del Diavolo 1903, Grohmannspitze-Südwand 1908 u. a.

Die Liste der von Dimai Geführten weist viele prominente Namen auf: die Baronessen Ina und Rolanda Eötvös aus Ungarn, den König von Belgien u. a. Zwischen dem König und dem Führer bestand sogar echte Freundschaft. Während des Ersten Weltkrieges wollten die Italiener Dimai dazu überreden, sie über einen Felsenschleichpfad zu einer österreichischen Stellung an den Tofanen zu führen. Dimai lehnte ab (alle Ladiner sympathisierten damals mit den Österreichern). Worauf die Italiener Dimai erschießen wollten. Erst auf Bitten des Bürgermeisters von Cortina wurde das Urteil in eine Verbannung nach Florenz umgewandelt. Als der König von Belgien davon erfahren hatte, setzte er alle diplomatischen Beziehungen ein, um Dimai die Rückkehr in seinen Heimatort zu ermöglichen. Unterwegs am Berg aber war es Dimai, der anschaffte. Als sich einmal der König nicht anseilen wollte, sagte der Führer zu ihm: »Im Tal sind wohl Sie der König, aber am Berg bin ich es!« - Scilf frei in einem Klettergarten kletternd ist König Albert dann im Jahre 1934 tödlich abgestürzt.

Antonio Dimai wollte als Bergführer überleben. Und wenngleich er auch in den Dolomiten den vierten Schwierigkeitsgrad kultivierte und am Pomagagnon sogar eine Erstbegehung gemacht hatte, die noch in den heutigen Dolomitenführern mit dem fünften Schwierigkeitsgrad bewertet wird, so war er schon immer ohne jedes Risiko geklettert. Er war kein Abenteurer. Im Sommer ar-

beitete er wohl hart, um so mehr genoß er dann den Winter. Da wirkte er in seinem idyllischen Häuschen in Cortinas Vorort Chiave vormittags ein bißchen herum und stieg dann gegen Mittag zur Piazza ab, um mit seinen Freunden ein wenig zu plaudern und um mit ihnen ein Glas Wein zu trinken. Am Nachmittag ruhte er gerne ein wenig und am Abend saß dann die ganze Familie beisammen. Antonio Dimai hatte acht Kinder.

Die Kinder waren zugleich auch die Hersteller der Kletterschuhe (scarpe da gatto = Katzenschuhe), von denen der Vater etliche Paare pro Saison verbrauchte. Diese hatten ein Oberteil aus weichem Leder und eine Sohle aus Stoffresten . . . Reste von alten Wintermänteln, Lodenjoppen, Unterhosen u. a.

Welcher Kletterer von heute könnte mit solchen scarpe da gatto noch durch eine Tofana-Südwand oder Grohmannspitze-Südwand klettern?

Zwei der Söhne von Antonio Dimai haben ihrem Vater später etwas Kummer bereitet: Angelo und Giuseppe. Sie waren 1933 entscheidend an der Erstdurchsteigung der Nordwand der Großen Zinne beteiligt . . . und dabei wurden recht viele Mauerhaken verwendet!*)

Angelo Dibona (1879–1956)

Zwischen den Jahren 1903 und 1944 führte er in den Alpen insgesamt 54 Erstbegehungen in Fels und Eis, davon etliche des fünften Schwierigkeitsgrades. Auch Angelo Dibona stammte aus Cortina d'Ampezzo, aber als Bergführer kam er weit über die Dolomiten hinaus . . . ins Gesäuse und Karwendel, in die Julischen Alpen und in die Dauphiné, ins Wallis und in die Montblancgruppe. Dibona galt zu seiner Zeit als ein Phänomen. Überall dort, wo es ein für die damalige Zeit »letztes Problem« gab, an das sich auch die besten Gebietskenner nicht heranwagten, oder an dem sie bereits gescheitert waren – dort erschien Dibona und siegte auf den ersten Anhieb. Und das außerdem noch als Führungstour.

Auch Dibona führte prominente Bergsteiger wie den belgischen König, aber seine bedeutendsten Fahrten unternahm er mit den Brüdern Guido und

*) Ohne die Verdienste Emilio Comicis schmälern zu wollen, sei doch nach dem Studium der Original-Ersteigungsberichte festgehalten, daß die Dimais den größeren Anteil an dieser Erstbegehung hatten. Man nannte die Route jedoch dann »Comiciweg«, weil Comici der bessere »Public-relations-man« war.

Max Mayer aus Wien, wobei ihn als zweiter Führer meist Luigi Rizzi aus Campitello im Fassatal begleitete. Die Brüder Mayer waren Juden und weil, nach der Ansicht der deutsch-nationalen Bergsteiger von damals, ein Jude zu keiner »echten Mannestat« fähig sein kann, wurde erzählt, daß sie nur ehrgeizige »Mehlsäcke« waren, die von den Führern über die Wände hochgehißt wurden. Und weil man der schlagkräftigsten Seilschaft dieser Zeit unbedingt eins auswischen wollte, erzählte man auch, daß sie nur dem unbegrenzten Gebrauch von Mauerhaken ihre Siege verdanke. In Wahrheit hat Dibona keinen Mauerhaken zu viel geschlagen. An der Ödsteinkante im Gesäuse waren es im ganzen drei Haken – heute stecken dort mindestens viermal so viel. Eine wenig bekannte Dibonatour ist die Südostwand des Fanisturmes, eine rassige Kletterei des vierten Schwierigkeitsgrades. Der einzige rostige Haken, der in der Wand steckt, dürfte noch von Dibona stammen und wahrscheinlich auch der einzige gewesen sein, den er in dieser Wand geschlagen hat. Welche überragende Persönlichkeit er im Fels war, beweist wohl die Tatsache, daß für sein Können zum erstenmal das Wort »Kletterkunst« verwendet wurde. Nach allen Berichten seiner Gefährten war er am Berg die Ruhe selbst, kletterte so gelassen und still, daß der Zuschauer nie merkte, ob eine Stelle leicht oder schwer sei. Er war – wie er 1930 in einem Brief schrieb – bishor am Berg noch nie in Gefahr gewesen. Und er war – das hatte er einmal gegen Ende seines Lebens gesagt – eigentlich nie bis an die Grenze seines Könnens gegangen. Wo wäre diese gewesen? Dieser Ausspruch des alten Bergführers hat insofern mehr Gewicht, weil er nie in seinem Leben ein Prahler war, sondern eher ein Tiefstapler und ein stiller, bescheidener Mann. Mann? Nein, Herr!

ANGELO DIBONA

Guida alpina in roccia e ghiaccia
Istruttore di sci

Parla italiano
tedesco e inglese

CORTINA D'AMPEZZO
ITALIA

stand auf seiner Karte. Ein Herr, der außer seiner ladinischen Muttersprache noch drei andere Sprachen beherrschte und außerdem noch Skilehrer war.

Wer immer heute einen Dibonaweg begeht, wird mit Hochachtung an den Erstbegeher denken. Er war – wie der Sieger über den K 2, Lino Lacedelli, überschwenglich schrieb – der stärkste und beste Führer aller Zeiten, der Beherrscher des fünften Grades auf allen Bergen Europas. Und der berühmte Riccardo Cassin sagte, daß Dibona das Schönste erreicht hat, was je ein Bergsteiger erreichen kann: Zum großen Vorbild werden für alle Jungen . . .

Sechster, siebenter, (achter?) Grad . . .

Neben Innerkofler, Dimai und Dibona waren es natürlich noch etliche andere Bergführer und führerlose Bergsteiger, die in den Dolomiten an der Entwicklung der Kletterei bis zum dritten und weiter bis zum fünften Schwierigkeitsgrad beteiligt waren. Sie alle waren noch Pioniere. Die Weiterentwicklung zu noch höheren Schwierigkeitsstufen war dann nicht mehr so persönlichkeitsgebunden, sie wurde schon von einem größeren Kreis von Bergsteigern getragen. Diese konnten auch schon mit einem wesentlich verbesserten Rüstzeug ins Gebirge ziehen.

Es ist nicht uninteressant, auch diese Entwicklung zu betrachten.

Der Bergschuh war früher mit groben Eisennägeln beschlagen und mit ihm kletterte man bis zum dritten Schwierigkeitsgrad. Man brauchte viel Kraft in den Beinen, um die glatten Eisennägel so fest auf den Fels zu setzen, daß sie nicht abglitten.

Kletterschuhe wurden zum erstenmal in den Dolomiten verwendet. Michel Innerkofler ist noch »schlache Stellen« barfuß oder (wenn's saukalt war) in Wollsocken gegangen. Die Sohlen dieser ersten Kletterschuhe bestanden aus Stoffresten. Der »letzte Schrei« wurden dann die Kletterschuhe mit Sohlen aus (Manchon) Filz. An glatten Stellen haftete der Filz besser in feuchtem Zustand – vor Schlüsselstellen »bepinkelte« man also die Kletterschuhsohlen. Leider hatte diese Filzsohle nur eine geringe Haltbarkeit; man legte daher Zu- und Abstiege in Bergschuhen zurück und verwendete nur im Fels die Kletterpatschen (wobei die »Genagelten« im Rucksack ein arger Ballast waren). Die Erfindung der Profil-Gummi-sohle durch den italienischen Bergsteiger Vitale Bramani wurde mit Recht als eine der bedeutendsten auf dem alpinen Ausrüstungssektor gefeiert.

Kletterseile bestanden einst aus Hanf, und wenn man sie schon lange gebraucht hatte, sprach man von »einem guten alten Seil«. Man überschätzte sehr lange die Reißfestigkeit dieser Seile, und viele Bergsteiger (wie z. B. Zsigmondy) überlebten nicht den Sturz in ein solches Seil. Außerdem waren diese Seile steif und schwer; wenn sie durch zwei oder drei Karabiner liefen, hatte bei den letzten Metern einer Seillänge der Seilerste das Gefühl, ein vor einen Pflug gespannter Ochse zu sein. Die geschmeidigen Kunststoffseile gaben dann ein neues Klettergefühl. Der bekannte Wiener Bergsteiger und Sporthausbesitzer Hans Schwanda hat das seinerzeit einem Kunden gegenüber so formuliert: »Mit einem solchen Seil können's halt beruhigt abstürzen!«

Mauerhaken und Karabiner. Die ersten Mauerhaken waren so eine Art Bilderhaken, über die man das Seil legte. Man schlug sie mit einem Stein in den Fels. Ein Michel Innerkofler brauchte solche Hilfsmittel nicht, ein Antonio Dimai lehnte sie ab. Bei den ersten Ringhaken, die in den Fels geschlagen wurden, mußte man sich vorher abbinden und dann das Seil durchfädeln. Der Münchner Bergsteiger Otto Herzog verwendete um 1910 erstmals Feuerwehrkarabiner. Haken Touren waren im alpinen Raum schon immer umstritten, obwohl das »Nageln« schon auch seinen gewissen Reiz hat. Erst der Bohrhaken, den man überall anbringen kann, hat diese Technik ad absurdum geführt.

Seil- und Sicherungstechnik. Sie war einst katastrophal! Noch in dem 1892 erschienenen Bergsteiger-Handbuch des Engländers C. T. Dent heißt es, daß ein 18 Meter langes Seil für vier (!) Personen im Fels ausreichend sei. Man kletterte auch angeseilt viel gleichzeitig und trug dabei die losen Seilschlingen ohne Fixierknoten um die Brust (was 1896 dem bekannten Bergsteiger Fritz Drasch das Leben kostete – er wurde nach einem Sturz von einer solchen losen Seilschlinge stranguliert). Gesichert wurde nur an ganz mulmigen Stellen, und da stand der Bergsteiger aufrecht wie eine deutsche Fische in der Wand und hielt das Seil wie eine Tulpe in seiner Hand. Man hatte noch zu wenig Unfallerfahrung, und bis zur »dynamischen Sicherung« mußten noch viele Bergsteiger sterben, aus deren Tod man eine Lehre zog. Angeseilt wurde seinerzeit grundsätzlich nur um den Bauch mit einem simplen Heuknoten. Und der erste sichere Abscilsitz wurde erst Anfang unseres Jahrhunderts von Hans Dülfer erfunden.

Ernährung. Man tat ein Stück Brot und ein Stück Speck in den Rucksack, »weil das die richtige Unterlage für einen Bergsteiger ist«. Dann gab es allerdings auch zwei Weltkriege, und während und nach diesen stiegen die Bergsteiger unterernährt und nur mit einem Minimum an Verpflegung auf Berge. Es ging auch so.

Training. Weder ein Innerkofler noch ein Dimai oder Dibona kannten ein Training. Das brauchten sie nicht, wohl aber die »Stadtleut«, die ab etwa 1880 überall in Mitteleuropa auf kleinen Felsen ihrer näheren Umgebung fürs Hochgebirge zu trainieren begannen. »Bouldern« ist also keine Erfindung der Amerikaner (und anstatt mit Magnesium haben die Kletterer seinerzeit ihren verschwitzten Händen mit zerriebener Erde mehr Halt verschafft). In welchem Klettergarten zum erstenmal ein sechster Grad gemeistert wurde, läßt sich nicht sagen, weil Klettergärten ja bisher alpinhistorisch uninteressantes Niemandsland waren. Die Sachsen sagen natürlich, daß sie da die Pioniere waren, beweisen können sie es allerdings nicht. Man bräuchte dazu eine (kaum zu erarbeitende) Erschließungsgeschichte aller mitteleuropäischen Klettergärten, in denen es Passagen gibt, die wirklich zum allerletzten gehören, was im Fels zu schaffen ist . . . ganz gleich, ob man das nun heute mit dem sechsten, siebenten oder sogar achten Grad bewerten will.

Der Chinese auf dem Mond

Als der erste Amerikaner auf dem Mond gelandet war, traf er einen Chinesen . . .

»Oh!« sagte er. »Auch Rakete?«

»Nix Lakete!«, antwortete der Chinese. »Soneln ein Chinese, zwei Chinese, drei Chinese . . .« Als Spitze einer Menschenpyramide hatte er den Mond erreicht.

Was auch immer in unserer Zeit geklettert wird . . . der Kletterer steht ebenfalls an der Spitze einer Menschenpyramide. Und würde der beste Kletterer von heute schon vor hundert Jahren gelebt haben . . . mehr als ein Sieger über eine Kleine Zinne wäre auch er nicht geworden, besser als ein Michel Innerkofler hätte er nicht sein können.

Anschrift des Verfassers:

Karl Lukan,

Sagedergasse 7–11/13/6, A-1120 Wien.

Der Bergsteiger Fritz Wiessner

FRANZ GRASSLER

Fritz Wiessner feierte am 26. Februar 1980 beim Klettern in Arizona seinen 80. Geburtstag; zwischen Klettertagen am Baou bei Nizza und im Elbsandsteingebirge wurde er bei einem Festabend des DAV in München, an dem auch Vertreter des ÖAV, des AVS und des ÖAK teilnahmen, mit der (zehnten bis dahin verliehenen) Ehrennadel der UIAA und der Ehrenmitgliedschaft des American Alpine Club ausgezeichnet. Diese ungewöhnlichen Ehrungen lassen seine Bedeutung für das Bergsteigen unserer Zeit nur ahnen. Fritz Wiessner ist längst in die alpine Geschichte eingegangen.

Für das Ansehen, das Fritz Wiessner heute genießt, mögen zwei Sätze sprechen, in denen das Nachrichtenmagazin »Der Spiegel« in einer großen Reportage über die K-2-Expedition des Jahres 1979 Wiessner in eine Reihe mit jüngeren bekannten Bergsteigern gestellt hat. Dort heißt es einmal:

»Beides zusammen, »Eigerwände des Himalaya« und alpiner Stil, ist nur mit einem Team vorstellbar, das aus lauter Messners, Wiessners, Dachers und Habelers besteht, die in der Form ihres Lebens perfekt zusammenwirken« und zum anderen im Zusammenhang mit Reinhold Messner: »Sendbote eines vergessenen Menschenschlages« hat ihn ein amerikanischer Bewunderer einmal genannt: einen Sendboten, der mehr an das erinnert, was war, an die Verrückten von einst, die Wilsons, Wiessners und Buhls, als an das, was sein wird.«

Der Vergleich Fritz Wiessners mit Reinhold Messner, Michl Dacher, Peter Habeler oder auch mit Hermann Buhl trifft sicher besser zu als mit dem Everest-Alleingeher Maurice Wilson (nur für ihn könnte man das Wort »verrückt« gelten lassen), doch die Charakterisierung als »**Sendbote eines vergessenen Menschenschlages**« paßt gut auf den nun 80jährigen Fritz Wiessner.

Nah seiner Geburtsstadt Dresden fand der junge Wiessner in den unzähligen Felsstürmen des **Elbsandsteingebirges**, das damals noch »Sächsische Schweiz« genannt wurde, ein wahres Kletterparadies. Er meisterte dort schwierigste Anstiege, darunter etliche Erstbegehungen; die »Wiessner-Risse« am Fienstein und am Großen Spitzen Horn tragen noch heute seinen Namen. Die strengen

Regeln des sächsischen Bergsteigertums haben den Kletterer Wiessner lebenslang begleitet.

1919, in der schlimmsten Nachkriegszeit, kam Fritz Wiessner erstmals in die **Alpen**; hier fielen ihm trotz »freiwilliger Selbstbeschränkung im Hilfsmittelgebrauch« (Wiessner-Beitrag zu Hasse-Stutte »Felsenheimat Elbsandsteingebirge«, 1979) zunächst frühe Wiederholungen großer Felsfahrten und bald aufsehenerregende Erstbegehungen zu. So gelangen ihm in der prallen Westwand des Predigtstuhls die zweite Begehung der Fiechtl-Weinberger-Führe und die dritte der »Schüle-Diem«, sowie – jenseits der Steinernen Rinne – zusammen mit dem Innsbrucker Roland Rossi im zweiten Anlauf, am 28. Juli 1925, die erste Durchsteigung der Fleischbank-Südostwand, laut Kaiserführer von Pit Schubert »eine der schönsten Führen im Kaiser«, und heute mit »fünf plus« bewertet. In Wiessners Tourenbuch dieser Jahre stehen auch die dritte Begehung des Dülferfisses, die Fiechtl-Herzog-Route durch die Schlüsselkar-Südwand, die Laliderer-Nordwand auf der Dibona-Führe und viele andere heute schon als klassisch empfundene Kletterfahrten.

Noch größere Erfolge als in den Tiroler Bergen (von der Fleischbank-Südost abgesehen) holte

Grafik: S. Lassmann



Der UIAA-Vizepräsident, Dr. Hans Domcke, überreicht Fritz Wiessner (rechts) die Ehrennadel der UIAA. Auf Seite 64 das Geburtstagsgeschenk des DAV. Es symbolisiert die Umstände, die Fritz Wiessner 1939 zum Gipfelverzicht am K 2 zwangen: auf 8300 m Höhe, die er damals mit Pasang bereits ohne Flaschensauerstoff erreicht hatte! Anfang der 70er Jahre schlug der Jubilar eine Zusatzbewertung zur alpinen Schwierigkeitsskala vor, die genau der heutigen Rotpunktbewertung entspricht. Ohne Erfolg, weil seine damaligen Gesprächspartner in Europa den Vorschlag nicht für durchsetzbar hielten: Ein früher Vorreiter also von Ideen, für die erst eine neue Bergsteiger- und Klettergeneration herreifen mußte.



Fotos:
H. Steinbichler

sich Fritz Wiessner in den **Dolomiten**, wo er sich – beispielsweise an der Marmolata-Südwand – auch als Alleingeher bewährte. Mit dem Münchner Emil Solleder durchstieg er 1925 als erster die Nordwand der Furchetta, die schon Hans Dülfer und Luis Trenker abgewiesen hatte; nur infolge einer Verkettung widriger Umstände war nicht Wiessner – wie verabredet – Solleders Gefährte bei der Erstbegehung der Civetta-Nordwestwand. Mit seinem sächsischen Landsmann Felix Simon gelangen ihm in der **Pala** die Erstbegehungen der direkten Ostwand der Pala di San Martino 1926, der Westwand der Cima Canali und der Südwand der Cima dei Lastei, beide 1927; ein Jahr später folgte die von Kennern der Schleierkante gleichgestellte Westkante des Sasso d'Ortiga. In

den **Westalpen** sind die Besteigung des Dent du Géant schon im Jahre 1920 – also mit 20 Jahren – und die 13. Begehung des Peuterey-Grates zum Montblanc hervorzuheben; bis 1960 hat er alle Viertausender der Alpen erstiegen.

Im Winter 1928/29 wanderte Fritz Wiessner in die **USA** aus, wo er in seinem Beruf als Chemiker ebensolche Erfolge hatte wie als Bergsteiger. Als seine wichtigsten Unternehmungen in der neuen Heimat betrachtet er selbst »die erste völlig hilfsmittellose Begehung der Nordkante des Grand Teton« 1935, die Erstbesteigung des Viertausenders Mount Waddington – des »schwierigsten Fels- und Eisberges Nordamerikas« – 1936, und die »erste sportliche Ersteigung des Devil's Tower« 1937. Doch Jahre vor diesen drei Bergfahr-

ten in Nordamerika war der **Nanga Parbat** im Himalaya Wiessners großes Ziel geworden. Er und sein Freund Felix Simon waren als Teilnehmer der ersten deutschen Expedition zu diesem Achttausender vorgesehen, die Willo Welzenbach schon für 1930 geplant hatte, die aber mit Rücksicht auf andere deutsche Unternehmungen auf 1932 hatte verschoben werden müssen; ihre Finanzierung gelang schließlich nur dadurch, daß Wiessner amerikanisches Kapital locker machen konnte. Welzenbach erhielt damals den notwendigen Sonderurlaub von der Stadt München nicht und wollte Wiessner die Leitung übertragen, der wiederum wegen seiner beruflichen Belastung Simon vorschlug, sich aber auf Wunsch Welzenbachs damit einverstanden erklärte, daß Willy Merkl die »Deutsch-amerikanische Himalaya-Expedition« 1932 zum Nanga Parbat führte. Ich gehe auf diese Vorgeschichte hier deshalb so ausführlich ein, weil Wiessners »Schlüsselrolle« weitgehend unbekannt geblieben ist (vgl. Grassler, »Dr. Willo Welzenbach«, AVJ 1960). Sein hohes Können und seine vorzügliche Höhenanpassung stellte er unter Beweis: Er, Merkl und Fritz Bechtold erreichten am 29. Juli in etwa 7000 m Höhe den Rakhiot-Grat; die Mannschaft mußte zwar wegen anhaltend schlechten Wetters umkehren, doch sie hatte den Weg gefunden, auf dem nach vielen Opfern – unter anderen Willo Welzenbach und Willy Merkl – Hermann Buhl 1953 den heißumkämpften Gipfel erreichte.

Fritz Wiessner hatte am Nanga Parbat seine Leistungsfähigkeit auch in großen Höhen nachgewiesen – und er wollte zurückkehren in die Hochgebirge Asiens: sein Ziel wurde nun der **K 2** im Karakorum. In merkwürdiger Parallele zu Willo Welzenbachs Verhinderung 1932 konnte Wiessner aus beruflichen Gründen nicht an der ersten amerikanischen K-2-Expedition teilnehmen, die er schon 1936/37 zusammen mit Richard Burdsall geplant hatte und für die er als Leiter vorgesehen war; die vom American Alpine Club beantragte Genehmigung traf – kaum noch erwartet – erst Ende 1937 und damit zu spät für Wiessner ein. Er schlug nun Charles Houston, einen bereits himalaya-bewährten Bergsteiger, als Leiter vor. Der aus sechs der besten amerikanischen Alpinisten bestehenden Expedition des Jahres 1938 gelang der Aufstieg über den Abruzzi-Grat bis auf eine Höhe von 7900 m; sie kehrte aus großer Vorsicht und ohne recht zwingenden Grund um und übermittelte Wiessner, der für 1939 inzwischen noch-

mals eine Genehmigung erhalten hatte, die Überzeugung, daß auf diesem Wege der zweithöchste Berg der Erde erstiegen werden könne. Und noch eine Parallele zum Nanga Parbat: Wiessners »Schlüsselrolle« für die Expedition 1938 wird in der einschlägigen Literatur – zuletzt im 1980 erschienenen Buch »K 2 – Berg der Berge« von Reinhold Messner und Alessandro Gogna – verschwiegen, obgleich sie in Wiessners Erlebnisbuch »K 2 – Tragödien und Sieg am zweithöchsten Berg der Erde« (München 1955) eingehend dargestellt ist.

Doch nun zur Expedition des Jahres 1939, die Wiessner auf den Höhepunkt seines Lebens bringen sollte, doch in den tiefsten Abgrund stürzte. Das Unheil begann damit, daß kein Teilnehmer der vorjährigen Expedition nochmals zur Verfügung stand; wer damals in den USA auf Expedition gehen wollte, mußte die vollen Kosten selbst aufbringen, und so entschied schließlich die finanzielle und nicht die bergsteigerische Leistungskraft. Zwar hatten Wiessners fünf Begleiter Erfahrungen in den Alpen und in den amerikanischen Bergen gesammelt, doch keiner war je in großen Höhen gewesen, und keiner zeigte sich den Belastungen gewachsen. Fehldispositionen, ja Unfähigkeit und auch Unkameradschaftlichkeit einiger Gefährten brachten nicht nur Wiessner um den schon greifbaren Erfolg, sondern führten zur Katastrophe: Dudley Wolfe und drei Sherpas fanden den Tod, dem Wiessner selbst und sein Sherpa Pasang Dawa Lama nur dank ihrer ungewöhnlichen Lebenskraft entkamen. Diese beiden hatten am Abend des 19. Juli 1939 – ohne Sauerstoff! – die Höhe von 8390 m erreicht und waren hier – rund 220 m unter dem Gipfel – nur deshalb umgekehrt, weil Pasang sich weigerte weiterzugehen; er wollte am nächsten Tag auf einem als leichter erkannten und tatsächlich bei der Erstbesteigung 1954 benützten Weg zum Gipfel steigen. Über diese entscheidende Phase der Expedition schrieb Wiessner in seinem Buch: »Ich versuchte Pasang klarzumachen, daß die Schwierigkeiten nach einigen Metern vorüber sein würden und daß wir . . . in der lichten Nacht auf leichterem Gelände zum Gipfel gehen und am nächsten Morgen im Sonnenschein absteigen würden. Ich konnte Pasang aber nicht umstimmen . . . Pasang, der in seinem Heimatdorf Lama war, fürchtete sich wohl auch vor bösen Geistern, die nach buddhistischem Glauben in der Nacht am Gipfel hausen. Er war ein prachtvoller Kamerad gewesen, sehr treu und

immer bereit, seinen vollen Anteil zu tragen – das Wetter war gut und wohl auf Tage hinaus sicher, der andere und wohl leichtere Weg würde kürzere Zeit in Anspruch nehmen – so gab ich nach.«

Damit nahm das Verhängnis seinen Lauf. Der Abstieg erwies sich als unerwartet schwierig, Pasang verlor hierbei die auf den Rücken geschnallten beiden Steigeisenpaare, und erst gegen halb drei Uhr nachts kamen sie in das Lager 9 in 7940 m Höhe zurück. Der zweite Angriff am 21. Juli scheiterte, weil sich die andere Route ohne Steigeisen als unbegehrbar erwies, es sei denn, Wiessner hätte 300 bis 400 Stufen geschlagen. So kehrten sie abermals nach Lager 9 zurück – immer noch in der festen Überzeugung, den Gipfel in den nächsten Tagen erreichen zu können. Doch zunächst wollten sie in Lager 8 den Proviant ergänzen und sich Steigeisen geben lassen, doch dort fanden sie nur Dudley Wolfe vor, der vergeblich auf den Nachschub von unten gewartet hatte. Dieser Nachschub aber war ausgeblieben, weil die übrigen Expeditionsmitglieder Wiessner, Wolfe und Pasang nicht mehr am Leben glaubten und die ganze Lagerkette geräumt hatten. Beim Abstieg nach Lager 7 wußten die drei das allerdings noch nicht; als sie nach einem gefährlichen Sturz die leeren, teilweise mit Schnee gefüllten und zerrissenen Zelte des Lagers 7 erreicht hatten, konnten sie – wie Wiessner schrieb – »keine vernünftige Erklärung für diese unerwartete Lage finden«. Sie verbrachten hier in über 7500 m Höhe ohne Luftmatratzen und mit einem einzigen Schlafsack als Kniebedeckung eine entsetzliche Nacht, doch ihr Mut war noch nicht gebrochen. Sie glaubten in Lager 6 alles Notwendige vorzufinden und dann zurückkommen zu können, und so verblieb Wolfe mit Pasangs Schlafsack hier oben, um sich Ab- und Aufstieg zu ersparen. Doch Wiessner und Pasang fanden im Abstieg alle Lager geräumt und erreichten schließlich zwei Tage später völlig entkräftet das Hauptlager; sie hatten 12 Tage in Höhen über 7000 m zugebracht. In den folgenden Tagen ging es nur noch um die Rettung Wolfes, doch dieser lag »völlig apathisch« im Schlafsack und weigerte sich, mit den drei Sherpas abzusteigen, die am 29. Juli zu ihm gekommen waren. Dennoch brachen die Sherpas, die inzwischen in Lager 6 einen Tag im Sturm verbracht hatten, am 31. Juli abermals auf, um Wolfe auf alle Fälle zu holen. Niemand weiß, was sich an diesem Tag abgespielt hat: die Sherpas kehrten nicht mehr zurück, und bei späteren Expeditionen wurden we-

der ihre Leichen noch das Zelt mit dem toten Wolfe gefunden. Unter den Sherpas befand sich ihr Obmann Pasang Kikuli, der 1934 die Katastrophe der deutschen Expedition am Nanga Parbat überlebt hatte und vom Silbersattel zurückgekommen war.

Als Wiessner sich einigermaßen erholt hatte machte er einen letzten verzweifelten Rettungsversuch, doch ein Wettersturz zwang ihn zur endgültigen Umkehr. So endete ein Unternehmen, das hoffnungsvoll begonnen hatte, und bei dem wohl der erste Achtausender bestiegen worden wäre, wenn Wiessner nicht Rücksicht auf seinen Sherpa genommen hätte. Pasang Dawa Lama war 1954 an der Erstbesteigung des Cho Oyu durch die Österreicher Herbert Tichy und Sepp Jöchler beteiligt.

Wiessner verzichtete in seinem Buch auf Vorwürfe und Anklagen gegen die Gefährten, aber auch auf die Schilderung der Schwierigkeiten, die ihn nach seiner Rückkehr in Amerika erwarteten. Es dauerte Jahre, bis sich im Schrifttum Amerikas und Europas die Wahrheit und damit eine gerechte Würdigung der Leistung Wiessners durchsetzte. Den vielleicht entscheidenden Durchbruch verdanken wir Günter Oskar Dyhrenfurth, der in seinem 1952 erschienenen Werk »Zum dritten Pol« folgendes ausführte:

»Es ist verständlich, daß diese so tragisch gescheiterte Expedition in bergsteigerischen Kreisen – insbesondere in den angelsächsischen Clubs – scharf kritisiert worden ist. Diese Kritiken richteten sich natürlich vor allem gegen Fritz Wiessner, der sich unglücklicherweise zunächst gar nicht wehren konnte. Denn nach seiner Rückkehr in die USA lag er längere Zeit krank – körperlich und seelisch hart angeschlagen – im Spital und brauchte viel Zeit und sehr viel Energie, sich von dieser Katastrophe zu erholen und wieder emporzuarbeiten. Inzwischen waren allerlei Legenden entstanden. Diese zu zerstreuen und – ohne Rücksicht auf Empfindlichkeiten – der Wahrheit zu dienen, war der Zweck dieser ziemlich mühevollen Erhebungen. Wer sie sorgfältig studiert, wird sich bald darüber klar sein, inwieweit menschliches und bergsteigerisches Versagen, aber auch unglückliche Zufälle zusammengewirkt haben. Wiessner ist **nicht** der unüberlegte Draufgeher »ohne Rücksicht auf Verluste...« Unter den Weißen war Fritz Wiessner, der Expeditionsleiter, zugleich der einzige wirklich erstklassige Bergsteiger. Alle anderen Teilnehmer waren den

Schwierigkeiten des K 2, zum Teil auch der großen Höhe – nicht gewachsen – auch Wolfe nicht. Ein glänzender Alpinist mit nur einem Sherpa als Gefährten an der Spitze, dahinter ein großes »Vakuum« – so war die Situation, und damit wurde das an sich schon ungeheuer schwierige Unternehmen fast zum Vabanquespiel. Es fehlte die zuverlässige, harmonische Zusammenarbeit einer erprobten Bergsteigermannschaft! Wenn Wiessner als Führer des Sturmtrupps bei der Expedition 1938 dabei gewesen wäre, dann wäre – nach menschlichem Ermessen – der K 2 gefallen, und alles wäre ausgegangen.«

Sowit Günter Oskar Dyhrenfurth in seiner Würdigung der Rolle Fritz Wiessners bei der K-2-Expedition 1939. Die Zeit half auch hier die Wunden heilen, und nach dem Kriege finden wir Fritz Wiessner zwar nicht mehr auf großen Expeditionen oder bei spektakulären Erstbegehungen, aber als unermüdeten Bergsteiger, Kletterer und Skifahrer in vielen Gebirgen unserer Erde – und das bis heute! Einen groben Überblick über seine Aktivität in den letzten 25 Jahren hat er mir in einem Brief vom 8. April dieses Jahres gegeben:

»In den Jahren nach 1955 erstieg ich die mir noch fehlenden Viertausender. Um 1960 war die Liste komplett mit einer Aiguille Bionnassay/Ostgrat – Montblanc-Mont Maudit-Überschreitung, die ich mit Sohn Andrew, damals vierzehn Jahre alt, durchführte – ein besonders freudiges Ereignis für den Vater. Im Vorjahre hatte ich noch mit Eugène Bron in abwechselnder Führung den Brouillard-Grat zum Montblanc durchstiegen, und dabei die bis dahin mir noch fehlenden Viertausender Mont Brouillard – mit neuer Variante über schwierigen Fels direkt von halber Höhe des Couloir Col Emile Rey – und den Pic Luigi Amadeo mitgenommen. Eine Anzahl Viertausender besuchte ich mehrfach in meinem Leben, darunter Montblanc fünfmal über verschiedene Routen, letzte davon eine Skibesteigung mit Freund Lionel Terray im März 1967. Skiaufstiege auf Monte Rosa, Jungfrau, Strahlhorn, Allalinhorn, Barre des Ecrins mit meiner Frau Muriel in den sechziger und siebziger Jahren . . .

In Chile und Argentinien lief ich in den sechziger Jahren Ski, oft mit Emile Allais; wir machten dort auch Skihochtouren . . . In der Mount Logan Region im Yukon Territory (Kanada) gelang 1967 die Erstbesteigung eines schönen, noch unbekanntes Schnee- und Eisberges mit Sohn Andrew und mit Lord und Lady Hunt, und eines weiteren

Berges mit meinem Sohn. Zwischen 1960 und 1975 holte ich einige der schönsten Dolomiten-Routen nach, wie Winkler-Riß und Delago-Kante mit meinem Sohn Andrew, Sella-Türme und Delago-Kante mit meiner Tochter Pauline. Mit Freunden – meist führend – Touren wie Kleine Zinne/Gelbe Kante, Kleinste Zinne/Preuß-Route, Schleierkante, Südostkante Punta Fiammes. Im Gesäuse die schöne Rosskuppenkante, und auch in der Rax Klettertouren mit meinem guten Freund Dr. Carl Rind, dem Präsidenten des ÖAK. In Frankreich unter anderem den Mont Aiguille über seinen schwierigen Südost-Anstieg mit Lionel Terray, der im selben Jahre tödlich verunglückte. Der Baou de St. Janet bei Nizza und die Calanques bei Marseille wurden im Spätherbst und Spätwinter meine Lieblingsklettergebiete, oft verbunden mit Skitouren in den nahen Seealpen. In Südafrika kletterte ich am Tafelberg, in den USA in unseren schönen Klettergärten Shawangunks bei New York, Black Hills Türme im Staate South Dakota, Teton Mountains in Wyoming und im Yosemite. Jedes Jahr seit 1963 besuche ich meine alte Heimat in Sachsen und klettere dort im schönen Elbsandsteingebirge; es ist mir eine besondere Freude, diese seit früher Jugend mir so lieb gewordenen Felsen zu besuchen. Es gibt kein Jahr seit 1955, in dem ich die Berge entbehren mußte, und dafür bin ich dem Schicksal besonders dankbar.

Viel beschäftigten mich auch Umweltschutz und alpinistische Probleme. Ich war über 10 Jahre als amerikanischer Vertreter in der UIAA tätig und arbeitete besonders mit dem DAV und dem ÖAV an Kletterseil-Verbesserungen, was uns auch gelang, und der Festlegung einer verbesserten alpinen Schwierigkeitsskala (getrennte Wertung für technische und Freikletterei).«

Als Leiter der UIAA-Kommission für Schwierigkeitsbewertung konnte Fritz Wiessner »auf eine weltweite Renaissance des sportlichen Kletterns hinwirken«, wie er selbst in dem schon genannten Buch »Felsenheimat Elbsandsteingebirge« schrieb. »Sportlicher Geist und Fairness« nannte er dort als Kennzeichen des sächsischen Bergsteigertums; diese beiden Eigenschaften haben auch sein Leben als Bergsteiger gekennzeichnet.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Franz Grassler,

Hans-Heiling-Str. 2, D-8000 München 81.

Die zweite Existenz

Das Bergsteigen und die Defizite des Selbsterlebens in unserer Gesellschaft. Eine soziologische Betrachtung über den Sinn des Bergsteigens.

ULRICH AUFMUTH

I. Einleitende Überlegungen

Uns Bergfreunden ist das Bergsteigen etwas derart Vertrautes und Selbstverständliches, daß wir nicht selten geneigt sind, es als eine angeborene Bestrebung des Menschen zu betrachten. Manchmal führen wir die verbreitete Liebe zu den Bergen auch auf spezielle psychologische Motive zurück, die wir letztlich ebenfalls für naturgegeben halten, wie z. B. Abenteuerlust, Freude an der Natur, Spaß am körperlichen Einsatz, Wunsch nach Gemeinschaft mit anderen und sonstiges mehr. Alle diese Deutungen, die auf »natürliche« Dispositionen des Menschen zurückgreifen, haben einen ganz großen Mangel: Sie vermögen nichts zur Lösung der grundlegenden Frage beizutragen, weshalb das Bergsteigen gerade in unserer Zeit und in unserer Gesellschaft so sehr in Schwang gekommen ist.

Wie ein Blick über den Bereich unseres westlichen Kulturkreises hinaus zeigt, ist in praktisch allen Kulturen außerhalb der sogenannten zivilisierten Welt das Erklimmen von Berggipfeln allein um des Vergnügens willen etwas völlig Unübliches. Und auch bei uns in Europa wurde noch vor 150 Jahren ein jeder, der ohne zwingenden äußeren Anlaß einen hohen Berggipfel erstieg, als Kauz oder gar als Verrückter angeschaut. Beobachtungen wie diese legen folgenden Schluß nahe: Der Alpinismus als Breitenbewegung ist ein ureigenes Kind unserer hochtechnisierten, leistungsorientierten Industriegesellschaft sowie ihres geschichtlichen Werdegangs. Eine umfassende und aussagekräftige Deutung des Alpinismus hat aus diesem Grunde die überindividuellen Bedingungs-momente unseres Daseins zum Ausgangspunkt zu nehmen. Das sind im einzelnen: Die ökonomischen Gegebenheiten, die kulturellen Traditionen und die sozialen Funktionsgesetzmäßigkeiten unserer Gesellschaft. Der Zusammenhang des Bergsteigens mit der zuletzt genannten Determinantengruppe, den grundlegenden Strukturen unserer Gesellschaft, soll in den nachfolgenden Ausführungen näher beleuchtet werden, wobei an Erfahrungen angeknüpft werden wird, die jedem Bergsteiger geläufig sind.

Meiner Argumentation liegen folgende Überlegungen zugrunde: Unsere Gesellschaftsform hat zahlreiche elementare Erlebnismöglichkeiten zum »Aussterben« gebracht oder zur seltenen Ausnahme werden lassen, und zwar deswegen, weil sie für das Funktionieren eben dieser Gesellschaftsform unerheblich oder gar hinderlich sind. Mit Zwangsläufigkeit schafft das Alltagsleben in der modernen Leistungsgesellschaft ehemals unbekannt Mangelerscheinungen seelischer Natur. So beschneidet sie unsere menschlichen Entfaltungsmöglichkeiten in bestimmten Bereichen ganz entscheidend und erzeugt dadurch chronische und schwerwiegende Defizite des Selbsterlebens. Ganz grundlegende Bereiche der Selbsterfahrung sind uns heute im alltäglichen Leben fast völlig benommen. Pointiert ausgedrückt: Wir laufen in unserem Alltagsdasein in gewisser Hinsicht halbtot herum oder halblebendig, wie man es lieber sehen mag. Von unserem gesamten Gefühls- und Verhaltenspotential werden nurmehr bestimmte Bereiche noch gefordert und in Schwung gehalten, vorzugsweise die sogenannten »höheren«, »geistigen« Persönlichkeitssektoren. Die sonoren Grundakkorde unseres Gefühlslebens, die tiefst verankert sind in unserer leiblichen Natur, sie klingen hingegen kaum mehr an. Für gewöhnlich werden wir uns dieses Mangels gar nicht mehr bewußt, weil er im Ablauf der zweihundertjährigen Geschichte der Industrialisierung ganz unmerklich zur Normalsituation geworden ist. Nur gelegentlich äußert sich die faktisch eben doch vorhandene Entbehrung in Form gestaltloser und machtvoller Sehnsüchte in Richtung »Aussteigen«, »total anders leben«, sowie in Träumen von Wildnis und Abenteuer. Immer sind es Sehnsüchte nach einem urwüchsigen, elementaren Dasein, in dem auch unsere sinnlichen und körperlichen Anlagen voll zum Zuge kommen. Es verlangt uns nach einer Seinsform, die uns ganz und gar wieder Körperwesen sein läßt. Im übrigen gelangt unsere Halblebendigkeit nur indirekt zum Ausdruck, so etwa als Gefühl der Fadheit und Sinnarmut des Normaldaseins, als stete innere Unruhe oder in Gestalt eines diffusen Gefühls des Unbefriedigtseins.

Vieles von dem, was uns im Alltag an grundlegenden und zu einem vollständigen Menschsein notwendigen Erfahrungsmöglichkeiten benommen ist, gibt uns das Leben in der Wüstenlandschaft der Berge in einer geballten Form zurück. Diese These möchte ich nachfolgend nun mit Inhalt erfüllen.

II. Körpererleben

Der elementare Bereich des Körpererlebens, der, wie die moderne Psychosomatik aufgezeigt hat, in einer ganz direkten Beziehung zu unserem seelischen Wohlbefinden steht, ist mit am stärksten von den angesprochenen gesellschaftstypischen Beschränkungen des Selbsterlebens betroffen. Hier machen sich die größten Defizite breit.

Wie konnte es zu der weitgehenden Verdrängung der kreatürlichen Potentiale unseres Menschseins kommen, wie sie für das Alltagsleben in unserer Gesellschaft kennzeichnend ist?

Der Prozeß der Industrialisierung hat in den Staaten der alten Welt ein Reihe von grundlegenden sozialen Wandlungsvorgängen ausgelöst, die naturgemäß zunächst vor allem im Bereich des Arbeitslebens virulent wurden. So verdienten sich beispielsweise vor hundert Jahren noch vier Fünftel der Erwerbstätigen ihren Lebensunterhalt durch rein körperliche Arbeit. Heute ist der Anteil der körperlich Arbeitenden an der Gesamtzahl der Berufstätigen auf ein Drittel zurückgegangen. Die weit überwiegende Mehrheit der arbeitenden Bevölkerung ist in Berufen tätig, die mehr den Kopf, die intellektuellen Funktionen fordern. Körperliche Kraft und Geschicklichkeit verlieren in der Arbeitswelt seit zwei Jahrhunderten ständig an Bedeutung. Dort, wo körperliche Arbeit noch notwendig ist, wird sie in der Regel einseitiger und eintöniger; nur ein kleiner Teil des Körpers wird noch zum Einsatz gebracht um stetig wiederkehrende Bewegungsabläufe auszuführen: man denke ans Schraubeneindrehen am Fließband. Der Schwerpunkt der Aktivität im Berufsleben verlagert sich in ständig wachsendem Maß auf den Intellekt und die Sinnesorgane. Wir rechnen, formulieren, überwachen Schalttafeln und bedienen Computertastaturen. Auf diese Weise wird der Körper im Berufsbereich weitestgehend unerheblich. Für die meisten Berufe würde es genügen, wenn wir nur noch aus Kopf und Hand bestehen würden, der Rest ist gewissermaßen »Ballast«. So wird der Körper im Alltagsleben heute viel weniger gefordert und dadurch letzten Endes auch weniger geachtet. Schließlich verflüchtigt sich aufgrund der aufgezeigten Zusammenhänge auch unsere Sensibilität und Achtung für alle ursprünglichen Körpergefühle. Kreatürliche Vorgänge wie Essen, Schlafen, Sich-Bewegen, von unseren Altvorderen noch mit vollen Sinnen und vitaler Lust erlebt, büßen ihre elementar-lusthafte

Qualität ein. Letztendlich erstirbt damit in uns ein ganz zentraler Erlebensbereich. Es ist kaum übertrieben zu sagen: Wir entfremden uns auf diese Weise den vitalen Fundamenten unseres Seins mit all ihren großartigen Erlebensmöglichkeiten. (Die so entstehenden fatalen Erlebnisdefizite werden übrigens durch sporadische Trimm-Dich-Aktionen in keiner Weise kompensiert.)

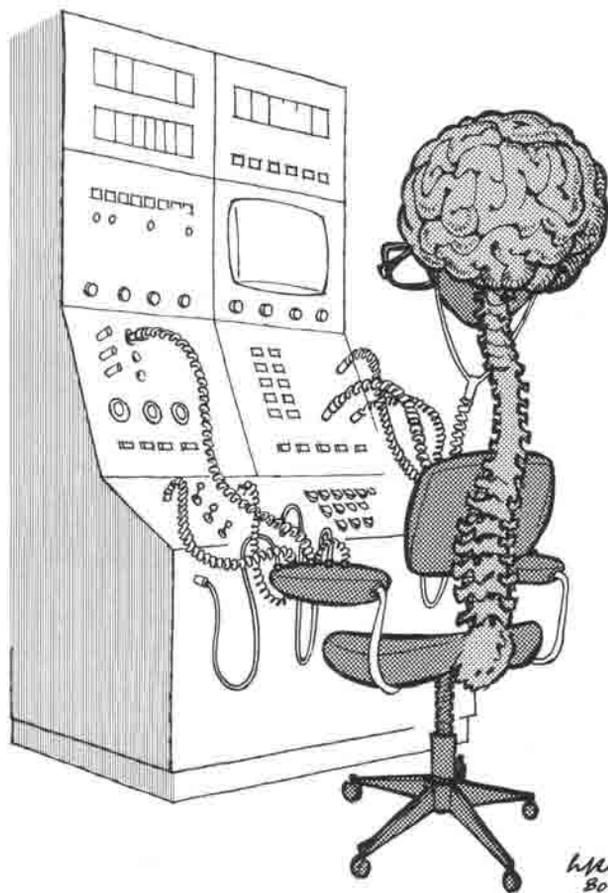
Das Bergsteigen nun gibt uns viele der elementaren Möglichkeiten des Selbsterlebens, die aus dem Alltagsdasein weitgehend hinausgedrängt worden sind, zurück. Das sei in den nachfolgenden Ausführungen, über grundlegende Aspekte des Körpererlebens im Gebirge anschaulich gemacht.

IIa Freuden der Bewegung

Unterziehen wir als erstes unser Verhältnis zur körperlichen Leistung einer näheren Betrachtung und versetzen wir uns hierzu in das folgende Szenarium: Einödsbach bei Oberstdorf an einem schönen Augusttag. Eine muntere Gruppe von Norddeutschen sitzt vor dem alten Bauernhof, der als Gasthaus eingerichtet ist. Die Leute sind von Birgsau die leicht ansteigende Fahrstraße heraufgewandert, ein Spaziergang von einer Stunde, den jedoch die meisten in der Gruppe schon als richtige »Bergtour« empfinden. Stark beeindruckt blicken die Touristen zu den hoch und schroff aufragenden Felszinnen der Trettach und der Mädelegabel hinauf. Da nahen einige »Zünftige«, mit Rucksäcken, die fast den Kopf überragen. Sie haben Steinschlaghelme außen angeschnallt, die unmißverständlich signalisieren, daß die Besitzer »Höheres« im Sinne haben. Von den Spaziergängern aus dem Norden gefragt, wohin es gehen soll, lautet die lakonische Antwort: Waltenbergerhaus, und wenn die Zeit noch langt, dann heut' noch die Trettach-Westwand. Den Feriengästen bleibt der Mund offen stehen: Zu diesem ungeheuer hohen Felshorn mit seinen schauerlichen Wänden wollen die hinauf, heute noch, ohne Seilbahn, mit dem Gepäck! Allgemeines Kopfschütteln, daß sich jemand freiwillig solchen Torturen unterzieht. Die Leute können sich den Weg zum Gipfel nur als einen reinen Schreckengang vorstellen: Ströme von Schweiß, pfeifende Lungen, schmerzende Waden, wundgeriebene Füße, irre Anstrengungen. Nein, da bräuchte sie die herrlichste Aussicht, der schönste Hüttenzauber nicht hinauf!

Weshalb finden die Touristen das Unternehmen der Bergsteiger so absolut unverstündlich, ja ver-

»Für die meisten Berufe würde es genügen, wenn wir nur noch aus Kopf und Hand bestehen würden, der Rest ist gewissermaßen Ballast.«



Zeichnung:
S. Lassmann

h. M. M.
80

rückt? Sie haben deshalb kein Verständnis für die Hochalpinisten, weil sie nie mit einer der allereinfachsten, kreatürlichsten Erfahrungen Bekanntschaft machen konnten: Dem wundervollen Wohlbehagen, das eine anhaltende kraftfordernde Aktivität einem trainierten Körper bereitet. Sie hatten, wie viele Menschen unserer Zeit, niemals jenes euphorische Gefühl intensivster Lebendigkeit kennengelernt, jene Beschwingtheit, die hervorgeht aus dem Erleben körperlicher Stärke und souveränen physischen Leistungsvermögens. Ein solches Erleben wird durch die Aktivität des stetigen Höhersteigens im Gebirge ganz besonders nachhaltig vermittelt. Als Bergsteiger ist man jedesmal aufs neue überwältigt, wenn einen das Wonnegefühl kraftvollen Höhersteigens erfaßt: »Ein unbestimmbares Wohlbehagen überkam uns, wir waren leichter und fröhlicher, unsere Körper hatten eine ungewöhnliche Geschmeidigkeit und Elastizität«, so schilderte schon vor hundert Jahren der Genfer Alpinist F. Thioly das Empfinden, das dem Geübten das Aufsteigen im Gebirge beschert. Und wenn Paul Hübner in seinen »Führerlosen Gipfelfahrten«, dem alpinen

Bestseller der Zwanziger Jahre, die Beschreibung einer Bergtour mit den Worten beginnt »Weit dehnte sich die Brust im würzigen Hauch der erwachenden Wiesenhänge, die Muskeln strafften sich im kühl belebenden Morgenwind . . .«, so durchfährt uns trotz der stilistischen Patina dieser Worte ein Schauer jenes Stromes von Kraft und Lebendigkeit, mit dem uns ein strammer morgendlicher Aufstieg bisweilen erfüllt. In den schönen Momenten des Steigens, wenn wir so richtig im Rhythmus sind, da merken wir unsere körperliche Schwere nicht mehr, wir sind dann nur noch »geballtes Kraftgefühl«, um noch einmal Paul Hübner zu zitieren. In höchster Steigerung erlebt der Kletterer der oberen Grade dieses Wonnegefühl der überschäumenden Energie. Es kann sich verdichten bis zu einem regelrechten Allmachtgefühl: Nichts kann mich schrecken oder hindern, ich bin allem, was kommen mag spielend gewachsen. »Wer ko uns scho was toan!« dieser Leib- und Magenspruch der Gefährten Hans Ertls drückt das göttliche Selbstbewußtsein des Bergsteigers, der sich seiner Kraft und Ausdauer absolut sicher ist, in bayerischer Anschaulichkeit aus.

Dieses herrliche Gefühl souveräner Kraft – es ist das Lebensgefühl des wilden Tieres oder des Steppenbewohners auf Büffeljagd. Unsere zivilisierte Existenz, die sich abwickelt auf Bürostühlen, Autositzen und Clubsesseln hat diesen wunderbaren Teil unserer Animalität fast zum Erlöschen gebracht.

Kehren wir nun zu der Episode mit den Feriengästen zurück. Wie sollten diese, als »normale« Mitglieder unserer Gesellschaft, von den geschilderten Wonnen des körperlichen Sich-Forderns wissen? Der Bewegungsapparat, die Muskelkraft werden bei den meisten Menschen im täglichen Leben nur noch geringfügig oder sehr speziell beansprucht. Der Körper erschläft, und wenn ihm schließlich bei irgendeiner Gelegenheit eine Anstrengung abverlangt wird, reagiert er nur noch mit Unlustempfindungen oder er versagt gar den Dienst. Auf diese Weise können sich schließlich viele Menschen große körperliche Leistungen gar nicht mehr anders vorstellen, denn als eine Quälerei, der man sich freiwillig nicht unterzieht. Die herrliche Erfahrung eines aus voller Kraft arbeitenden Körpers ist somit vielen Zeitgenossen fremd. Bergsteiger wissen um diese Erfahrung. Die Begegnung mit ihr wird jedesmal wieder wie ein köstliches Geschenk, ja wie ein Neugeborenes erlebt. Und es ist ja tatsächlich eine Wiedergeburt. Vitale Körperfunktionen werden neu zum Leben erweckt, die im Alltag praktisch »tot« sind, weil sie dort nicht mehr angesprochen werden.

II b Kampf

Dem körperlichen Sich-Einsetzen im Gebirge wohnt viel vom Charakter des Kampfes inne. Vor allem beim extremeren Bergsteigen tritt das Element des Kampfes ganz augenfällig hervor. Die großen Alpinisten sprechen es auch immer wieder aus: »Uns locken die Wände, die Grate, um die man raufen und ringen und mit dem letzten Einsatz kämpfen muß...« (Toni Schmid). Und Hermann Buhl vor einer schweren Tour: »Wir bereiteten uns innerlich auf einen erbitterten Kampf im Fels vor, und wir taten gut daran.« Derselbe nach seiner denkwürdigen Durchsteigung der Eigernordwand im mörderischen Schneesturm: »Der härteste Kampf in meiner bisherigen Bergsteigerlaufbahn ist ausgefochten.«

Der Kampf, als ein unmittelbares und existenzielles Sich-Messen mit einem ebenbürtigen Gegenüber scheint zur elementaren Antriebsausstattung des Menschen zu gehören. Einem leibhaftigen

Gegner gegenüberzutreten und sich körperlich mit ihm messen, das ist ein kreatürlicher Grundimpuls auch des homo sapiens, ob wir es nun wahrhaben wollen oder nicht. Freilich ist im »zivilisierten« Leben kaum eine unserer anlagemäßigen Regungen so sehr der Deformierung und dem Zwang zur Verleugnung unterworfen worden, wie gerade die Lust am Kämpfen. Die sozialen Konventionen legen unserem Drang zum Kämpfen enge Fesseln an. Wir dürfen ihm lediglich im strikt geregelten Rahmen bestimmter Sportarten frönen oder, in reichlich passiver Weise, als Zuschauer von Kampfsportdarbietungen und von Filmen, die Kampfszenen enthalten. Die außerordentliche Beliebtheit der passiven Partizipation an Kampfergebnissen in Sport und Medien signalisiert allerdings auf eine ganz drastische Weise, wie sehr die Disposition zum Kampf auch in uns domestizierten Wesen noch lebendig ist.

Meiner Darstellung zufolge ist das Kämpfen aus dem heutigen Alltagsleben weitgehend eliminiert worden. An dieser Stelle wird der Leser nun vielleicht den Einwand vorbringen, daß doch auch im täglichen Dasein heute viel von »Kampf« die Rede sei. Wir seufzen über den schweren »Lebenskampf«, in der beruflichen Sphäre finden erbitterte »Konkurrenzkämpfe« statt, Unternehmer und Arbeitnehmer beziehen in »Arbeitskämpfen« Front gegeneinander. Betrachten wir diese »Kämpfe« des Alltagslebens einmal näher: Handelt es sich hier um ein elementares, unmittelbares Kräfteressen mit Menschen oder mit faßbaren Gewalten? Ist es ein offenes Ringen klar identifizierbarer Gegner? In keiner Weise. Die sogenannten Kämpfe des Alltags bestehen aus subtilen Rivalitäten, aus abstrakten Ritualen. Sie kosten Nervenkraft, aber mit körperlichem Einsatz haben sie nichts zu tun. Sehen wir uns beispielsweise den beruflichen Positions-»Kampf« näher an: Das ist ein schlaues Taktieren und Abwägen, ein zermürendes Sich-Verbergen und Sich-Verstellen, ein unermüdliches »Beziehungen pflegen« und sich in Positur werfen, wobei möglichst immer ein lächelndes Gesicht zur Schau zu stellen ist. Die Kämpfe des Alltags sind nervenschleißende Streßzustände, aber kein elementares Feuerwerk der Sinne und der Körperkraft, wie es das Wesen des Kampfes ist.

Das Gebirge bildet eine der Enklaven, in denen wir echten Kampf im besten Sinne des Wortes noch austragen können. Nicht zuletzt darum lockt uns die strenge Welt der Berge.



«... signalisiert allerdings auf eine ganz drastische Weise, wie sehr die Disposition zum Kampf auch in uns domestizierten Wesen noch lebendig ist.»
 Zeichnung: S. Lassmann

Dem Stellenwert des Kämpfens beim extremen Bergsteigen möchte ich noch einige nähere Überlegungen widmen. Beim einfachen Bergwandern ist das Kampfmoment wenig ausgeprägt und nur sporadisch bedeutsam. Beim Klettern und erst recht im extremen Alpinismus spielt das kämpferische Moment jedoch eine zentrale Rolle als Handlungsmotiv. Das Bergsteigen auf schwierigen Routen ist in gewissem Sinne eine aggressive Aktivität. Dementsprechend waren und sind die großen Männer des Alpinismus auch nahezu ausnahmslos ausgesprochene Kämpfernaturen. Diejenigen, die heutzutage extreme Kletterer sind, wären zu früheren Zeiten wohl Krieger gewesen.

Große Bergsteiger geraten erst dann so richtig in Fahrt, wenn der »Gegner Berg« sich grimmig und widersetzlich zeigt. Vollends in ihrem Element sind die Extremen, wenn der Ausgang des Ringens mit dem Berg im Ungewissen liegt, wenn die Frage: Wer ist stärker? bis zum Schluß offen bleibt. Der Wille, »stärker zu sein«, aus einer elementaren, wilden Kampfhandlung als Sieger hervorzugehen, bildet bei nicht wenigen Extremen den machtvollsten Stimulus ihres rauhen Tuns.

Der Berg ist für sie in erster Linie von Interesse als Herausforderer und als Widerstand. Das haben viele Extreme schon ausgesprochen und ihr Verhalten beweist dies mit schlagender Deutlichkeit. Bezeichnend ist eine Episode, die Lionel Terray, einer der großartigsten Männer und Menschen des französischen Alpinismus berichtet: Nach wochenlangen und entbehrungsreichen Bemühungen hatte er mit seinen französischen Expeditionskameraden den Gipfel des Makalu erreicht. Als Terray auf der höchsten Spitze stand, da empfand er weder Stolz noch Genugtuung über diesen seinen ersten (und einzigen) Achttausendersieg, sondern es erfüllten ihn einzig Trauer und Enttäuschung. Und aus welchem Grund? Weil der Berg ihn nicht auf die allerletzte Probe gestellt, weil er ihm nicht das Äußerste abgefordert hatte! Erst der totale Kampf auf Sein oder Nichtsein hätte dem großen Franzosen das glanzvolle Gipfelziel wertvoll gemacht.

Die Extremen brauchen Gegner, die das letzte aus ihnen herausholen. Der erbitterte Kampf vermittelt diesen Männern das tiefste Existenzenerlebnis. Kämpfen bedeutet für sie den absoluten Höhepunkt, die Apotheose des Lebendigeins. Je wil-

der der Kampf, um so heller erglüht ihre Lebensflamme. Deshalb sind viele Extreme geradezu süchtig nach dem Ringen mit schwersten Wänden und Bergen: Hier wächst diesen Kämpfernaturen eine Lebendigkeit zu, die ihnen ihr ganzes übriges Dasein nicht in Annäherung gewährt. Es ist eine Lebendigkeit, die sich aus dem Körper speist, aus der vollkommenen Anspannung aller Muskeln, Nerven und Sinne. Im ernstesten Kampf ist jede Faser des Leibes auf Aktion und höchste Energieentfaltung eingestellt, unser Körper wird zu einer vibrierenden Ballung von Energie. Das schenkt uns ein barbarisch großartiges Lebensgefühl, das Lebensgefühl des Raubtiers, das mit seinesgleichen ringt.

Das Verlangen nach der »Grenzsituation« des äußersten Kampfes zwingt die Extremen, Gipfel und Routen von ständig steigender Schwierigkeit anzugehen. Denn mit wachsender Übung und Erfahrung rückt jene Grenze der existentiellen Gefährdung und Herausforderung, oberhalb welcher der Kampf für die Extremen erst zum ekstatischen Erleben wird, immer weiter hinauf. Wie die Helden der frühen Sagenwelt hasten die großen Eroberer der Berge ungestillt von Kampf zu Kampf, sind sie stets auf der Umschau nach noch gewaltigeren Gegnern. Der Lauf ihres Schicksals ähnelt auch häufig genug demjenigen der Kriegerfiguren der abendländischen Sagen: Viele kommen um auf dem rastlosen Zug von Kampf zu Kampf und wenige nur finden schließlich Frieden und innere Erfüllung außerhalb des unstillen Kämpferdaseins.

II c Essen und Trinken als vitales Erlebnis

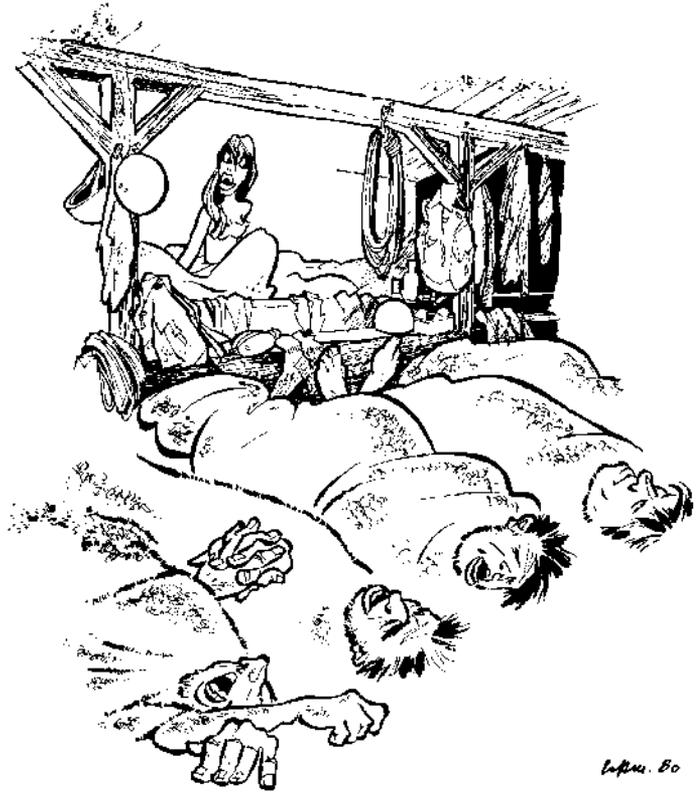
Von nichtbergsteigenden Verwandten und Bekannten werde ich immer wieder gefragt, weshalb ich so oft in die Berge gehe. Manchmal klingt aus diese Frage eine provokative Absicht heraus, etwa in der Richtung: »Mal sehen, ob er für seine dauernde Bergrennerei überhaupt eine Begründung findet!« Meist gebe ich in einem solchen Falle kurz und wahrheitsgetreu zur Antwort: »Ich gehe in die Berge, weil es mir Freude macht.« Mitunter sage ich auch: »Ich steige auf die Gipfel, weil mir dann das Essen doppelt so gut schmeckt.« Bei dieser Antwort argwöhnen meine Gesprächspartner dann zumeist, ich wolle sie verulken. Tatsächlich aber ist es mir vollkommen ernst damit. Wenn meine Gedanken sich den Bergen zuwenden, dann ist eine meiner ersten Assoziationen der gewaltige, ja bodenlose Appetit, dem auch das einfachste Eßbare als Delikatesse erscheint. Steil aufgehäuften Teller von pasta asciutta auf einem

soliden Hüttentisch tauchen als himmlisches Mahl vor meinem inneren Auge auf. Dazu noch eine kühle Flasche Rotwein, das ist in den Bergen, nach großer Tour, für mich ein Höhepunkt des Lebensgenusses. Den ganzen Körper durchströmt ein lustvolles Sehnen, allein schon bei der bloßen ferneren Vorstellung. Der verehrte Leser findet an dieser Stelle vielleicht, das seien rechte Trivialitäten, diese gewissermaßen im Magen und Gaumen aufgespeicherten Erinnerungen. Für mich gehören jedoch diese »niederen« Sinnesfreuden des Bergsteigens zu den herrlichsten Erlebnissen, die das Leben am Berg (und überhaupt) gewährt. Kein noch so erlebter Konzertabend (und ich liebe Musik) oder sonst ein hochkultivierter Genuß vermag in mir ein solch tiefes, aus der Wurzel des Daseins hervorströmendes Wohlbehagen hervorzurufen wie – pasta asciutta mit Rotwein nach großer Tour.

Wie sieht es im Alltag mit dem Vergnügen des Essens aus? Wir kommen abends abgespannt nach Hause, die Gedanken sind noch ganz bei den Schwierigkeiten und Zwischenfällen des Arbeitsplatzes. Die Gattin hat eine schöne Brotzeit hergerichtet. Doch ein Genießen, das den ganzen Körper erfaßt, wird die Mahlzeit nicht. Der Kopf und die Sinne sind nicht recht dabei, wir merken gar nicht richtig, was und wieviel wir essen.

Wie anders erleben wir den »trivialen« Vorgang des Essens im Gebirge: Auch wenn es dabei oft primitiv zugeht und nur Hausmannskost zur Verfügung steht, so ist das Essen nach großen Unternehmungen doch ein wahrhaftiges Fest der Sinne, das jeden Gedanken, jede Körperfaser in Beschlag nimmt. Ja, man kann von regelrechten Orgien der Kauwerkzeuge und der Verdauung sprechen. Jeder Schluck, jeder Bissen ist Lebensfülle und Lebenslust. Wir knüpfen wieder an das verlorengegangene Eßbehagen unserer Vorfäter an.

Wo mit allen Sinnen gegessen und getrunken wird, da wird auch mit Hingabe und Hochgenuß verdaut. So viel ungeniertes und sichtlich genußvolles Gepolter von Rülpsern und anderen Winden wie bei einer fröhlichen Gruppenfahrt ins Gebirge hört man im Alltagsleben das ganze Jahr über nicht. Ja, auch das sind vitale Wonnegefühle, nur verbieten wir uns gewöhnlich diese Freuden, gilt die Sache doch als anrüchig und vulgär. Da waren unsere Vorfahren bis in die Barockzeit hinein noch sehr viel freimütiger und körperfreundlicher eingestellt! Sie artikulierten die Verdauungswonnen des Körpers in unschuldiger Freizügigkeit.



»Auch der Schlaf
wird hier zur
seelentiefen Wohltat.«
Zeichnung: S. Lassmann

Lassmann 80

Offenbar besteht ein enger Zusammenhang zwischen der Geringschätzung der Nahrungsaufnahme und der Tabuisierung der Verdauungsfunktionen.

Außerordentlich vielfältig sind die kreatürlichen Sinnenfreuden beim Bergsteigen. Auch der Schlaf wird hier zur seelentiefen Wohltat. Statt der nervösen Abgespanntheit am Ende eines zermürbenden Berufsalltags bringen wir von einer tüchtigen Tour solide Erschöpfung mit, die den ganzen Körper ergreift und ihn schnell in tiefen Schlaf versinken läßt. Noch viele andere körperliche Funktionen wären zu nennen, die im Gebirge einen ganz neuen Wert bekommen, plötzlich zu intensiven »Lustquellen« werden. Es sind alles triviale Dinge, die nun mit einemmal eine ganz neue, vitale Qualität annehmen, wie etwa die Sonnenwärme, die nach einem schattigen Eisanstieg den Körper unendlich wohltuend umfängt, oder der erste Schluck Wasser nach langer Kletterfahrt im heißen Fels einer Südroute, der uns erquickt wie das schönste Göttergeschenk.

Das äußerlich bescheiden so karge und entbehrungsreiche Leben am Berg ist für uns moderne Menschen voll der tiefsten, weil rar gewordenen Sinnengenüsse, es ist unendlich reicher an körperlichen Freuden, als das Alltagsleben mit den schönen Menüs, den weichen Betten, den bequemen Autos, den klimatisierten Räumen . . . Unser Körper, unsere Sinne schenken uns mit einemmal herrliche Sensationen von einer elementaren Intensität, wie sie unser gewöhnlicher Alltag nie gewährt. Wir leben wieder ganz und mit Hingabe unsere kreatürliche Existenz, wir bestehen aus Muskelkraft, aus Essen, Trinken, Kampf und Erschöpfung. So setzen wir den Körper im Gebirge gewissermaßen wieder in seine ureigenen Rechte ein, in die Rechte, die er vor zwei, drei Jahrhunderten auch im Alltagsleben der meisten Menschen noch besessen hat, die ihm heutzutage aber unsere moderne Gesellschaftsorganisation im Verein mit einer leibfeindlichen idealistischen Daseinsinterpretation weitgehend genommen hat. Wir Bergsteiger berufen uns immer auf hohe Werte und Ideale, wenn wir uns zur Begründung

unseres Tuns verpflichtet wähnen. Wir beschwören die Liebe zur Natur, die hehre Bergkameradschaft, das Streben nach Freiheit usw. Wir suchen unsere Legitimation fortwährend in den höchsten Sphären, während die iberzeugendste und echte-
ste Begründung doch so naheliegt: In den Freuden des Körpers, im Triumph verschütteter Erlebnisse der vitalen Ebene. Aber freilich, das widerstrebt uns, solche banale, »primitive« Gründe zu nennen. In dieser Hinsicht sind wir noch ganz dem elitär-idealistischen Erbe der deutschsprachigen Pioniere der Alpenerschlieung verhaftet, die vor gut hundert Jahren eine offizielle Bergsteiger-ideologie geschaffen haben, die sich bis heute kaum gewandelt hat. Einige hundert Männer, die damals im AV das Sagen hatten und die allesamt aus den sog. »feineren Kreisen« stammten, befanden im vorigen Jahrhundert, da die Bergsteigerei höheren, »geistigen« Zwecken zu dienen habe – und das ist uns bis auf den heutigen Tag noch Dogma und Gesetz, mit der Folge einer peinlichen Diskrepanz zwischen unserem tatsächlichen Handeln und Erleben im Gebirge und der »offiziellen« Ideologie bezuglich eben dieses Handelns und Erlebens. Wir sind seit jeher ausgemachte Heuchler, wir Bergsteiger des deutschsprachigen Raumes: Wir führen ein herrlich barbarisches Leben im Gebirg, aber wir glorifizieren es als eine Grotat von Geist und Kultur.

Die Geringschätzung des korpelichen Erlebens im offiziellen Glaubenskanon der Bergsteigerei wird durch das derzeit so populäre Psycho-Rotwelsch von »Ich-Erweiterung«, »authentischem Erleben«, »Ego-Trip«, »Grenzerleben« usw. nachhaltig zementiert. In ihrer Auswirkung sind diese scheinbar supermodernen Vokabeln grundkonservativ: Sie suggerieren, unscharf wie sie sind, ein anspruchsvolles geistiges Streben und exzeptionelle seelische Leistungen, und in Wirklichkeit gehts doch wesentlich und ganz einfach um das Zuruckfinden in den Körper und das vollbewute Auskosten elementarer, tiefer Wohlgefühle. Es geht schlicht um den Barenhunger, den wohligen Rulpsen, um den Murmeltierschlaf und das Gefühl, Bäume ausreien zu können. Das ist meines Erachtens der entscheidende und jedem Bergfreund gleichermaen zugängliche Beitrag des Bergsteigens zum Punkt »Selbsterfahrung«, und das lat sich in unserem vertrauten Deutsch ganz tadellos ausdrücken. (Die angesprochenen Psychobegriffe haben ibrigens, auch Messner wei das, mit wissenschaftlicher Psychologie nichts zu tun.)

Die einfachen sinnlichen Freuden des Bergsteigers so hervorzuheben und zu rühmen, wie es im vorausgehenden Kapitel getan wurde, das ist in der Alpinliteratur (bisher) nicht ublich. Doch sind die geschilderten Freuden nach meiner, aus einer langen Bergsteigerpraxis hervorgewachsenen iberzeugung wirklich des allerhöchsten Lobpreises wert. Das Problem besteht nun auch nicht so sehr darin, da die Alpinisten nicht um die kreatürlichen Genue des Bergsteigens wuten, sondern in unserem Unvermögen, diesen Aspekt des Selbsterlebens im Gebirge freimütig in seiner vollen, existentiellen Bedeutung anzuerkennen und zu achten. Unser Urteilen und Empfinden ist in dieser Hinsicht schwer belastet, ja geschädigt durch das herkommliche neuzeitlich-abendländische Persönlichkeitsbild, das in Schichten denkt und die kreatürlichen Erlebnisse der untersten Etage zuordnet, dem »gemeinen« Parterre des Korpelichen. Dieses Schichtenmodell ist, schroff gesagt, eine Barbarei frustrierter Philosophen, es hat bis auf den heutigen Tag herrliche, fundamentale Erfahrungen unseres Menschseins mit dem Odium des Niedrigen und Peinlichen vergiftet.

Angemessener und zugleich humaner ist ein Personlichkeitsmodell von konzentrisch einander umschlieenden Kreisen, wo dann die vitalen korpelichen Erfahrungen das Zentrum bilden, was ihrer tatsächlichen Bedeutung entspricht. Bemerkenswerterweise ist, wie schon erwähnt, ausgerechnet die Ideologie der so naturnahen Gilde der Alpinisten seit jeher ganz nachhaltig geprägt vom leibfeindlichen, bürgerlich-idealistischen Personlichkeitsverstandnis (weshalb ich darauf gefat bin, da dieser Aufsatz heftige Kritik hervorrufen wird).

III Defizite im Bereich »höherer« Erlebnisebenen
Das Bergsteigen gleicht nicht nur solche gesellschaftlich bedingte Erlebnisdefizite aus, die dem Bereich der korpelichen Grunderfahrungen angehören. Es verhilft uns auch zur Wiederbegegnung mit einigen »höheren« Erfahrungsbereichen, die in unserer gegenwärtigen gesellschaftlichen Alltagswirklichkeit fehlen oder zu kurz kommen. Diesem Beitrag des Alpinismus zum Punkt Selbsterleben – Selbsterweiterung wollen wir uns im folgenden zuwenden. Es soll untersucht werden, was das Bergsteigen heutzutage zu den Erfahrungsfeldern »soziale Kontakte«, »Leistungserleben« und »Selbstbestätigung durch besonderes Können« beizusteuern vermag.

IIIa »Bergkameradschaft«

Bergkameradschaft – dieses Wort zaubert einen glücklichen Glanz in die Augen des Bergfreundes. In vielen Liedern wird sie besungen, die Verbundenheit der Menschen am Berg, in fast allen Bergbüchern liest man ihr Lob. Insbesondere die Verbundenheit der Seilpartner brachte die Bergsteiger schon immer zum Schwärmen. Über sie schreibt Gaston Rebuffat: »So bleiben auch die Schönheit der Berge, die Freiheit der großen Räume, die herben Freuden des Kletterns klein und ärmlich ohne die Seilkameradschaft.« Und noch pointierter: »Die Anstrengung und die Freundschaft mit den Seilgefährten sind die Grundpfeiler unseres Sports.«

Der Nichtalpinist fragt sich angesichts eines solchen Pathos unwillkürlich: Steckt wirklich etwas besonderes hinter dieser vielbeschworenen Bergkameradschaft oder handelt es sich um leere Sentimentalitäten? Ich will hierauf sofort die Antwort geben: Die Verbundenheit der Menschen am Berg ist tatsächlich eine außergewöhnliche Art der Sozialbeziehung. Auf großer Tour, und insbesondere bei schweren Unternehmungen, erlangen sowohl die Beziehungen unter Freunden, wie auch diejenigen unter zuvor Fremden eine besondere, nicht alltägliche Qualität. Das Bergsteigen bringt auf dem Gebiet unseres Verhältnisses zum Mitmenschen Saiten zum Erklingen, die im gewöhnlichen Leben heute schweigen.

Welche Aspekte machen die sozialen Beziehungen unter Bergsteigern zu einer besonderen und als tiefbeglückend empfundenen Gesellungsform? Meiner Erkenntnis nach sind es die folgenden Faktoren:

Große Bergfahrten schenken uns in schönen Augenblicken das Gefühl, mit dem Partner zu einem einzigen Wesen verschmolzen zu sein. Wir erleben im gemeinsamen Ringen um den Gipfel bisweilen einen Zustand des Ineinander-Aufgehens, der im normalen Dasein nicht seinesgleichen hat. So schreibt etwa Peter Habeler über sein Verhältnis zu seinem berühmten Berggefährten Reinhold Messner: Sie hätten außerhalb ihrer Touren eine eher distanzierte Beziehung zueinander, sie seien keine Freunde im eigentlichen Sinn. »Am Berg«, bemerkt Habeler jedoch, »sind wir wie ein Mann. Wir denken wie mit einem Kopf und sind buchstäblich unzertrennlich.« So kommt es im Gebirge bisweilen zu einem elementaren Miteinanderverwachsen sein jenseits allen bewußten Wollens und Identifizierens.

Halten wir noch einmal fest: Beim Bergsteigen stellen sich gleichsam ganz von selbst Formen des Bezuges zum Mitmenschen ein, nach denen wir ein tiefes Bedürfnis in uns tragen, die aber mit den Funktionsgesetzen unserer Gesellschaft nicht vereinbar sind. Unsere Verbundenheit mit dem Bergkameraden ist ein direktes, selbstverständliches und vital notwendiges Aufeinanderbezogensein.

Das Denken und Wollen eines jeden wird von genau demselben Streben, dem gleichen Ziel beherrscht, nämlich bestimmte Routen und Gipfel zu meistern. Die Tourenkameraden sind rund um die Uhr, während aller Stationen des Tagesablaufs beisammen, alles tun und erleben sie gemeinsam. Das identische Streben und das ständige Zusammensein erzeugen eine weitgehende Einheit des Fühlens und Denkens. Es ergibt sich auf diese Weise ganz von selbst ein enges Zusammengehörigkeitsgefühl.

Auf großer Tour wirken alle in einer direkten und selbstevidenten Weise zusammen. Der Erfolg des gemeinsamen Tuns ist in jedem Augenblick sichtbar.

Beim Klettern insbesondere ist man ständig buchstäblich auf Leben und Tod aufeinander angewiesen. Man legt sein Leben ganz in die Hand des Bergleiters, im sicheren Wissen um den vollen und selbstlosen Einsatz des Kameraden. So ist man auf eine ganz existentielle und unmittelbare Weise miteinander verbunden.

Das intensive gemeinsame Erleben großer Bergfahrten gräbt sich tief und leuchtend ins Gedächtnis ein und vereint die Beteiligten auf immer als lebhaft und beglückend erinnerte gemeinsame Vergangenheit. Es stiftet Gemeinsamkeit und Zusammengehörigkeit weit über die Tat hinaus.

Trennende soziale Rollen und Statusfaktoren werden am Berg weitgehend hinfällig. Der einzelne gilt vor allem anderen durch seinen Charakter und seinen Beitrag zur gemeinsamen Sache.

Alle die oben aufgeführten strukturellen Merkmale der sozialen Beziehungen unter Bergsteigern haben zweierlei gemeinsam: Einmal stehen die »alpinen« Sozialbeziehungen in den dargestellten Punkten in einem polaren Gegensatz zu der Mehrzahl der Sozialkontakte des Alltagsdaseins in unserer Gesellschaft. Und zum anderen: Die genannten Strukturfaktoren laufen allesamt auf die Herausbildung einer tiefen, sich ganz von selbst ergebenden und direkt erlebten Verbundenheit unter den Beteiligten hinaus. Sie bilden

zusammen ein archaisches Interaktionsmuster, das den Kontakt- und Zugehörigkeitswünschen des Menschen unmittelbar genüge tut.

Wie verhält es sich mit den Sozialkontakten des Alltags?

Unsere Gesellschaft bringt auf der einen Seite die raffiniertesten technischen Hilfsmittel der Kommunikation hervor. Sie verhindert dabei aber gleichzeitig auf mannigfache Weise das Zustandekommen innerer Nähe zwischen ihren Mitgliedern:

Die sozialen Beziehungen des Alltags sind zum großen Teil hochformalisiert, vorab diejenigen der Arbeitswelt und des öffentlichen Bereiches. Wir begegnen uns hier nach starren, vorgegebenen Normen, die durch die sozialen Rollen gesetzt sind, die wir jeweils einnehmen. Unsere persönlichen Wünsche und Merkmale kommen kaum zur Geltung.

Eine extreme funktionelle Differenzierung in allen Lebensbereichen zersplittert die Erfahrungshorizonte und schmälert dadurch die Plattform existentieller Gemeinsamkeiten, es weiß keiner vom anderen mehr so richtig, was er tut, wie er fühlt.

Ein dichtes Raster formalisierter wie informeller Rangunterschiede verhindert ein voraussetzungsloses persönliches Begegnen. Mit Ausnahme der östlichen Planwirtschaften gibt es keine reale Gesellschaftsform, die so zahlreiche und fein abgestufte soziale Status- und Machtebenen kennt, wie unsere moderne westliche Industriegesellschaft. Auch die Konkurrenz um Positionen baut Trennwände zwischen uns auf.

Die Maxime der Sachlichkeit, die für unser öffentliches Leben bestimmend ist, verhindert einen offenen Austausch der Gefühle undengt die Mitteilungsmöglichkeiten erheblich ein.

Die außerordentliche Funktionsdifferenzierung in unserer Gesellschaft bringt es mit sich, daß wir allesamt in einem hohen Maße aufeinander angewiesen und voneinander abhängig sind. Die so geschaffene Verbundenheit ist jedoch von sehr abstrakter Art. Sie erfüllt sich wesentlich darin, daß wir, jeder für sich allein, einen atomisierten Beitrag zum Funktionieren des Ganzen erbringen. Wir stehen mit den anderen Menschen oft nur durch das unpersönliche Resultat individualisierter Leistung in Beziehung. Wirtschaftlich und sozial sind wir total voneinander abhängig, innerlich aber sind wir gerade im Dienste an der funktionalen Vernetzung isoliert. Unsere Gesellschaft pro-

duziert de facto Einzelkämpfer, materiell bestens versorgte Funktionsspezialisten, die ihr äußeres Wohlergehen bezahlen mit dem hohen Preis der psychischen Vereinzelung.

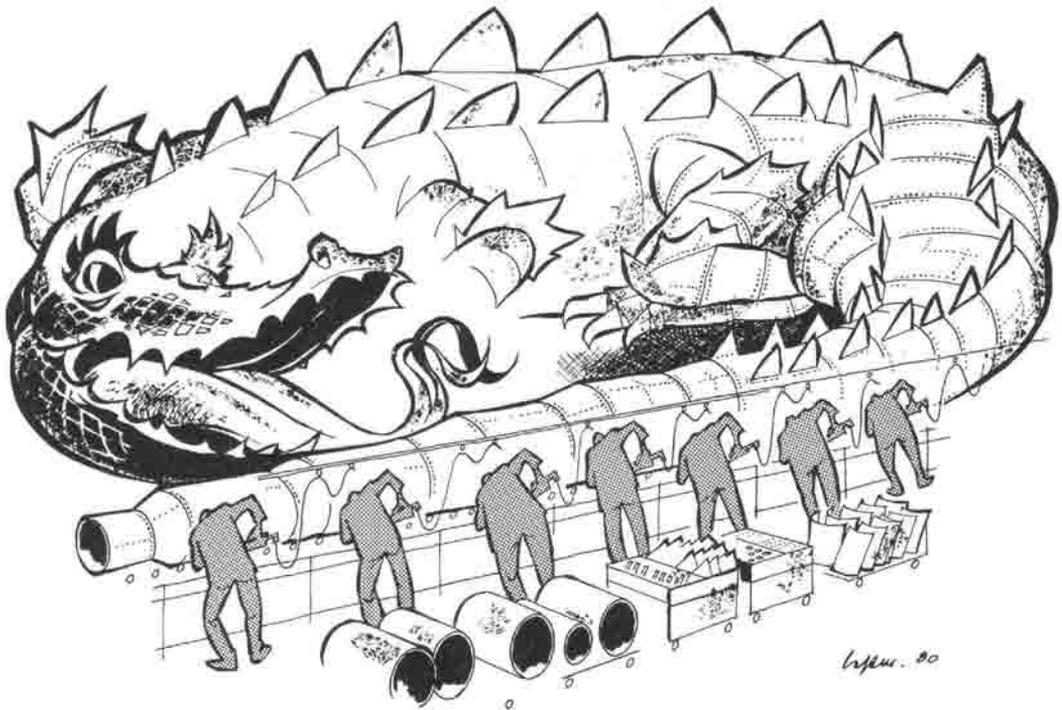
In einigen flüchtigen Strichen habe ich nunmehr den sozial-strukturellen Hintergrund skizziert, vor dem die sozialen Beziehungen im Gebirge zur tiefbefriedigenden, leuchtenden Enklave der menschlichen Nähe und Gemeinsamkeit werden. Die eben beschriebenen Isolierungstendenzen sind besonders mächtig im Bereich des Arbeitslebens, sie wirken jedoch bis in den privaten Raum der Familie hinein. Nicht einmal in der intensivsten menschlichen Gruppierung sind wir frei von der Zwangsjacke der sozialen Rollen, selbst hier wird Gemeinsamkeit und Nähe erschwert durch funktionale Segmentierung der Lebenswelten.

Das Bergsteigen in Gemeinschaft mit Gleichgesinnten bildet eine ebenso einfache wie wirkungsvolle Möglichkeit, die gesellschaftsspezifischen Tendenzen zur psychischen Isolierung zeitweise zu kompensieren. Es erfüllt damit weitgehend dieselbe Funktion, wie die in einer symptomatischen Weise florierenden Psychogruppen, deren Anziehungskraft schlichtweg darauf beruht, daß sie (für teures Geld) direkte Kommunikation und menschliche Nähe bieten.

IIIb Leistungserleben

Das Bergsteigen als Ausgleich von gesellschaftstypischen Defiziten existentiellen Erlebens – diese Formel gilt auch für den nunmehr zu besprechenden und in unserer Zeit persönlichkeitszentralen Bereich des Leistungsbewußtseins.

In unserem Leben und Denken nimmt die Arbeit, verstanden als das Insgesamt unserer Bemühungen zur Erzeugung materiellen Wohlstands, eine beherrschende Stellung ein. (Was übrigens keineswegs so natürlich ist, wie es uns aufgrund unserer anerzogenen Einstellungen erscheint!) Der ehrliche Anspruch, dem unser Arbeiten unterliegt, ist der Imperativ der Effizienz, der Leistung. Wir Menschen der westlichen Hemisphäre haben es infolge unserer spezifischen Arbeitseinstellung in ökonomischer Hinsicht auch tatsächlich ungeheuer weit gebracht: Auf die einzelne Arbeitskraft bezogen produziert unsere Wirtschaft das zehnfache dessen, was zu Beginn des vorigen Jahrhunderts ein Erwerbstätiger erwirtschaften konnte. Unser durchschnittlicher persönlicher Besitz verhält sich zu dem unserer weniger produktiven Vorfahren des beginnenden 18. Jahrhunderts etwa so, wie der Besitzstand eines mittleren Indu-



»Abends ist der Bandarbeiter todmüde und verbraucht von der Monotonie eines ständig gleichen Handgriffs an einem Gegenstand, dessen Zweck er oft nicht einmal kennt«.
 Zeichnung: S. Lassmann

striebosses zu dem eines einfachen Arbeiters. Die Effizienz der Arbeit, die bis vor 150 Jahren nur in ganz gemächlichem Tempo zunahm, steigt seitdem in einer fortwährend steiler werdenden Kurve an.

Während so die Menge der Güter und Dienstleistungen, die wir als Kollektiv hervorbringen, in einem Ausmaß zugenommen hat, das in der Menschheitsgeschichte einzigartig ist, wird vom einzelnen her gesehen das Ergebnis des beruflichen Schaffens auf eine eigenartige Weise immer ungreifbarer und unattraktiver. Die Mehrzahl der Arbeitskräfte ist heutzutage in Schreibtisch- und »Kopfberufen« beschäftigt. Hier manifestiert sich das Resultat eines ermüdenden Arbeitstages vielfach nur in einigen Berichtbögen oder Zahlenkolonnen. Oft ist überhaupt kein unmittelbar sichtbares Arbeitsergebnis mehr vorhanden. So sehen all jene – inzwischen recht zahlreichen – Menschen, die an einem Computer oder an einem Kontrollpult sitzen, keinerlei materielle Konkretion ihrer oft außerordentlich intensiven und nervenschleißenden Tagesleistung. Im Produktionsbereich gehen zwar meist große Mengen oder Stückzahlen von Produkten durch die Hände des einzelnen Arbeiters, doch trägt hier der einzelne in der Regel nur noch eine ganz spezielle, winzige

Verrichtung zum Produktionsergebnis bei, diese allerdings in hundert- oder tausendfacher Wiederholung. Abends ist der Bandarbeiter todmüde und verbraucht von der Monotonie eines ständig gleichen Handgriffs an einem Gegenstand, dessen Zweck er oft nicht einmal kennt.

So kommen die meisten Erwerbstätigen Tag für Tag abgespannt von der Arbeit nach Hause, ohne etwas Sichtbares oder etwas abgeschlossenes Ganzes geschaffen zu haben. In unserem modernen Arbeitsleben stehen, aus dem Gesichtswinkel des Individuums betrachtet, der Arbeitseinsatz und die Sichtbarkeit des Ergebnisses in einem bedrückenden Mißverhältnis. Die hochgradige Differenzierung unserer Arbeitswelt und ihre strenge Leistungsnorm bringen es mit sich, daß der einzelne sich in atomisierten Tätigkeiten verausgabt, deren Beitrag zum Ganzen kaum mehr erkennbar ist. Zudem werden der Körper, der Verstand und die Sinne während des Arbeitsvorganges nur noch ganz speziell und einseitig beansprucht. Bei der Arbeit ist lediglich ein winziger Bruchteil unserer geistigen und körperlichen Möglichkeiten gefordert, dieser jedoch im Übermaß, der Rest verodet gewissermaßen. Die Sozialwissenschaft faßt diese ganzen Zusammenhänge in den Begriff der »Entfremdung«.

Das stolze und zufriedene Gefühl, am Abend auf ein rundes Tagwerk zurückblicken zu können, das sich im buchstäblichen Sinne »sich lassen« kann, dieses Erlebnis, das für unsere Vorfahren noch alltäglich war, kennen heute die wenigsten Menschen aus ihrem Arbeitsleben. Nur einem kleinen Bruchteil der Erwerbstätigen ist es noch als der Regelfall vergönnt, abends einzuschlafen im Bewußtsein einer Arbeitsleistung, die ebenso konkret und handfest ist, wie die Müdigkeit am Ende des Arbeitstages.

Dieses direkte und wohltuende Leistungsgefühl müssen wir uns heute zumeist außerhalb des Alltags suchen, in frei gewählten Beschäftigungen, in »Hobbies«, wie wir es verniedlichend-abwertend nennen. Das »Hobby« des Bergsteigens nun ist in einem ganz besonderen Maße dazu angetan, ein unmittelbares und erhebendes Leistungsbewußtsein zu vermitteln:

Jede Anstrengung findet hier einen direkt sichtbaren Niederschlag in Gestalt erklimmter Gipfel oder in Form zurückgelegter Wegstrecken und Seillängen. Wir können es in jedem Moment klar überschauen, was wir geleistet haben.

Großer Einsatz führt in den Bergen unmittelbar zu einem erkennbar großen Ergebnis, hohes Können verwandelt sich im Moment in bestaunenswerte Leistung. Daraus erwächst uns ein naturhaft-herrliches Schaffens- und Machtempfinden. Die unverzügliche Rückkoppelung zwischen Aktion und Handlungserfolg beim Bergsteigen, insbesondere beim Klettern, setzt häufig einen lustbetonten Aufschaukelungsprozeß in Gang (der durch das Kampfmotiv, wie es an früherem Ort beschrieben wurde, zusätzlich noch verstärkt wird): Das Erleben eines stolzen alpinen Erfolges und das dazugehörige prometheische Größen- und Machtgefühl erzeugen einen Hunger nach ständig schwereren Aufgaben. »Immer steiler, immer schwieriger«, diese lapidaren Worte, mit denen Messner seine alpinistische Laufbahn kommentiert, gelten für nahezu alle Extremen. In Abschwächung treffen sie auch auf einen Großteil der gemäßigeren Bergsteiger zu. Die Leistungsanreize, die dem Bergsteigen innewohnen, sind auch zu großartig, zu verlockend: Das Geleistete ist unmittelbar und auf ewig sichtbar dokumentiert in Gestalt eines hohen Gipfels, einer steilen Wand oder eines kühnen Grates, und der Vorgang des Ersteigens selbst gewährt uns ein hochgemutes, ja zuweilen triumphales Gefühl von Stärke

und Macht. Bergsteigerische Leistungen sind eine »ganze«, eine buchstäblich »große« Sache. Im Vollzug ebenso wie im Rückblick vermitteln sie ein elementares Befriedigungserlebnis. Gibt es denn ein erhebenderes Leistungszugnis, als den abendlichen Rückblick auf einen stolzen Berg, den wir in hartem Ringen erobert haben? Im Alltag wohl kaum.

An dem elementaren Befriedigungserlebnis, das uns bergsteigerische »Leistungen« vermitteln, hat folgender Mechanismus großen Anteil: Daß wir einerseits den Widerstand der Materie und der Naturgewalten durch den ganzen Körper hindurch und mit allen Sinnen zu spüren bekommen, dabei aber gleichzeitig die Gewißheit haben, es mit diesen Belastungen voll aufnehmen zu können. Wenn die objektive, physisch-psychische Herausforderung durch die Bergnatur und das persönliche Leistungsvermögen im Gleichstand sind und schließlich noch ein Schuß Risiko hinzutritt, dann erreicht der Befriedigungswert alpiner Leistungen seinen Gipfel. Wichtig ist bei alledem, daß bergsteigerisches Leisten über den Körper und über die Sinne läuft, daß es unser ganzes kreatürliches Potential in Anspruch nimmt. Jede Fibrille unseres Körpers wirkt mit und schwingt mit. Daraus bezieht unsere alpine Leistungsfreude ihre existentielle Wucht.

IIIc Die Lust des Könnens

Beim anspruchsvolleren Alpinismus, beim Klettern also oder bei Fahrten im schwierigen Gelände kommt zu dem geschilderten Vergnügen an der klaren, harten Leistung noch das Hochgefühl des Könnens hinzu. Das Erleben souveränen Könnens zählt für manchen Alpinisten zu den schönsten Gefühlen, die das Bergsteigen zu vermitteln vermag. So geriet beispielsweise der sonst so nüchterne Hermann Buhl jedesmal ins Schwärmen, wenn er auf die Empfindung des absoluten Könnens zu sprechen kam, die ihn auf extremen Kletterfahrten bisweilen in einen wahren Rausch der Glückseligkeit versetzte: »Vorsichtig schiebe ich mich unter den Überhang hinaus, ein Spiel mit dem Gleichgewicht. Ich strecke mich, taste darüber, während der Körper fast waagrecht nach rückwärts hängt, spüre ich einen Griff. Die zweite Hand langt nach. Wunderbar ist die Kletterei. Ich empfinde kein Grauen, nur maßlose Freude.« Aus diesen Sätzen spricht das unbändige Selbstgefühl dessen, der sich großen Schwierigkeiten souverän gewachsen sieht. Immer aufs neue artikuliert Buhl dieses fast ekstatische Erleben: »Ich winde,

schiebe und spreize mich immer weiter empor, Meter um Meter, wobei das freie Seilende mir wie ein treuer Begleiter stets hinterdrein folgt. Es gibt kaum etwas schöneres, als so frei von jedem Kletterwerkzeug, unbeschwert und leichten Fußes höher zu turnen . . . Nichts als natürliches, stillreines Gehen und technisches Können hilft hier weiter. Jauchzen könnte ich vor Freude.«

Das Aperçu des Schweizer Philosophen und Bergfreundes Joachim Schumacher »Ihr großen Bergsteiger liebt nicht so sehr die Berge, sondern eure Kunst und Ausdauer am Berge«, trifft ganz sicherlich für einen großen Teil der ambitionierten Berggänger zu. Die von Schumacher leicht ironisch thematisierte »Kunst am Berge« ist für jene, die ihrer mächtig sind, wirklich etwas so Faszinierendes und Berückendes, daß darob leicht alle anderen Reize des Gebirges vergessen werden können.

Eine jede gut beherrschte Fertigkeit erfüllt den, der sie besitzt, mit Selbstbewußtsein und Stolz. Für das extremere Bergsteigen nun gilt diese generelle Tatsache in einer ganz besonderen, gesteigerten Weise. Warum?

Beim Ringen um einen schweren Anstieg sind alle unsere Fähigkeiten und physischen Ressourcen aufs Äußerste gefordert: Der Leib, der Verstand, die Sinne, alles ist gleichzeitig in Aktion. Wenn alle Komponenten optimal zusammenwirken, dann kommt schließlich »Musik« ins Steigen, eine eigentümliche, schwerelose Beschwingtheit stellt sich ein, begleitet von einem unvergleichlichen Gefühl der Leichtigkeit und Leistungskraft. Souverän beherrschtes Steigen – das ist Kraftsport und schwereloser Tanz zugleich. In seinen besten Momenten hat ein virtuoser Kletterer das Empfinden, frei zu sein von aller Erdschwere. Er ist dann nur noch Rhythmus und Kraft. Lionel Terray, der große französische Bergsteiger, findet einprägsame Worte für dieses Gefühl: »Was wir beim Klettern so liebten, war das Gefühl, Herr über die Schwere zu sein, über dem Abgrund zu tanzen, senkrecht emporzulaufen. In diesen Momenten fühlt sich der Mensch wie der Flieger im Raum. Er ist kein erdgebundener Wurm mehr, sondern wird zur Gemse, fast zum Vogel.« Und an anderer Stelle, als er seine Begehung des Walkerpfeders schildert: »Unser Fortkommen gleicht mehr einem wohleinstudierten Ballett als einer schwierigen Kletterei.«

In Terrays Worten klingt es an, mit welcher etablierten Kunst das virtuose Klettern die meiste

Ähnlichkeit hat: Mit dem Tanz, und zwar mit dem Ausdruckstanz hoher Vollkommenheit.

Das Charakteristische des virtuosens Kletterns und des meisterhaften Tanzes besteht darin, daß der Mensch bei der Ausübung dieser »Künste« total mit Leib und Seele gefordert ist.

Sehen wir uns doch den Kletterer in Aktion einmal an! Der ganze Körper arbeitet und ist auf schnelle, geschmeidige Reaktion eingestellt. Arme, Beine, Finger, Füße, Atmung wirken in einem komplexen Ablauf zusammen und bringen ein scheinbar müheloses Höhersteigen hervor. Das Auge sucht flink nach sicheren Haltepunkten und nach dem besten Routenverlauf. Zugleich registriert es die zu erwartenden Schwierigkeiten und erfaßt im voraus die Beschaffenheit des Gesteins. Das Ohr horcht beständig auf eventuellen Steinfall und auf die Geräusche des Felsens beim Vorandrängen. Klingt er morsch? Singen die Haken beim prüfenden Anschlagen? Der Tastsinn der Hände und Füße erspürt die Rauigkeit und die Verlässlichkeit des Geländes. Der Gleichgewichtssinn, der beim anspruchsvollen Klettern eine ganz wesentliche Rolle spielt, sorgt in jedem Augenblick für die richtige Austarierung des Körperschwerpunktes. Der Verstand schließlich kombiniert und verwertet blitzschnell alle diese vielfältigen Sinnesdaten und setzt sie um in die richtige Bewegung, die geeignete Technik, die ideale Linie.

Der ganze Mensch ist beim gekonnten Klettern Rhythmus, Aktion und Hingabe.

Welche von den Fertigkeiten, die uns im Alltag normalerweise abverlangt werden, so ist nun zu fragen, sprechen in einer derart umfassenden Weise alle unsere körperlichen und intellektuellen Fähigkeiten an und bringen ein derart beschwingtes Hochgefühl hervor? Ich zumindest weiß in meiner Alltagserfahrung nichts Vergleichbares.

Auch hier, bei diesen ganzheitlichen Fertigkeiten, wie das gekonnte Bergsteigen eine darstellt, handelt es sich um großartige Erlebnispotentiale, für die innerhalb der Strukturen unserer Gesellschaft gewöhnlich kein Raum mehr ist, die nur noch in selbstgesuchten »Rückzugsbereichen« zur Entfaltung kommen.

III d Im Augenblick leben

Ist Ihnen, verehrter Leser, schon einmal aufgegangen, wie wenig Bewußtsein und Aufmerksamkeit wir im Alltag für den Augenblick, für die je konkrete Situation übrighaben? Wir leben mit unserem Bewußtsein oft mehr »in Gedanken« als in

der unmittelbaren Realität. Unser Kopf plant und spekuliert fast ständig voraus, oder die Gedanken hängen noch an der Vergangenheit. Häufig beschäftigt die nähere und die fernere Zukunft unsere Aufmerksamkeit mehr als die Gegenwart: Unternehme ich am Wochenende eine Bergtour oder besuche ich die Eltern? Welches Auto werde ich mir als nächstes anschaffen und wie finanziere ich es am besten? Wo führt die Urlaubsreise hin? Soll ich meinen Sohn fürs Gymnasium oder für die Realschule anmelden? Was machen wir, wenn der alte Onkel Karl sich nicht mehr selbst versorgen kann? Soll ich an dem Lehrgang zum Industriefachwirt teilnehmen? Erhöhe ich meinen Bausparvertrag?

Dutzende von Plänen und Sorgen, die alle in die Zukunft zielen, kreisen auf diese Weise täglich und stündlich in unserem Gehirn herum. So verfließen weite Zeiträume des Tages mit Räsonnieren. Das aktuelle Leben läuft dabei unbemerkt an uns vorbei. Selbst jene vergleichsweise seltenen Zeitabschnitte, in denen wir bewußt dem Augenblick zugewandt sind, werden vielfach durchkreuzt vom Denken an Kommendes und Zurückliegendes.

Dieses stete in-der-Zukunft-sein mit den Gedanken ist eine unabdingbare Notwendigkeit unserer Zeit. Sie ergibt sich aus der Kompliziertheit und der individuellen Gestaltbarkeit unserer materiellen und sozialen Lebensbedingungen.

Vor zwei Jahrhunderten noch konnten und brauchten sich die Menschen über die Ausgestaltung ihres Daseins kaum Gedanken zu machen. Denn einmal waren in bezug auf die Einrichtung des eigenen Lebens nur wenige objektive Wahlmöglichkeiten vorhanden. So konnte man noch nicht zwischen verschiedenen Bildungswegen wählen; anstelle der vielen hundert Berufe, die wir heute haben, gab es nur einige Dutzend; die wichtigsten Gerätschaften, die man fürs Leben brauchte, waren einheitlich und wurden nur einmal angeschafft; man war durch Besitz und Gesetz an den Geburtsort gebunden, und so fort.

Die geringe Zahl der faktisch vorhandenen Alternativen wurde in drastischer Weise noch weiter eingengt durch strikte und starre Gruppentraditionen. Die Gruppe, der man zugehörte, diktierte jedem Mitglied bis in die Einzelheiten, wie sein Verhalten in jeder denkbaren Situation und in jedem Lebensalter auszusehen hatte. Da war es müßig, sich Gedanken über die Gestaltung des eigenen Lebens zu machen. Der enge materielle und

normative Rahmen entthob einen dazumal der Notwendigkeit des ständigen Vorwegplanens der eigenen Zukunft.

Im Gegensatz zu diesen vorindustriellen Lebensverhältnissen verfügen wir heute über weitgehende individuelle Verhaltensfreiräume und es stehen uns bei der Ausübung dieser Freiheiten außerordentlich viele Alternativen materieller und geistiger Art zu Gebote. Diese Entwicklung stellt aus der Perspektive unseres stark individualistisch ausgerichteten westlichen Persönlichkeitsideals einen wertvollen Fortschritt dar, sie bedeutet jedoch für den einzelnen in Wahrheit oft genug auch eine Last: Da wir uns bei der Einrichtung unseres Daseins nur noch selten an absolut verbindliche und präzise Gruppentraditionen halten können, haben wir gar keine andere Wahl, als unser Leben selbst zu planen und uns zu überlegen, was für uns persönlich gut und richtig ist. Die Chance der individuellen Lebensgestaltung ist zugleich auch eine Aufgabe, die angesichts des schnellen Wandels der Lebensbedingungen und der unübersehbaren Vielfalt von Entscheidungsalternativen in unserer Zeit sehr schwer und bedrückend sein kann.

Die Lebensklarheit, die unsere Vorfahren uneingeschränkt aus den Traditionen des Kollektivs bezogen, muß sich heute jeder einzelne in »eigener Regie« erwerben. Diese individuelle Gewißheit ist stets bedroht und muß immer aufs neue wiederhergestellt werden, es ist eine wahre Sisyphusarbeit. Tradition muß heute durch »Denken« kompensiert werden. Wir sind zu einem ständigen In-die-Zukunft-Hineinblicken verurteilt.

So investieren wir nowendig einen großen Teil unseres Bewußtseins in das Vorausdenken. Für die Gegenwart, für das tatsächliche Leben, verbleibt nur noch ein mehr oder minder großer Rest an geistiger Zugewandtheit. Problematisch ist, daß wir auch in Zeiten, in denen wir ganz dem Augenblick zugetan sein möchten, nicht mehr das Gehirn »abschalten« können. Das Denken im Sinne eines geistigen Vorwegnehmens der Zukunft ist für uns heutige in einem hohen Maße zum Zwang geworden.

Unterschwellig, manchmal auch bewußt, ist uns diese zwanghafte innere Fixierung auf die Nicht-Gegenwart oftmals eine schwere Last.

Angesichts dieses Zwanges zum »Vorausleben« (R. Messner) gewinnt eine spezifische seelische Begleiterscheinung des Hochgebirgsalpinismus herausragende Bedeutung: Ich meine die Tatsa-

che, daß wir beim ambitionierten Bergsteigen das Denken (das Voraus-Denken) loswerden.

Erinnern Sie sich, verehrter Leser, bitte an irgendeine schöne, mehrtägige Tour, die Sie in der letzten Zeit unternommen haben. Wie war es da mit dem Sinnieren und den sorgenvollen Zukunftsgedanken? Wahrscheinlich konnten Sie die angenehme Erfahrung machen, daß nach zwei, drei Tagen das chronische Bohren und Rumoren der Gedanken abgeebbt ist. Auf großen Bergtouren gibt der Kopf recht bald Ruhe. Das Problemewälzen und Rasonnieren, diese ständige Begleitmusik des Alltagslebens, verstummt. Unsere Aufmerksamkeit wendet sich ungeteilt dem Konkreten und Naheliegenden zu. Wir erleben es als einen herrlichen Zuwachs an Lebendigkeit, wenn unser Bewußtsein aus der schemenhaften Welt der Zukunftserwägungen zurückströmt in die konkrete Gegenwart. Wie unter dem gebündelten Strahl eines Brennglases leuchtet dann unser unmittelbares Leben mit einem Male auf. Die einfache Welt des momentanen Daseins füllt nunmehr unser Denken völlig aus: Der Pfad, auf dem wir gehen, die Landschaft, die wir durchschreiten, das Wetter, das uns begleitet, der Gipfel, der vor uns steht – diese einfachen sinnlichen Eindrücke genügen unserem Kopf nun über viele Stunden hinweg voll und ganz. Steigend fragen wir kaum einmal über die nächste Stunde hinaus, der Augenblick ist unserem Kopf genug. Nach längerem Steigen stellt sich häufig gar ein Zustand ein, in dem das Denken völlig einschläft und wir nurmehr instinktmäßig gehen und reagieren. Von extremen Bergsteigern wird dieser Zustand der gedankenfrei intensiven Lebendigkeit besonders oft berichtet. Er stellt für uns moderne Menschen, in deren Kopf gewöhnlich die Gedanken rastlos herumschwirren wie die Bienen in ihrem Korb, eine wahre seelische Erlösung dar. Für jene Menschen, die über das gesellschaftstypische Maß hinaus unter der Last des Denkenmüssens leiden, was beispielweise bei einer unglücklichen Kindheitsbiographie häufig vorkommt, ist das Bergsteigen nicht selten ein Mittel, ständiger innerer Not zu entrinnen. Hier gilt die Formel: Wenn das Denken schweigt, schweigt auch das Leiden. Im Fall extremer Bergsteiger spielt dieses Motiv ziemlich häufig eine Rolle.

Halten wir fest: In den Bergen haben wir unsere gesamten Bewußtseinskräfte für den konkreten Augenblick zur Verfügung. Daraus entsteht uns ein potenziertes Realitätsempfinden, das groß-

tig ist angesichts der Flüchtigkeit, mit der wir sonst die Welt wahrnehmen.

Unser Gehirn arbeitet auf einer Bergtour fortwährend sehr intensiv, doch ist unser »Denken« im Gebirge, im Gegensatz zur abstrakten Gedankentätigkeit des Alltags ein instinktnaher und ganz und gar sinnes- und körperbezogener Intelligenzprozeß. In der lebensfeindlichen Wüstenlandschaft des Hochgebirges wird das blitzschnelle Koordinieren von Sinnesindrücken und Bewegungsvorgängen zur wichtigsten Leistung unseres Kopfes. Am Berg ist die »konkrete Intelligenz« gefordert, die vor allem die Stärke der wildlebenden Tiere ist. Wenn ich also sage, das Gebirge mache uns frei von der Bürde des Denkens, so heißt das keineswegs, daß dort droben unser Gehirn außer Kraft tritt. Es wird nur eine andere Art von »Denktätigkeit«, eine viel elementarere aktuell, die sich weitgehend außerhalb unseres Bewußtseins abspielt und die – dies ist im vorliegenden Zusammenhang das Entscheidende – als Wohltat und nicht als Last empfunden wird. Immer wieder münden die Überlegungen, die ich in diesem Aufsatz angestellt habe, in dieselbe grundlegende Erkenntnis ein: Das Bergsteigen ist für uns deswegen so schön, weil es unsere verkrüppelte animalische Existenz wieder zum vollen Leben erweckt. Unsere ursprünglichen, natürlichen Potentiale werden wieder mächtig und stark, und mit ihnen unsere Lebensfreude und Lebenskraft. Die Quellen unserer Lebenslust und Vitalenergie sitzen (von seltenen Ausnahmen abgesehen) nicht im Kopf. Nicht zuletzt dies lehrt uns die Freuden des Bergsteigens.

IV Schlußbetrachtung und Zusammenfassung

Zu den gängigen Angeboten des Freizeit- und Reisemarktes gehören seit einigen Jahren sogenannte »Wildnis-« oder »Überlebenstrainings«. Offenbar erfreuen sich diese Veranstaltungen eines guten, stetig wachsenden Zulaufs. Stark gefragt sind in der jüngsten Zeit auch Abenteuerfahrten und Trekkings in zivilisationsferne Erdregionen. Faktisch sind diese Reiseformen weitgehend dasselbe wie die »Überlebenstrainings«. Die Entwicklung, die in diesen kommerziellen Aktivitäten zum Ausdruck kommt, ist wahrhaft absurd: Da lassen sich Menschen freiwillig und gegen Entrichtung beträchtlicher Honorare in jene mühselige und bedrohte Daseinsform zurückversetzen, zu welcher unsere Urahnen aus der Zeit der Sammler und Jäger verurteilt waren. Je-

nes gnadenlos harte Existieren in der vollständigen Abhängigkeit von der Natur, aus dem sich die westliche Menschheit in jahrtausendlanger, zäher Zielstrebigkeit herausgearbeitet hat, wird nun mit einemmal als Vergnügen betrachtet! Ein ehernes Geschichtsgesetz wird spielerisch auf den Kopf gestellt.

Meines Erachtens sind die Motive, die den erwähnten spektakulären Aktionen der Rückführung des Homo sapiens in die freie Wildbahn regen Zustrom verschaffen, ziemlich identisch mit den Gründen, die hinter der massenhaften Ausbreitung des Alpinismus stehen. Die Überlebenstrainings speisen sich aus denselben sozialstrukturellen Sachverhalten, die ich als die globalen Triebkräfte des Bergsteigens dargestellt habe. Man kann das Bergsteigen als ein individuell veranstaltetes, persönlich abgestuftes und gebührenfreies Wildnistraining apostrophieren. Was Alpinisten und kommerzielle Wildniskonsumenten in derselben Weise suchen (und brauchen), das ist die Wiederbegegnung mit den uralten starken Gefühlen und Erfahrungen, die aus der unmittelbaren Konfrontation unserer körperlichen Existenz mit einer harten Natur hervorgehen.

So machen wir uns in einer bisweilen grotesk anmutenden Gegenbewegung zum historischen Prozeß unserer Domestizierung und Kultivierung auf die Suche nach jenen intensiven Daseins- und Lebensweisen, die auf dem Wege des zivilisatorischen Fortschritts verlorengegangen sind. Bergsteigend oder abenteuernd unter Anleitung eignen wir uns jene Aspekte der Existenzweise der Primitiven wieder an, die großartig sind und die in unserem Kulturleben fehlen. Es handelt sich dabei, wie beschrieben, um Regungen und Empfindungen im Umfeld der »animalischen« Mitte unserer Person. Hier liegen die Wurzeln auch unserer Lebensfreude und Lebensenergie, das wird uns Anbetern des »Geistes« und des Intellekts allmählich wieder klar.

Es geht bei dieser Hinwendung zu einem ursprünglichen Selbsterleben, wie es nur die kreatürliche Einbindung in eine harte Natur zu gewähren vermag, nicht um eine Flucht aus der Zivilisation, das muß man ganz genau sehen.

Wir, die wir bisweilen die »Rohkost« des rauen Naturlebens in den Einöden des Globus aufsuchen, tun dies nur selten im Gedanken an einen grundsätzlichen Wechsel der Lebensweise. Wir sind weder »Aussteiger« noch Zivilisationsflüchtlinge. Was wir in Wahrheit tun ist dies: Wir eignen

uns jene ursprünglichen und machtvollen Potentiale unserer kreatürlichen Existenz sporadisch und in geballter Form wieder an, die im heutigen Normalleben zum Schweigen verurteilt sind. Wir runden unser gewöhnliches Dasein ab, aber wir flüchten nicht. Das gelegentliche Hinausgehen aus der gesellschaftlichen Normalität stärkt uns für eben diese Alltagsexistenz. Insofern ist Bergsteigen, sind Abenteuerreisen sogar »funktionale« Verhaltensweisen, d. h. Verhaltensformen, die die bestehende Gesellschaftsstruktur stützen und festigen. Außerhalb unserer Gesellschaft holen wir uns gelegentlich das zurück, was wir in ihr entbehren. Das liegt ganz im Sinne unserer sozialen Strukturen, sie liefern sogar die Mittel zu diesem sporadischen »Aussteigen«. Die Mittel: Das sind vor allem Geld, Freizeit und Verkehrsmöglichkeiten.

Zusammenfassung:

Der Alpinismus in seiner gegenwärtigen Form als Massenbewegung läßt sich aus soziologischer Sichtweise interpretieren als eine Reaktion auf seelische Deprivationserscheinungen, die sich mit Zwangsläufigkeit aus der Struktur unserer Gesellschaft ergeben. Es handelt sich bei diesen Defiziten vor allem um Erlebnislücken auf der elementaren Ebene des Körpererlebens, daneben sind aber auch »höhere« Bereiche des Selbsterlebens, wie das Leistungserleben, die Freude am Können und die Sphäre der mitmenschlichen Beziehungen betroffen. Das Bergsteigen stellt eine unkomplizierte und gleichzeitig sehr wirksame Möglichkeit dar, die genannten, aus dem Alltagsleben verdrängten Aspekte des Selbsterlebens zu reaktivieren. Für uns Menschen der hochtechnisierten, leistungsorientierten Industriegesellschaft ist die Welt der Berge gleichsam ein Reservat elementarer Erlebnisweisen. Was wir auf diesem Gebiet im Alltag entbehren, gewährt uns das Gebirge in einer konzentrierten Form. In ihrer Gesamtheit stiften die vitalen Freuden des Bergsteigerdaseins ein Lebensgefühl, neben dessen Intensität und Fülle unser »normales« Leben wie eine blasser Schattenexistenz wirkt. Das Bergsteigen schenkt uns in diesem Sinn eine zweite Existenz. Ursprüngliches Leben, aus dem Alltag verbannt, wird uns hier wieder zuteil.

Anschrift des Verfassers:

*Dr. Ulrich Aufmuth, Thalkirchdorf 68,
D-8974 Oberstaufen-Thalkirchdorf.*

Eine Chance für zivilisationsgeschädigte Zeitgenossen, auch den Teil menschlicher Anlagen – in einer »zweiten Existenz« – auszuleben, die im Alltag verkümmern, sieht Dr. Ulrich Aufmuth im Bergsteigen.

Christine Schemmann schildert im folgenden Beitrag das Bergsteigerleben berühmter Wissenschaftler, deren Entdeckungen zum Teil Geschichte gemacht haben.

Und es scheint so, als hätten diese Geistesgrößen ganz instinktiv die Chance gewittert, die ihnen das Bergsteigen bot: für eine ganzheitlich abgerundete, nicht einseitig überzüchtete Existenz.

Bild rechts: Zum Beispiel Atomprofessor und Nobelpreisträger Otto Hahn (links); gemeinsam mit Bruder Heiner (Mitte) nahm er 1930 die schönsten Gipfel der Berner Alpen mit: Finsteraarhorn, Jungfrau und Mönch (unser Foto).

Im gleichen Jahr wurde er Mitglied der internationalen Atomgewichtskommission in Paris.

Foto: Archiv Dietrich Hahn



Die andere Seite ihres Lebens:

Forscher von Tyndall bis Hahn und Wittig

CHRISTINE SCHEMMANN

Zuerst waren sie als Wissenschaftler da, um ihre Neugierde zu befriedigen. Später reizten sie Anregung, Erlebnis und Bewährung am Berg, möglichst in schwierigen Situationen: Gelehrte und Nobelpreisträger, von denen viele zu den Stützen unseres Vereins gehörten.

Nachdem sie Mutmaßungen, alles bisher Erfahrene und neue Ideen noch einmal durchgegangen waren, saßen sie schweigend und wie betäubt von Zweifeln und Zuversicht, von schicksalhaften Beklemmungen umfungen im Gasträum des Giomein-Hotels in Breuil zusammen: Der Ire John Tyndall und Johann Joseph Bennen, der ihn zwei Jahre zuvor, auch von Italien aus, bis an den großen Turm des Horns geführt hatte; so weit hatte es

bis dahin kein anderer gebracht. Damals war Edward Whymper – noch ohne konkurrierende Ambitionen – das erstmal in Zermatt und am Matterhorn aufgetaucht. In diesem Jahr, 1862, hatte der britische Illustrator, nach einer ersten Einübung vor zwölf Monaten, schon fünfmal sein Glück an der »schwarzen Sphinx von Zermatt« versucht. Vergebens.

Nun wollte Tyndall den zweiten Vorstoß wagen, wieder mit Bennen und – als Neuling in diesem bewährten Gespann – mit dem Führer Walter. Von den insgesamt vier auf den »Berg der Berge« fixierten Gebrüdern Carrel waren diesmal Jean Antoine und Cäsar dabei, als Träger.

Der 27. Juli brach an. Das Wetter war günstig. Die fünf Männer stiegen zum Col du Lion auf und weiter auf das Felsplateau bei 12 550 feet – also etwas über der Viertausendergrenze – wo sie neben einem von Whymper zurückgelassenen Zelt das viel kleinere von Tyndall aufbauten.

Im ersten Dämmer, klamm von der Nacht, stießen sie in Neuland vor. An einem Einschnitt im zerrissenen Gipfelgrat kamen sie nicht weiter. Auch der Ire war, an diesem Tag Ende Juli 1862, am Zermatter Horn gescheitert, am »Signal« (4241 m) – wie man diesen Punkt später auch nannte: am Pic Tyndall . . .

Wer war dieser Tyndall (1820–1893)? Sein Name steht in der Reihe all jener, die im britischen Alpi-

nismus »The Golden Age of Mountaineering«, die Goldenen Jahre des Bergsteigens in den fünfziger Jahren bis 1865, markieren, etwa Charles Hudson, die Brüder Mathews, Hinchliff, Leslie Stephan, Moore, Fox und Tuckett.

William Mathews, der zur ehrenhaften Runde der zwölf Gentlemen gehörte, die den Alpine Club am 22. Dezember 1857 gründeten, hatte Tyndall, der damals schon sechs Jahre in London lebte, zu dieser Versammlung eingeladen. Aber der Gelehrte zögerte. »Ich bitte das zu entschuldigen«, schrieb er unter dem 16. Dezember, also ein paar Tage vorher, »ganz einfach im Interesse meiner Studien, und ich hoffe, daß die wissenschaftliche Seite der alpinen Probleme durch dieses Arrangement nicht leiden wird . . .«

Immerhin machte er Änderungsvorschläge zum Statutenentwurf des Clubs mit Aufnahmebedingungen und Schwierigkeitsbewertungen, den Mathews ihm zur Begutachtung zuschickte, unter anderem mit dem Hinweis, daß »gewöhnlich die Höhe, und nicht der Gipfel ist, was zählt«.

1862 wählte man ihn zum Vicepräsidenten; er aber gab das Amt wenig später wieder ab. Fünf Jahre vor seinem Tod schließlich wurde er Ehrenmitglied des exklusiven Clubs und ist es in memoriam bis heute.

Und: Im Hundertjahrbuch der britischen Alpen wird dieser Mann als Beispiel dafür aufgeführt, daß zu seiner Zeit in den Westalpen mehr die Wissenschaften, und nicht Sport und Spaß dominierten.

Von John Tyndall wissen wenige mehr, als daß er einem Pic seinen Namen lieh und Physiker war. Erst anlässlich der Feiern zum 450jährigen Jubiläum der Marburger Philipps-Universität (1977) wurde die andere Seite seines Lebens bekannt, die des Studikers, der in Marburg in der gleichen Gasse wohnte, wie später Nobelpreisträger und Alpinist Otto Hahn seinerzeit bei Mutter Lesch für 80 Mark pro Semester mit Frühstück, nämlich im Dachgeschoß Ketzerbach 8, in einem Haus, das alle nationalen und internationalen Wetter bis heute überstand.

Von 1848 bis 1850 studierte der Ire Tyndall bei Robert Bunsen und promovierte, als Abschluß seines deutschen Intermezzos, in Mathematik.

Er gehörte nicht zu jenen besseren Herren, die mit wohlgefüllten Taschen zum Lernen oder zum Vergnügen den Kontinent bereisten: Sein Vater war Schuhmacher, Lederhändler und Polizist in Ballinbridge, und die 200 Pfund für den Marbur-

ger Aufenthalt hatte Tyndall als Eisenbahningenieur beim Vermessen von Schienentrassen in Mittelengland verdient.

Marburg war für ihn eine Stadt, »deren Reichtum in ihrem Geist liegt, nicht in der Schönheit ihrer Häuser« – wahrscheinlich eine Reminiszenz an das Haus in der Ketzerbach, dessen eisige Temperaturen auch Otto Hahn zeit seines Lebens in lebhafter Erinnerung behielt.

Von Marburg aus wanderte der Bunsen-Schüler erstmals in die Schweiz, über Koblenz und Basel bis zum Oberalp-Paß und wieder zurück. Eines der folgenreichsten Erlebnisse dieser Tour war die Besteigung des Rigi – sein erster Berg! Etwas später stand er auf Finsteraarhorn, Mönch, Jungfrau und Aletschhorn im Berner Oberland, und stieg führerlos auf die Dufourspitze am Monte Rosa. Höhepunkt seiner alpinen »Karriere« waren die Erstbesteigung des Weißhorns im Wallis (1861, mit Bennen und Wenger) und die erste Überschreitung des Matterhorns von Breuil nach Zermatt (1868 mit J. und D. Maquignaz).

Sicher hatte Tyndall, der seit 1851 als Professor der Naturphilosophie am Londoner Royal Institut lehrte, auch alpinistisches Vergnügen an seinen Unternehmungen in den Westalpen, und Ehrgeiz. Bestimmender Impuls war jedoch seine wissenschaftliche Neugierde, die ihn immer mehr zur Physik leitete. Als Physiker auch begründete er seinen Rang als Gelehrter. Drei Gebiete interessierten ihn: Magnetismus, Absorption und Streuung von infrarotem Licht, und die Bewegung der Gletscher. An Modellen versuchte er, über Gletscherfluß und Spaltenbildung Aufschluß zu bekommen; in der direkten Konfrontation vor Ort suchte er dann die Bestätigung seiner Theorien. Die Ergebnisse veröffentlichte er auch in deutscher Sprache; 1877 wurde ihm die Ehrendoktorwürde der Universität Tübingen verliehen. Im gleichen Jahr entdeckte Tyndall, daß Schimmelpilze Bakterien töten – ein Vorstoß in Neuland, auf dem 1928 Sir Alexander Fleming mit seinem Antibiotikum Penicillin fündig wurde.

Der Tod des Physikers war ein Verschen: John Tyndall verwechselte zwei Medikamente . . .

Er starb zwei Jahre, bevor Alfred Nobel – am 27. 11. 1895 – testamentarisch verfügte, sein Vermögen nach seinem Tod als Stiftung einzurichten, aus deren Zinsen jährlich fünf Preise zu vergeben seien. Sie sollten Entdeckerpersönlichkeiten zufallen, die »im verflorbenen Jahr der Menschheit den größten Nutzen geleistet haben,

ohne Rücksicht auf die Zugehörigkeit zu irgend-einer Nation«.

Marburg als Beispiel

Am 20. Dezember 1891, zwei Jahre vor Tyndalls spektakulärem Tod, saßen in Marburg an der Lahn, weihnachtlich gestimmt, ein paar Leute zusammen, die – wie lange schon andere bergferne aber deshalb nicht weniger begeisterte Alpinisten – einen Club zu gründen beschlossen, als Zweig des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Sie waren die 176. Sektion, und die Gründer meist Wissenschaftler.

Im ersten »Sectionsbericht« meldeten sie immerhin schon 53 Mitglieder. Die Hochschullehrer Fischer und Werner hielten über Jahre hinweg Vorstand, »Cassier«- und Schriftführerposten im Griff. Professor Kayser berichtete bereits über Aktivitäten in den Rocky Mountains (1893), und Kollege Kühl von der Hohen Tatra. 1896 übertraf ihn Amtsbruder Disse mit Schilderungen von Bergfahrten in Japan, was Professor Kasper veranlaßte, bei der nächsten Hauptversammlung seine Erinnerungen vom Ural – vom Kaukasus zum Kaspischen Meer – hervorzukramen.

Nachdem auch der Uni-Bibliotheksdirektor Mitglied geworden war, kam es 1899 zu einem Vertrag, wonach Aufbewahrung und Verwaltung der »Sectionsbibliothek« auf die »Königliche Universitätsbibliothek« übergang – Wissenschaft und Alpinismus Hand in Hand, ganz im Geiste des Weißhornbezwingers Tyndall!

Einer der Marburger, Mitglied Nummer 7 seit 1895, brachte der »Section« seltenen und frühen Ruhm: Der Geheime Medizinalrat Dr. Emil Behring (geb. 15. 3. 1854 in Hansdorf/Westpreußen, gest. 31. 3. 1917 in Marburg; Professor in Halle und 1895 bis 1916 in Marburg, Nobelpreis Medizin 1901 für die Entdeckung des Diphtherieserums und des Tetanusantitoxins, Gründer der Behringwerke, 1901 in den Adelsstand erhoben). Von ihm hat sich überliefert, daß er jeden Morgen um vier Uhr aufstand und zum Frühstück ein Steak aß. Von seinen Bergabenteuern wissen wir nichts; aber die Tetanusspritze hat er uns hinterlassen – wir verdanken sie also einem der unsrigen.

In jenen frühen Jahren versammelten die Sektionen meist Honoratioren und die »Creme« der Gesellschaft um sich. Sie waren eine Art Eliteschule des Kaiserreiches – so sehr, daß die Leipziger Illustrierte um die Jahrhundertwende eine Spalte mit »Alpinen Nachrichten« einführte, in der neben Bergfahrten, Expeditionsmitteilungen und Un-

glücksfällen sogar der Jahresabschlußbericht des Schweizer Alpen-Clubs veröffentlicht wurde (1905); und für die Titelseite wurden Zeichnungen und Aquarelle von Alpenmalern – so von E. T. Compton und Ernst Platz – angekauft.

Das Hessenstädtchen bildete mit dieser »Kategorie« von Bergsteigern keine Ausnahme. So war es fast überall in Orten mit Universitäten die Regel. Es sei denn, alte Herren und Studiker zogen vor, einen akademischen eigenen Bund aus der Taufe zu heben.

In den Archiven dieser Vereine schlummern als ungehobene Schätze seit Jahrzehnten alpinistisch und wissenschafts-historisch oft interessante Daten und Fakten von Menschen, die sich als Gelehrte hervorgetan haben. Dafür werden die hinlänglich bekannten »klassischen« Forscher – wie etwa Scheuchzer, Geßner, Haller und Saussure, immer wieder bemüht – wie parallel in der Literatur Guido Lammer, Oskar Erich Meyer und Leo Maduschka. Schade.

Dabei wäre es nicht nur im Interesse unseres Vereins, sondern auch über unsere Kreise hinaus sicher aufschlußreich, wieviele Bergsteiger-Wissenschaftler seit Bestehen der alpinen Vereinigungen ab Mitte des vorigen Jahrhunderts einen wesentlichen Beitrag zur Grundlagenforschung (Geologie, Glaziologie, Biologie, Botanik, Kartographie usf.) ganz allgemein geleistet haben. In diesem Rahmen könnte auch endlich nach »draußen« signalisiert werden, daß es oft diese Leute waren, die zu einem Zeitpunkt zum Schutz von Landschaft und Natur aufriefen, als es Begriffe wie Ökologie oder Biotope noch nicht gab, dafür aber den Anschein von Überfluß an allem in der Welt – an Ressourcen, würden wir heute sagen.

Aber bleiben wir bei den Marburgern, obwohl sicher auch in Leipzig, München, Wien und Heidelberg (Sektionsgründungen 1869), Hamburg (1875), Würzburg (1876), Jena (1882), Bonn (1884), Königsberg und Göttingen (1889) – um nur einige und auch solche von »drüben« herauszugreifen – reiche Historien-Beute zu machen wäre.

Die Hessen kamen Tyndall anlässlich einer Sektionsfahrt (1965) nach Irland auf die Spur, in Dublin. Bei den Jubiläumsfeiern ihrer Universität war man baß erstaunt, als die biographiekundigen Alpinisten einen dreigeteilten Vortrag über den vergessenen Marburger Bunsen-Studenten hielten (Dr. Barbara Rumpf, Prof. Dr. Horst-Dieter Försterling, Wolfgang Rumpf).

Professor Wittig und die Bergfreunde

Kein Wunder, daß die Marburger auch sofort Bescheid wußten, als der letzte deutsche Nobelpreisträger, Professor Dr. Georg Wittig, bekannt gegeben wurde (geb. 16. 6. 1897 in Berlin, lehrte an den Universitäten Freiburg, Tübingen und Heidelberg, emeritiert seit 1967, Nobelpreis Chemie 1979 für die »Wittig-Reaktion« und damit die Voraussetzung, wichtige Naturstoffe künstlich in großem Stil herzustellen, z. B. das Vitamin A). Er war vier Jahre lang ihr Mitglied.

Als Professor Wittig in Marburg zu den alpinen Hessen stieß, war er schon ein gestandener Mann, der bereits seinen Chemie-Doktor gebaut und mit einer Doktorin der Physik vor dem Standesbeamten gestanden hatte. Anders als manche Wissenschaftskollegen mit Hang zum Berggehen, die als ausgeprägte Individualisten häufig nur lockeren Kontakt zum Verein hielten (wie z. B. John Tyndall), waren die Wittigs nicht nur aktiv am Berg (Matterhorn, Montblanc, Guglia di Brenta). Auch bei den Bergfreunden ließen sie sich blicken, bei Hauptversammlungen etwa – nachweisbar 1931, dokumentiert durch Eintragungen in das Kassenbuch. Frau Dr. Wittig ordnete außerdem die Sektionsbibliothek – nachdem sich niemand anderes fand.

Kaum war des Professors späte Ehrung bekannt, rief bei den Marburgern der pensionierte Professor für organische Chemie, Dr. Carl Mahr, an und erinnerte die Sektionsfreunde an einen Aufsatz, den Kollege Wittig in jenen Jahren geschrieben hatte. »Der war sehr interessant«, meinte er. Auf Anfrage teilte der »jüngste« deutsche Nobelpreisträger Anfang dieses Jahres mit, »ich weiß leider nicht mehr, wann und wo mein Beitrag über gewisse Parallelen zwischen einer schwierigen Bergbesteigung und dem Wagnis eines Chemiestudiums erschienen ist. Ich habe auch den Text nicht mehr.«

Leider war darüber trotz fleißigen Suchens auch in der Praterinsel-Bibliothek nichts aufzufinden. Das Marburger Gastspiel der Wittigs endete 1932. Sie traten zu den Tübingern über und blieben dabei, auch während der Lehrtätigkeit des Professors in Heidelberg und Freiburg. Vor drei Jahren starb seine Frau. Dem Alpenverein hielt er die Treue, bis heute.

Professor Wittig ist inzwischen ein 83-jähriger alter Herr. Die Preisverleihung Anfang Dezember vergangenen Jahres hat ihn belebt. »Damit hatte ich gar nicht mehr gerechnet«, sagte er, als man ihm

letzten Herbst die Neuigkeit mitteilte. »Diese Entdeckung liegt ja schon 30 Jahre zurück!« Mit großer Bewegung nahm er aus der Hand des jungen schwedischen Königs Carl XVI Gustav die Auszeichnung entgegen. Er teilte den Preis mit dem Amerikaner Herbert C. Brown. Das waren für jeden der beiden 350 000 Schwedenkronen oder 165 000 deutsche Mark.

Ein respektloser Reporter fragte den Nobel-Gehyrten, was man in so hohem Alter mit soviel Geld noch anfangen könne. Die »Wittig-Reaktion« war bezeichnend! Er sagte: »Ihre Probleme möchte ich haben, junger Mann!«

Nicht nur Nobelpreisträger

Nicht alle Wissenschaftler, von denen wir hier erzählen wollen, wurden mit Ehren und dem Zins aus Nobels Vermögen ausgestattet. Oder in den erlauchten Kreis der Träger des Friedenspreises Pour le mérite aufgenommen, zum Beispiel Alfred Wegener, dessen Leben und Sterben unteilbar mit seinen Forschungen verknüpft war (geb. 1. 11. 1880 in Berlin, Vetter des Schauspielers Paul Wegener, Geophysiker und Meteorologe, 1919 Deutsche Sternwarte und Professor in Hamburg, ab 1924 Professor in Graz). Von seinen mehr auf bürgerliche Geltung und auf Behaglichkeit eingestellten Zeitgenossen wurde er unter die Sorte von Abenteurern eingereiht, die man diskutierte, deren Antriebe man jedoch nur in der Lust auf Sensationen vermutete.

Dabei ist der Geologe noch heute Vorbild gestandener und angehender Fachkollegen. Seine Theorie der Kontinentalverschiebung, die ihm zu Lebzeiten niemand richtig glauben wollte, erklärt die Vorgänge in der Erdkruste und die Entstehung der Alpen. Auf der Suche nach Beweisen für die von ihm entdeckten Zusammenhänge richtete er drei Grönlandexpeditionen aus. Die erste dauerte zwei Jahre, von 1906 bis 1908. Kurz vor dem ersten Weltkrieg war er schon wieder ein Jahr lang unterwegs, und von seiner letzten, 1929, kehrte er nicht mehr zurück: Seit 1930 gilt er als verschollen. Das war genau vor 50 Jahren, geboren wurde er vor hundert Jahren: Zeit auch für uns, im Rahmen des Jahrbuches 1980, seiner zu gedenken.

Nicht wenig Hochschulanfänger in Geologie und Geographie wurden durch Exkursionen und Feldarbeit im Gelände lebenslang zum Bergsteiger. Umgekehrt verschrieben sich Bergnarren häufig einer dieser Disziplinen. Zum Beispiel Professor Dr. Helmut Heuberger, der mit den Erstbestei-

gern Dr. Herbert Tichy, Sepp Jöchler und Psang Dawa Lama 1954 am Achttausender Cho Oyu war, wenn auch nicht in der Gipfelmannschaft, und der seit Jahren am Geographischen Institut der Universität München lehrt. Nach dieser Expedition veröffentlichte der Innsbrucker »Kultur-geographische Beobachtungen in Nepal«.

Viele der alpinen Wissenschaftspioniere, die untereinander, trotz aller ehrgeizigen Konkurrenz, in Freundschaft verbunden waren, zusammen kletterten oder wanderten, und im Winter gemeinsam auf Skihochtouren gingen, erscheinen zwar nicht in gängigen »Leitfäden durch die Naturforschung«. Sicher aber ist, daß sie (erstaunlich viele in der Nähe des Begründers des Atomzeitalters, Otto Hahn), in diesem faszinierenden, dem Laien leider meist unverständlichen Gehäuse der Forschung ihren Stellenwert hatten, als Glied in einer langen Kette. Möglicherweise mußten sie sogar viel mehr Charakterstärke in der Bescheidenheit aufbringen als ihre geehrten, brillierenden Kollegen in der Bewältigung weltweiter Bewunderung und vielfach auch des Neides.

Körper und Geist auslüften

Einige machte der Erfolg stumm. Der Physiker Max von Laue (geb. 9. 10. 1879 in Pfaffendorf/Koblenz, gest. 24. 4. 1960 in Berlin, Professor in Zürich, Frankfurt am Main und in Berlin, Nobelpreis Physik 1914 für die Entdeckung der Beugung von Röntgenstrahlen in Kristallen, dadurch Erkenntnisse über den Aufbau der Materie, d. h. erster Beweis, daß Atome wirklich existieren), ein Freund Otto Hahns im Berufsalltag sowie auf Ski und am Seil, schrieb nach dem Tode von Wilhelm Conrad Röntgen, Träger des ersten Nobelpreises Physik 1901 für die Entdeckung der nach ihm benannten Strahlung: »Nach meiner Auffassung hatte ihn der Eindruck seiner Entdeckung so überwältigt, daß er, der sie als Fünfzigjähriger machte, sich nie mehr davon erholte. Denn – das bedenken nur wenige – jede geistige Großtat belastet den, der sie vollbracht hat . . .« Belastung durch geistige Großtaten; Sind deshalb so viele Forscher in die Berge gegangen (wie auch Röntgen jahrzehntelang jeden Sommer in Pontresina), haben die Begegnung mit der Natur und Bewährung gesucht – so wie andere ihren Ausgleich in der Musik fanden?

Werner Heisenberg (geb. 5. 12. 1902 in Würzburg, gest. 1976 in München, Nobelpreis Physik 1932 für die Aufstellung der Quantenmechanik),

dessen Arbeitsgebiet die noch ungelösten Probleme der Atomstruktur waren, schrieb über seine »geistige Großtat«: »In Helgoland (wo er 1925 zur Auskurierung eines Heuschnupfens weilte, d. V.) war ein Augenblick, in dem es mir wie eine Erleuchtung kam, als ich sah, daß die Energie zeitlich konstant war. Es war ziemlich spät in der Nacht. Ich rechnete es mühsam aus, es stimmte. Da bin ich auf einen Felsen gestiegen und habe den Sonnenaufgang gesehen und war glücklich.«

Die Wissenschaftler der frühen Jahre haben in der Regel unter heute kaum vorstellbar beschränkten Bedingungen gewirkt. Rekonstruierte und einige ihrer historischen Arbeitsplätze zeigt das Deutsche Museum in München. Wie befreit mußten sie sich fühlen, wenn sie in den Ferien Körper und Geist auslüften konnten.

Der Bergsteiger Otto Hahn und sein Freundeskreis

Der heiterste alpine Gelehrtenkreis gruppierte sich um den »Atomspalter« Otto Hahn (geb. 8. 3. 1879 in Frankfurt/Main, gest. 18. 7. 1968 in Göttingen, 1901 Promotion in Marburg/Lahn, Studien in London und Montreal, Professor an der Universität Berlin und am Kaiser-Wilhelm-Institut für Chemie, das 1948 umbenannt wurde in Max-Planck-Institut für Förderung der Wissenschaften, dort erster Präsident bis 1960, Nobelpreis Chemie 1944 für seine Entdeckung der Spaltung schwerer Kerne).

Sektion: Frankfurt a. M.

Gültig für Herrn
Dr. Otto Hahn
 Berlin.



Sektions-Ausschuß:

Heisenberg *A. Maack*
 1. Präsident Kassier

Foto: Archiv Dietrich Hahn

Seinen ersten Höhengausflug unternahm Professor Hahn während zweier Chemie-Semester in München, 1898 stieg er auf die Zugspitze.

Die zweite Tour führte ihn, nun schon etabliert mit Forschungsauftrag an der Universität Berlin, aber bereit zu »alternativem Streß«, als Mitglied der Alpenvereinssektion seiner Heimatstadt Frankfurt seit 1907, begleitet von Bruder Heiner, immerhin schon auf die Wildspitze in den Öztaler Alpen.

Dann trat Jakob Meisenheimer in sein gerade erwecktes Bergsteigerleben, Chemiker und Professor an der Landwirtschaftlichen Hochschule München, später Tübingen, aktives Mitglied des Alpenvereins.

Sein erstes Abenteuer mit Meisenheimer – natürlich führerlos – endete 1908 mit einem fröhlichen Besäufnis auf der Konstanzer Hütte. »Wir feierten meine Rettung«, erinnerte sich Hahn später, »nachdem uns die Wirtin ihre Weinvorräte anvertraut hatte.«

Was war geschehen?

Die beiden hatten sich im Ferwall herumgetrieben. Zum Einstimmen beschloß man, den Pate-riol anzuvisieren. Doch lassen wir Otto Hahn selbst zu Worte kommen: »Das Wetter war schlecht und führte fast zu einer Katastrophe. Wir fanden nicht den richtigen Abstieg und waren wegen großer Verspätung nicht angeseilt. Da rutschte ich rückwärts aus und wäre unweigerlich einen tiefen Abhang hinuntergestürzt, wenn mich Meisenheimer nicht gerade an einer Hand festgehalten und auf den Bauch geworfen hätte. Als wir später die Konstanzer Hütte erreichten, beschlossen wir feierlich, bei schlechtem Wetter überhaupt keine, bei gutem nur noch sichere Touren zu machen . . .«

Nun ja, man kennt das ja: Nach einem Tag Ruhe, den sie brauchten, um ihren Schrecken zu verkraften, waren sie schon wieder unterwegs, und zwar »auf die an sich nicht schwierige Kuchenspitze«. »Aber«, beschrieb Hahn dieses Abenteuer, »wir verlieben uns wieder, und Meisenheimer konnte seiner Sektion einen neuen Aufstieg auf diesen Berg melden.«

Anscheinend reagierten die beiden wie trotzig Buben, denn trotz aller guten Vorsätze gerieten sie am Verstanklahorn in der Silvretta wieder in schlechtes Wetter und verirrteten sich abermals. »Den großen Litzener haben wir nicht mehr angegangen, und wer weiß, ob der Dauerregen, der unser Vorhaben vereitelt hat, nicht ein Wink des Schicksals war . . .«

Das waren die Jahre, in denen der Frankfurter Glasermeisterssohn die erste internationale Beachtung und Anerkennung als Wissenschaftler fand, selbst wenn vielen der Kollegen sein Spezialgebiet der Radioaktivität noch unheimlich und neu war:

1907 (Wildspitze): Entdeckung des Mesothoriums I und II und des Ioniums, Habilitation an der Universität Berlin und erste Begegnung mit Lise

Meitner, seinem physikalischen Zwilling über 30 Jahre hinweg.

1908 (Ferwall und Silvretta): Entdeckung des Actiniums C.

Die erste Bekanntschaft mit den Walliser Viertausendern fiel in das Jahr 1911. Mit Bruder Heiner, seinem treuesten Begleiter, stand er auf Matterhorn und Dent Blanche. Im gleichen Jahr wurde in Berlin die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften gegründet, die in Hahns Leben eine entscheidende Rolle spielen sollte . . .

Wieder ein Jahr später war das Montblancgebiet Ziel der Pläne beider Brüder. »Wir gingen den Montblanc von Courmayeur aus an, versuchten also die Traversierung«, heißt es in den Erinnerungen des berühmtesten und jüngsten von vier Hahn-Brüdern, der damals auch als Tenor im Berliner Akademikerkränzchen »Heiserer Fasan« aktiv war. »Bald aber trafen wir eine vom Berg herunterkommende Gruppe mit einem abgestürzten Toten, und das nahm uns den Mut, bei schlechtem Wetter die Spitze von Süden zu erreichen. Wir kehrten um. Über den Sankt Bernhard wanderten wir nach Chamonix zurück und probierten nun den Montblanc von Chamonix aus, aber auf einem etwas anderen Weg als dem normalen. Wieder zwang uns das Wetter zur Umkehr, und beim dritten Versuch gelang es uns nur, die Grands-Mulets-Hütte zu erreichen . . .«

Das war 1912. Otto Hahn wurde als wissenschaftliches Mitglied an das Kaiser-Wilhelm-Institut für Chemie in Berlin-Dahlem, das am 12. Oktober von Wilhelm II. eingeweiht wurde, berufen und bekam eine eigene Abteilung für Radioaktivität, zusammen mit Dr. Lise Meitner, die in den ersten Jahren ihrer Tätigkeit die Experimentiersäle der Universität nicht betreten durfte, weil Damen offiziell nicht aufgenommen wurden. Einzige Konzession: Aufenthalt in Hahns Labor – einer Holzwerkstatt, die er sich herrichten durfte.

Erst ein Jahr später, nun mit festen Bezügen ausgestattet, wagte der 34jährige den Sprung in die Ehe. Selbst in diesem Jahr konnte er die Berge nicht lassen. Er stieg auf die Schönfeldspitze im Steinernen Meer, diesmal zur Beruhigung seiner besorgten jungen Frau mit einem Führer. »Er hatte nur einen Arm. Sie war sehr ängstlich und äußerte dies meinem Freund Hilpert gegenüber so eindringlich, daß auch er das Schlimmste befürchtete . . .«

Frau Hahn arrangierte sich mit der Bergleidenschaft ihres Mannes und stieg mit ihm, 1927 am

1923 waren Max von Laue (zweiter von links) und Otto Hahn (rechts daneben) mit den Kollegen Bobek und Barkhausen auf der Blaueshütte, die damals der Hochländer Leipolt (rechts) gelegentlich in Schuß hielt. Ziel war der Hochkalter.

Freund Laue fehlte für die Rückfahrt eine Million Reichsmark, aber Otto Hahn konnte aus-
helfen.

Foto: Archiv Dietrich Hahn



Seil des Führers Robert Imseng, auch auf das Allalinhorn – für Hahn die zweite Begehung des Saas Fee-Hausberges.

Alpiner Erfahrungsaustausch mit Carl Zuckmayer

Später kam es mit Carl Zuckmayer, der sich 1958 in Saas Fee niedergelassen hatte, über diese Tour zu einer Korrespondenz. »Wir hatten einen Führer namens Robert Imseng«, schrieb Otto Hahn dem Autor des »Fröhlichen Weinberges« und des Nachkriegs-Erfolgsstückes »Des Teufels General«, »und freundeten uns mit ihm an ... Es würde uns Freude machen, wenn Sie etwas über den weiteren Lebensweg dieses von uns sehr geschätzten Führers erfahren könnten.«

Knapp drei Wochen später antwortete der Schriftsteller und Pour le mérite-Träger dem Atomprofessor (ebenfalls mit Pour le mérite): »Wie schön, daß Sie in Saas Fee die gleichen Touren gemacht haben wie ich. Das Allalinhorn gleich zweimal, beidesmal von der Britanniahütte aus, da das, mit der Wanddurchkletterung und dem Grat, die viel interessantere Aufstiegsroute ist. Ich weiß nichts Schöneres in der Welt als dieses morgendliche Aufbrechen um zwei oder drei Uhr früh von der Hütte, und die Lichter der ersten Dämmerung

und des Sonnenaufganges zwischen 3000 und 4000 Metern. Jetzt sehe ich diese Frühlichter oft aus einiger Entfernung, aber auch das ist herrlich. Der alte Robert Imseng lebt noch, er ist eines der ältesten und würdigsten Mitglieder der Gemeinde ...«

Carl Zuckmayer kam in Saas Fee als Zugereister zu besonderen Ehren: Die Bürger widmeten ihm einen Ehrenbürgerbrief, und die Bergführer machten ihn zum »Ehrenbergführer« – mit Urkunde! Sein Führer war der 1973 im Alter von 86 Jahren verstorbene Alfred Supersaxo, dessen »gemütliches Gehen« Zuckmayer schätzte, weiß Tochter Fridolina Supersaxo. Auf die Seiten 186 und 187 in Supersaxos Führerbuch schrieb der große Schriftsteller: »Im September 1947 – ich kann mich an die Daten nicht mehr genau erinnern – machte ich mit Alfred Supersaxo als Führer zuerst die Gletschertour von der Langen Fluh zur Britanniahütte und einige Tage später den Portjengrat. Im August 1948 machten wir zusammen die Traversierung von Britanniahütte zur Schwarzenbergalp und dann am 26. August, als Dreierseilschaft mit meiner Tochter Winnetou, das Allalinhorn über Britanniahütte. Alfred Supersaxo war ein wunderbarer Bergführer. Es ging von ihm ebensoviel Ruhe und Sicherheit aus wie Liebe zu

den Bergen und Gottvertrauen. Jedesmal war es eine Freude, mit ihm in der Stille der großen Bergwelt eine Rast zu machen und Gedanken auszutauschen. Aus dem guten Führer wurde ein guter Freund und ist es bis heute geblieben. Ich wünsche ihm noch weitere, ruhige und gesunde Altersjahre (Saas Fee, 8. Februar 1971).

Im vergangenen Sommer – sie saß gerade über den Korrekturfahnen ihres letzten Buches »Genies sind im Lehrplan nicht vorgesehen« – erzählte Alice Herdan-Zuckmayer von der persönlichen Begegnung der korrespondierenden Berühmtheiten: »Wir haben mit Professor Hahn anlässlich des 70. Geburtstages von Heinz Hilpert in Göttingen ein köstliches Fest erlebt, das noch um so schöner wurde, weil es keine Riesentafel, sondern Einzeltische gab, wo wir mit Otto Hahn nur zu viert einen Tisch hatten. Unvergeßlich ist mir, daß er sich ungefähr um drei Uhr nach dem Essen von uns verabschiedete mit den Worten: Ich muß ins Geschäft, und das in einem Ton, als ob er Kravatten verkaufen würde . . .«

Lotteriespiele

Mit Max von Laue durchstöberte der Atomforscher das Dachsteingebiet, Höhepunkte waren Dachstein und Bischofsmütze. Seine schwierigste Tour war nach eigenen Worten die Traversierung der Südlendzspitze über den bekannten Nadelgrat von Saas Fee aus. Für 1922 notierte Otto Hahn Großglockner und Kitzsteinhorn, und 1923 war er wieder mit Max von Laue und einigen Mitarbeitern für acht Bergtage von Ramsau aus in den Berchtesgadener Alpen. Die Inflation machte alle Pläne zu einem Lotteriespiel, wie wir sehen werden. Eines ihrer Ziele war der Hochkalter, Stützpunkt sollte die Blaucishütte der Sektion Hochland sein.

Ein halbes Jahrhundert später erinnerte sich der gelegentliche Betreuer der alten und erste Wirt der neuen Hütte unter dem Blaucisgletscher (nach der totalen Zerstörung des ersten Hauses durch eine Lawine 1955 neu erbaut) an die beiden älteren der Herren aus Berlin. (Laues Nobelehrung lag damals schon neun Jahre zurück, die Hahns sollte 23 Jahre später folgen.)

»Abends fragten sie mich, ob ich weiß, warum der erste Gipfel Rotpalfen heißt«, weiß Raphael Hang sen. noch heute. »Ich zergliederte ihnen den Namen so: Rot heißt er, weil er oben auf dem Gipfel eine richtige rote Steinplatte mit etwa zehn Quadratmetern hat – und Palfen heißt ramsauerisch

Stein, also heißt der Gipfel hochdeutsch roter Stein. Wir haben uns dann über die besonderen Gesteinsarten und Schichten um den Hochkalter unterhalten, was mich besonders interessierte.«

»Am Ende dieser kurzen Reise«, notierte Hahn, »fehlte von Laue für seine Rückfahrkarte eine Million Reichsmark. Ich konnte sie ihm leihen. In den Jahren, als es in Deutschland wieder gutes Geld gab, erinnerte ich ihn öfter daran, daß er mir noch eine Million schuldig sei. Schließlich überreichte er mir einen 50-Milliarden-Schein und sagte, das sei Zins und Zinseszins . . .«

Raphael Hang war damals ein junger Bursche. In diesem Jahr wird er 75 Jahre alt. Sein Sohn, auch ein Raphael, löste ihn in der Hüttenwirtschaft 1973 ab.

Als 1930 die Internationale Atomgewichtskommission gegründet und Professor Hahn Mitglied wurde, stand er sommers im Berner Oberland auf Mönch, Finsteraarhorn und Jungfrau.

1937, ein Jahr vor der Zerplatzung des Urans und Thoriums, als die emigrierte Jüdin Lise Meitner sich im schwedischen Exil zurechtzufinden suchte, erholte er sich im Werdenfelser Land und stieg auch auf die Alpspitze.

Leider hat der in der ganzen Welt bekannte Nobelpreisträger aus Frankfurt, der von 1907 bis zu seinem Tod treues Mitglied seiner Heimat-Sektion blieb und stolz das jeweils fällige Ehrenzeichen, zuletzt das Goldene Edelweiß, an seiner Windbluse trug, kein Tourenbuch geführt. Aber da sind noch seine Fotoalben, die er mit der Sorgfalt eines Liebhabers klebte und beschriftete. Sie werden – wie der gesamte persönliche und wissenschaftliche Nachlaß – von seinem Enkel Dietrich Hahn gehütet. Er ist nach dem Tode beider Eltern (1960 nach einem Autounfall; Hanno Hahn war der einzige Sohn, hatte im letzten Krieg einen Arm verloren und lebte als Kunsthistoriker in Rom) der einzige Nachkomme des Atomwissenschaftlers.

Es ist ein bewegendes Erlebnis, die Alben dieses großen Mannes in der Hand zu halten, sie durchblättern zu dürfen. Im Angesicht seiner Bildererinnerungen fühlt man sich ihm lebendig verbunden, über die Jahre und seine Bedeutung hinweg. Besonders rührt eine Postkarte von der Tribulaunhütte mit Kreuzchen am Pflerscher Tribulaun, die er am 26. August 1928 seinem Buben schrieb: »Lieber Hanno, auf dem hohen Berg war gestern Dein Papa . . .« Im gleichen Jahr war er in den Dolomiten – an den Drei Zinnen.

Das »Schwingen mit Stemmbogen« fiel ihm »sehr schwer« (Otto Hahn, rechts). Trotzdem waren die Freunde Hahn und Laue auch mit »Schneeschuhen« unterwegs, hier 1926 in Davos.



Foto:
Archiv Dietrich Hahn

Der weiße Sport und Chemski

Otto Hahn stieg auch voll in den weißen Sport ein. »Ich machte allein schöne Fahrten, obgleich mir das Schwingen mit Stemmbogen sehr schwer fiel«, schilderte er seine ersten Versuche.

Und dann gab es noch CHEMSKI! Das war eine Gruppe unternehmungslustiger Wissenschaftler, hauptsächlich aus Berlin, aus Tübingen und München, die sich in den frühen Zwanziger Jahren zum Schneeschuhlaufen zusammentelefonten und überall auftauchten, wo auch interessante Hochtouren möglich waren.

Die Gründung geht auf Jakob Meisenheimer (gest. 1934) und seine Frau Elmiere zurück; der Name wurde aus Chemie und Ski zusammengewürfelt. Sinn der Sache: Raus aus den Labors, Gehirnzellen auslüften und frische Luft tanken! Wenn man die Namen der Beteiligten auseinanderdividiert, hat man eine honorige Galerie bedeutender Wissenschaftler zusammen.

Beständigster Brettlrutscher war Max von Laue, kein weltfremder Gelehrter, wie Freund Hahn

sich ausdrückte. Er fuhr früh und hingeeben Auto, und zwar so schnell und unerschrocken, daß seine Beifahrer sich oft fürchteten. Zu CHEMSKI gehörten weiter Professor Kurt Finck, Chemiker und Mitglied der Auergesellschaft, Professor Franz Knoop, physiologischer Chemiker aus Tübingen, Professor Ernst Schrödinger (geb. 12. 8. 1887 in Wien, gest. 4. 1. 1961, Nobelpreis Physik 1933 für die Entwicklung neuer, fruchtbarer Formen der Atomtheorie, Friedensklasse Pour le mérite 1957). Professor Rudolf Ladenburg machte mit, Chemiker aus Berlin und später Princeton-Universität USA, Professor Robert Schwarz (geb. 17. 12. 1887 in Berlin, gest. 13. 6. 1963 in Aachen, Chemiker), Professor Hans Heinrich Schlubach (geb. 9. 9. 1889 in Hamburg, Chemiker), und Professor Rudolf Pummerer (geb. 26. 6. 1882 in Wels/Österreich, Chemiker). Und noch ein Nobel-Geehrter gehörte dazu: Professor Heinrich Otto Wieland (geb. 4. 6. 1877 in Pforzheim, gest. 5. 8. 1957 in München, seit 1917 Ordinarius an der Münchner



Wenig Sonne am 9. März für CHEMSKI beim Anstieg zur Comperdell-Alp, Obladis.

Von links: Jakob Meisenheimer, Chemiker aus Tübingen; Kurt Fink, Chemiker bei Osram; Franz Knoop, physiologischer Chemiker aus Tübingen; Heinrich Wieland, Chemiker aus München, der im Dezember des gleichen Jahres mit dem Nobelpreis für Chemie geehrt wurde; stehend seine Tochter, die später Nobelpreisträger Fedor Lynen heiratete, und rechts, sitzend, Elmire Meisenheimer.

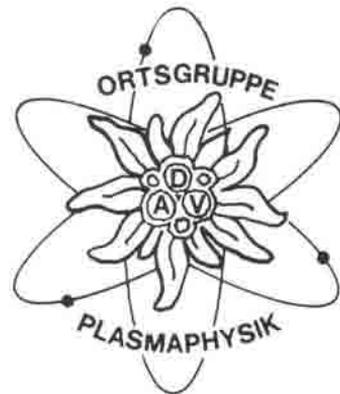
Foto: Archiv Dietrich Hahn.

Technischen Hochschule, im gleichen Jahr Nobelpreis Chemie für seine Erforschung der Gallensäure und analoger Substanzen). Die Tochter Wielands heiratete Professor Fedor Lynen (geb. 6. 4. 1911 in München, gest. 6. 8. 1979 in Starnberg, ab 1954 Direktor des Instituts für Zellchemie, des späteren Max-Planck-Instituts, 1964 Nobelpreis Medizin für Entdeckungen über Mechanismus und Regulation bei den Umsätzen von Cholesterin und Fettsäuren). Und eine Nichte von Otto Hahn ehelichte einen Lynen-Bruder. Diese Schicksalsfäden wurden möglicherweise bei CHEMSKI geknüpft . . . Fedor Lynen war seit einem Skiunfall in jungen Jahren körperlich behindert . . .

Genug der Aufzählung. Sie fiel nur deshalb so penibel aus, weil Leben und Forschen dieser Männer fasziniert: Jeder von ihnen hat einen Bruchteil von den Rätseln unserer Existenz gelöst, und trotzdem (oder gerade deshalb?) waren sie in den Bergen zu Hause . . .

Seit einigen Jahren gibt es zu CHEMSKI ein aktuelles Pendant. In den Spuren der alten Herren tummeln sich Physiker, die als »Ortsgruppe Plasmaphysik« bei der AV-Sektion Freising »immatrikuliert« sind. Ihr graphisches Aushängeschild ist eine gelungene Symbiose von Symbolen aus

Wissenschaft und Alpnatur. Die Garchinger Skiläufer und Bergsteiger lassen sich sogar ihre Post auf das Forschungsgelände des Max-Planck-Instituts schicken und haben es inzwischen auf knapp 200 Vollmitglieder gebracht, mit dem familiären Anhang fast 400 Beitragszahler! Gut zwei Drittel arbeiten wissenschaftlich. Der Freisinger »Ableger« setzt drei Skihochtourenführer und zwei Langlauf-Übungsleiter für seine Aktiven ein



der Sektion Freising

Graphik: Thomas Henningsen

und hatte sogar Teilnehmer bei der Everest-Expedition 1978, ganz abgesehen von zwei Peru-Expeditionen zum Lieblings-Weltberg der Gruppe, zum Alpamayo (6100 m).

Nicht zimperlich

Ernst Berninger bemerkte in seiner Hahn-Biographie: »Es war für einen Menschen von so intensiver Arbeitsweise selbstverständlich, daß er den Ausgleich während der Ferienzeit in einem Bereich suchte, in dem er ebenso intensiv die gesetzten Ziele verfolgen konnte und die ihm immer wieder das Erlebnis von Leistung und Erfolg in schwierigen Situationen brachten.«

Dabei war er nicht zimperlich. Wenn sich jemand aus der Begleitung übermäßig – und zeitraubend – für die Schönheit von Ausblicken und für Stimmungen begeisterte, konnte er barsch antreiben: »Weiter! Wir sind doch keine Naturfatzken!«

Professor Walther Gerlach, im Spätsommer 1979 verstorbener Wissenschaftshistoriker, langjähriger Ordinarius der Münchner Universität und mit Hahn, Laue, Heisenberg, Weizsäcker und anderen nach Kriegsende in Farmhall bei Cambridge von den Alliierten interniert, schrieb über die Zeit danach: »Die schweren Bergtouren hat Hahn nach dem Krieg aufgegeben. Während der 50er Jahre verbrachte er vier Wochen im Werdenfeller Land. Hier machten wir ausgedehnte Touren in den mittleren Gebirgslagen, unermüdlich sechs bis acht Stunden.«

Damals war Otto Hahn immerhin schon weit über 70 Jahre alt und hatte gerade, 1955, die »Mainauer Kundgebung« gegen den Mißbrauch der Kernenergie angeregt, die dann von 52 Nobelpreisträgern unterzeichnet wurde. Drei Jahre später richtete er eine Bittschrift an die Vereinten Nationen »Betreffend dringenden und sofortigen Abschlusses eines internationalen Abkommens zur Einstellung der Kernbombenversuche«.

Auch in den letzten Jahren seines langen Lebens war er jeden Sommer in den Bergen – in Rotach-Egern. Enkel Dietrich durfte mit ihm wandern. »Mein Großvater lief wie eine Maschine. Unterwegs wurde kein Wort gesprochen. Erst bei Rast und Brotzeit schwatzten wir nach Herzenslust. Dann holte er sein Pfeifchen aus dem Rucksack . . .«, der Enkel lachte und unterbrach seinen Redefluß: . . . wissen Sie, früher hatte er immer »Cocurchen«-Zigarillos dabei, die er auch deshalb schätzte, weil sie billig und auf der Schachtel lustige Herzchen waren. Abgesehen von seinen

Maßanzügen gönnte er sich wenig. Er lebte fast spartanisch, ja sparsam . . .«

Das Andenken

Seit einigen Monaten bewahrt das Alpine Museum in Innsbruck die Ausrüstung des Alpinisten Hahn auf, für die der Enkel keinen würdigeren Ort finden konnte: Die faltig gelaufenen Schuhe mit alten Eisenklammern an den Kanten und Spuren von unzähligen Besohlungen, seine vom Schneewasser steif gewordenen Segeltuch-Gamaschen, Skistöcke aus den goldenen Zwanzigern und den Rucksack.

Das wohl bedeutendste Mitglied des DuOeAV seit dessen Bestehen wurde mit Ehrungen überhäuft; Schulen, ein Cityzug und Förderungspreise tragen seinen Namen, auch Briefmarken – in der Bundesrepublik gleichwohl wie in der DDR. In ein Fünfmärkstück, das zuviel Silber enthielt und nun weniger »silbrig« neu geprägt wird, sind seine Lebensdaten geprägt; der erste deutsche Frachter mit Kernkraftantrieb (erbaut 1968 in Kiel) wurde auf seinen Namen getauft. Aber im gleichen Jahr, in dem die Welt sein Andenken feierte, beschloß man, das Atomschiff »Otto Hahn« abzuwracken. Nach 600 000 Seemeilen für die Wissenschaft war es passé. Der Kernreaktor und andere nukleare Bestandteile wurden Anfang 1980 ausgebaut; die Idee, den Rest zu einem Hahn-Museum umzufunktionieren, fand keine Mäzene.

Viele gaben dem Verein die Ehre

Es gibt überraschend viele große Männer der Wissenschaft, die unserem Verein die Ehre gaben. Einige Namen kennt man noch heute (auch von Straßenschildern!), andere wurden vergessen . . . Da ist zunächst Karl von Haushofer (geb. 28. 4. 1839, gest. 9. 1. 1895), Professor am Königlichen Polytechnikum München, der von Anfang eine wichtige Rolle im »Centrallausschuß« und in der Münchner Sektion spielte und sogar vier Jahre lang (1872–1876) die AV-Zeitschrift redigierte. Sein Bruder Max ist »lexikonreif« als Schriftsteller und Professor der Nationalökonomie (1840–1907, »Der moderne Sozialismus«, »Der ewige Jude«, »Planetenfeuer«). Er spitzte seine Feder auch für Vereinsveröffentlichungen. In jene Zeit zurück reichen die alpinen Unternehmungen Dr. Hans Buchners (1851–1902, Mitglied im »Centrallausschuß«), der Professor für Hygiene in München und später Nachfolger Max von Pettenkofers (1818–1901) an der Universität



Karl v. Haushofer, Professor am Königlichen Polytechnikum von München, hat u. a. vier Jahre lang die Alpenvereinszeitschrift redigiert und das Edelweiß als Alpenvereinsblem entworfen.

Foto: W. Bahn Müller nach einem zeitgenössischen Stich

war. Er interessiert uns darüber hinaus auch wegen seines »kleinen« Bruders Eduard: Professor Eduard Buchner (geb. 20. 5. 1860 in München, gest. 13. 8. 1917 im Feldlazarett Focsani/Rumänien, Professor in Tübingen und Berlin, Nobelpreis Chemie 1907 für seine biochemischen Forschungen über organische Farbstoffe und hydroaromatische Verbindungen).

Seine Jugend war nicht auf Rosen gebettet. Der Vater starb früh, Bruder Hans übernahm die Verantwortung für den Buben und führte ihn auch gleich in die Bergsteigerei ein. Die Sektionsberichte des älteren, damals noch Assistenzarzt, beschreiben gemeinsame Touren (auch neue) im Karwendel, am Hochkalter und im Stubai. Der jüngere, Eduard, setzte diese Tradition fort und meldete 1886, zum Beispiel, einen neuen Anstiegsversuch am Großen Teufelshorn in den Berchtesgadener Alpen und, ein paar Jahre später, einen neuen Abstieg vom Kitzsteinhorn. Während seiner Semesterferien hatte er sich seine Studiengelder in einer Konservenfabrik verdient und war so an sein Spezialgebiet, die Gärungsphysiologie, geraten. In München erzählten sich die

Studiker anerkennend, daß der Professor ein fabelhafter Sänger und Jäger sei und an die hundert Gipfel »gemacht« habe.

Er fiel im ersten Weltkrieg.

Auch Professor Hans Fischer (geb. 27. 7. 1881 in Höchst/Main, gest. 31. 3. 1945 in München, Professor in Innsbruck und Wien, Ordinarius für Chemie an der Technischen Hochschule München, Nobelpreis Chemie 1930 für seine Forschungen über die Konstitution von Hämin und Chlorophyll, besonders für seine Häminsynthese) suchte Ausgleich und Anregung in den Bergen, im Winter auf Ski, und im Sommer im Fels. Hochschullehrer wie die Brüder Buchner beeinflussten seine Akademiker-Generation. Er machte seinem Leben kurz vor dem Zusammenbruch des Tausendjährigen Reiches ein Ende, weil er – nach der Zerstörung seines Instituts durch Bomben – keinen Mut mehr hatte, weiterzumachen.

Inzwischen sind die Studenten jener traurigen Jahre selber Lehrer und Forscher, heute, in einer Zeit des stürmischen, wissenschaftlichen Fortschrittes.

Die Menschen haben sich verändert, ein wenig auch die Berge. Nur die Leidenschaft, sich an ihnen zu messen, sie immer weiter zu ergründen, hat alle Jahrzehnte seit den Goldenen Jahren des Bergsteigens überdauert.

Literatur:

Deutsche Nobelpreisträger, Heinz Moos Verlagsgesellschaft München 1968

Alpine Centenary 1857–1957; Alpine Club London 1957

Planet am Meer der Zeit, Heinz Haber ; dva 1976
Sterne, Gene und Mesonen, Ein Leitfaden durch die zeitgenössische Naturforschung, Josef Hausen; Carl Schünemann Verlag Bremen 1959

Mein Leben, Otto Hahn; Bruckmann-Verlag München 1968

Otto Hahn, Erlebnisse und Erkenntnisse, Herausgeber Dietrich Hahn; Econ Verlag Düsseldorf 1975

Otto Hahn, Begründer des Atomzeitalters, Herausgeber Dietrich Hahn; List Verlag München 1979

Bergsteiger 7/65, 8/79

Mitteilungen des DuOeAV 1883, 86, 89, 94, 95, 96, 98, 99, 1902

Zeitschriften des DuOeAV 1870, 71, 76, 81, 99

Anschrift der Verfasserin:

Christine Schemmann,

Hanfelderstr. 31 c, D-8130 Starnberg

Alpinismus international

Bedeutende Unternehmungen 1979

EINE ÜBERSICHT VON TONI HIEBELER

Seit 1972 bemüht sich die AV-Jahrbuch-Redaktion, die Unternehmungen der vom DAV und ÖAV unterstützten Expeditionen im Rahmen einer übersichtlichen Dokumentation für den breiten Leserkreis und nicht zuletzt auch für die Nachwelt festzuhalten. Wir waren uns stets darüber bewußt, daß damit nur ein bescheidener Teil des gesamten Bergsteigergeschehens behandelt worden war. Nun hat sich Ende 1979 der DAV entschlossen, ein INTERNATIONALES BERGARCHIV aufzubauen: alle bedeutenden Unternehmungen in den Gebirgen der Erde archivmäßig zu erfassen, zum Nutzen der Bergsteiger in aller Welt. Mit dem Aufbau des Archivs wurde Toni Hiebeler betraut. Von dieser Arbeit kann nun auch das AV-Jahrbuch profitieren: es ist vorgesehen, daß künftig in jedem Jahr eine umfassende Übersicht des internationalen Alpinismusgeschehens veröffentlicht wird. Für Interessenten, die bestimmte Unternehmungen fortführen oder bestimmte Gebiete weiter erschließen wollen, ist hier zugleich auch die erste Informationsgrundlage geschaffen, denn über jede von Toni Hiebeler erwähnte Expedition stehen im Internationalen Bergarchiv ausführlichere Informationsunterlagen zur Verfügung. Der DAV – und mit ihm auch die Jahrbuch-Redaktion – bittet alle alpinistischen Verbände, Vereine und Clubs sowie alle Bergsteiger, auch wenn sie nicht organisiert sind, zum Gelingen dieser Arbeit beizutragen: mit Informationsberichten über Expeditionen oder private Bergbesteigungen, über neue Bestimmungen, veränderte Verkehrsbedingungen – kurz über alles, was für Bergsteiger in den jeweiligen Gebieten als wissenswert erscheint. Das INTERNATIONALE BERGARCHIV soll nach Fertigstellung für jedermann als Informationsquelle zur Verfügung stehen. Adresse: INTERNATIONALES BERGARCHIV, Deutscher Alpenverein, Praterinsel 5, D-8000 München 22, Tel. 0 89/29 30 86, Telex: 5-22282.

Prof. Dr. Walter Welsch
Beauftragter des DAV für Auslandsbergfahrten

Alpinismus-Chronik – warum?

Es gibt Bergsteiger, die jeden Klettermeter buchhalterisch genau festhalten, als Erinnerung; und andere, für die nach der Tour alles »gelaufen« ist, denn starke Erlebnisse bleiben ihnen auch ohne Tourenbuch, sagen sie. Und die meisten Berge, vor allem die der Alpen, haben im zuständigen Führerwerk längst ihre eigene Randzahl, unter der alles Wissenswerte nachzulesen ist: Namen und Daten der Erstbesteigung oder -begangung; die ersten Alleingänger, Winterbegänger, die erste Frau, der erste Winteralleingänger.

Anders ist es in Berggebieten, deren Erschließungsstand heute dem der Alpen vor rund hundert Jahren entspricht. Da müssen sich Bergsteiger, die zu neuen Zielen aufbrechen, über bereits ausgeführte Expeditionen unterrichten, und das war bisher ein dornenreicher Weg. Unsere Chronik-Übersicht, zusammen mit dem Internationalen Bergarchiv, soll künftig die Vorbereitungsarbeit erleichtern. Natürlich kann es sich hier nur um einen bescheidenen Anfang handeln, der bestimmt noch viele Lücken aufweist, denn ich bin mit der Arbeit erst seit 1. Januar 1980 betraut und das Manuskript mußte bereits Ende Mai 1980 abgeschlossen werden. –

Die Reihenfolge der Berichterstattung entspricht dem Namen-Alphabet der Kontinente, deren Gebirge und Gruppen, sofern es über sie etwas zu berichten gibt, wiederum geografisch unterteilt sind. Der Berichtszeitraum erfaßt jeweils ein Kalenderjahr, hier das Jahr 1979.

Abkürzungen:

AS	Alpinismus
DAV-Mitt.	Mitteilungen des Deutschen Alpenverein
IBA	Internationales Bergarchiv
ÖAZ	Österreichische Alpenzeitung

AFRIKA

Die afrikanischen Berggebiete erhielten – vermutlich angesichts der politischen Spannungen – relativ wenig Besuch, und außerdem ist der Erschließungsstand in den attraktivsten Bereichen bereits ähnlich wie in den Alpen, sei es im Atlas-, Tibesti- oder Hoggar-Gebirge oder in der Bergwelt Ostafrikas. Die Berge Äthiopiens – unter ihnen einige Viertausender – sind durch die kriegerischen Auseinandersetzungen praktisch unerreichbar. Aus Kamerun (Mount Kamerun, 4070 m) sind in den letzten Jahren überhaupt keine bergsteigerischen Nachrichten bekannt geworden. In den Steilwänden der Drakensberge (Südafrika) wird seit Jahren Sportklettern gepflegt, wie es sich in den zwanziger Jahren vom Elbsandsteingebirge auf die Alpen und seit etwa 1970 von den Granitwänden des Yosemite Valley (Kalifornien) in fast alle Klettergebiete der Welt ausbreitete.

Mount Kenya, 5199 m

Allein an Afrikas zweithöchstem Berg – Batian 5199 m, Nelion, 5188 m – wurden einige außergewöhnliche Unternehmungen ausgeführt. An den bis zu 800 Meter hohen Wänden, Graten und Pfeilern der zehn vermessenen und namentlich bekannten Gipfelpunkte gibt es heute rund sechzig Anstiege der Schwierigkeitsbereiche IV bis VI, von denen die schwierigsten für eine Begehung gleich mehrere Tage in Anspruch nehmen. Auch Winterbergsteigen wird seit Jahren praktiziert. In der Saison 1978 – hier als Nachtrag erwähnt – waren besonders britische Bergsteiger erfolgreich: Die aktivsten waren Ian Howell und Iain Allan, die die zweite Begehung der Scott/Braithwaite-Route (VI) an der Nelion-Nordostwand ausführten und die dritte Winterbesteigung des Diamond-Couloirs (Chouinard/Covington-Headwall, VI) unternahmen. Ihr wichtigster Beitrag war die erste Begehung der »Eastern Groove Linie« (VI, A2) an der Nordostwand. Diese Route, die 17 Seillängen lang ist, bietet in erster Linie freie Kletterei, die elegante Rinne hinauf, die die Nelion-Nordostwand (links von Scott/Braithwaite) durchschneidet. Es soll sich um eine der schwierigsten Kenya-Routen handeln. Vom 4. bis zum 15. August 1979 war eine achtköpfige spanische Gruppe aus Madrid, unter ihnen der bekannte Luis Fraga, am Mt. Kenya tätig. Es glückten u. a. Batian, Diamond-Couloir (erste spanische Begehung) und Nordwand (Firmin-Führe); Nelion-Südwand (Mackinder-Pfeiler) bei

winterlichen Verhältnissen; Point-Dutton (4885 m), Nordwand und die Erstbegehung des etwa 400 Meter hohen Nordwestpfeilers, der im Josef-Glacier fußt. Künftige Kenya-Besucher werden gut daran tun, sich im Rahmen der Reisevorbereitungen über die grenzüberschreitenden Möglichkeiten nach Tanzania und Uganda gründlich zu informieren. – Kilimandscharo (5895 m) und Ruwenzori (5109 m), aber auch Mt. Kenya, Hoggar und Atlas – vor knapp zwanzig Jahren noch echte Expeditionsgebiete – werden heute von fast allen Trekking-Unternehmern als Ferienzeile für jedermann angeboten.

AMERIKA (Nord)

Alaska

Die meist schwicrigen, vergletscherten Berge Alaskas erwecken von Jahr zu Jahr mehr das Interesse der Bergsteiger in aller Welt.

Im Mount-McKinley-Nationalpark und Denali-National Monument wurden in der Saison 1979 die bedeutendsten Gipfelziele von 680 Bergsteigern erreicht. Den Hauptanteil hatten japanische (18) und deutsche (8) Bergsteigergruppen; ferner waren es Seilschaften oder Expeditionen aus Belgien, Irland, Korea, der Schweiz, Schweden, Mexiko, Großbritannien, Kanada, Frankreich und Island.

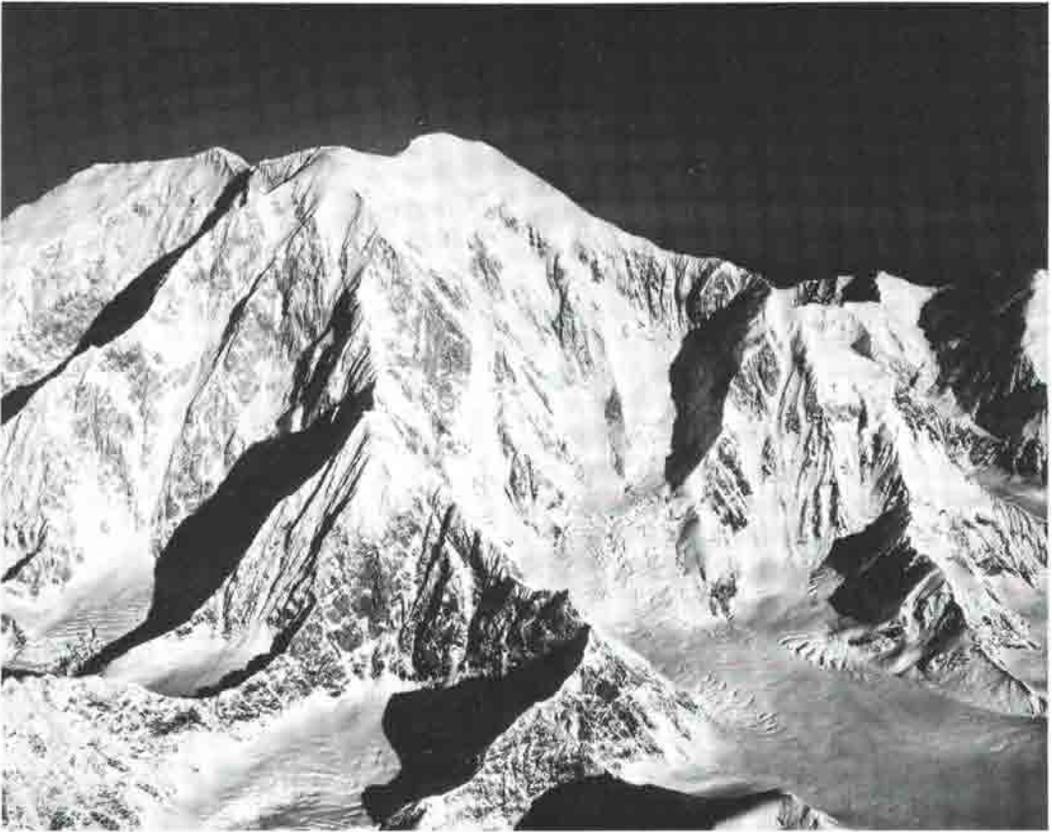
Die Unternehmungen waren durchschnittlich zu 60% von Erfolg gekrönt; 16 Bergsteiger waren in ernste Unfälle verwickelt, drei Alpinisten fanden am Mount Hunter (4443 m) und Mount McKinley (6193 m) den Tod.

Eine ungewöhnliche »Erstbesteigung« glückte im Mai einer Hundeführer-Gruppe aus Alaska: der Mount McKinley wurde über die West-Buttress-Route (Normalanstieg) erstmals mit Hunden bestiegen.

Auch in Alaskas Bergwelt wird der von Bergsteigern zurückgelassene Abfall von Jahr zu Jahr mehr zum Problem. Laut Nationalpark-Service vor allem deshalb, weil die meisten Bergsteigergruppen zu viel Proviant mitnehmen, den sie dann am Berg einfach zurücklassen. Einzelheiten über die wichtigsten Unternehmungen:

Mount Foraker, 5303 m

Die Amerikaner Roger Cowles, David Johnston und Brian Okonek führten im Februar die zweite Winterbesteigung des Mount Foraker auf einer neuen Route durch (Sultana-Route), neu inso-



Alaska: Mount Foraker von Südosten.

Foto: Bradford Washburn/Archiv Hiebeler

fern, weil die gesamte Route bisher noch nie in ihrer Gesamtlänge begangen wurde, obwohl alle Abschnitte schon begangen worden waren. Es wurden bereits acht Versuche durchgeführt, um die gesamte Route zu begehen. Die 12 km lange Führe beginnt an der Südostseite des Mount Crosson, führt weiter über den Gipfel des Crosson (3902 m), über P 3802, entlang eines 5 km langen Grates zum Nordostgrat des Foraker. Sie biwakierten in Schneehöhlen in 3350 m, 3430 m und 3750 m Höhe. Von den 22 Tagen war das Wetter nur an sieben vollen und vier halben Tagen zum Klettern geeignet. Im Juni wurde der ganze Grat erneut begangen, und zwar von Phil Erschler, Michael Semansky, Paul Slota, Mark Rowan und Glenn Kaplan.

Mount Huntington, 3730 m

Der außergewöhnlich schwierige Südgrat wurde Ende Mai von Jeff Thomas, Scott Woolums, David Jay und Jay Kerr erstmals begangen. Sie er-

reichten das obere Ende des Tokositna-Gletschers vom westlichen Ausläufer des Ruth-Gletschers aus. Nach Überwindung von zwei gefährlichen Eisbrüchen durchkletterten sie ein 600 Meter hohes Eiscouloir und eine Felsstufe, um 200 Meter unterhalb des Gipfels zu biwakieren. Das abschließende Eisfeld hatte ca. 70° Neigung.

Kichatna-Spire-Nordwestwand

Andy Embick und Jim Bridwell bezwangen die etwa 1000 Meter hohe Nordwestwand des Kichatna Spire (2738 m) in den Cathedral Spires, westlich des Mount McKinley. Er ist der höchste Gipfel der Gruppe und wurde bereits 1967 in einer dreiwöchigen Belagerung durch ein verstecktes Couloir bezwungen. Die folgenden sieben Versuche scheiterten. Die Route, die dieses Jahr begangen wurde, führt über eine fast überhängende Wand, über die eisiges Wasser rinnt (Bridwell kletterte in einem Kajak-Anzug); sie ist jedoch besser gegliedert als die meisten anderen

Wände. Embick und Bridwell entwickelten ein spezielles Zelt, das an Haken in der Luft hängt. Am fünften Tag überwandern sie ein Dach und wurden mit Droites-ähnlichem, dünnem Eis auf Felsplatten konfrontiert, und sie kletterten in 100-m-Abschnitten durch einen Irrgarten von kleinen Bächen hinauf, um den Gipfel zu erreichen.

Mount Salisbury South Peak, 3648 m

Der etwas höhere Salisbury-North (3709 m) – beide entragen der Fairweather Range im Südosten Alaskas – wurde am 17. Juni erstbestiegen. Ebenfalls im Juni bezwangen Dan Cauthorn, Peter Speer, Mike Friedmann, Ben Dobbins und Frnie Jones die steile Südgipfel-Nordwand. Sie überwandern zuerst den Nordwestgrat, der in die Nordwand mündet, wo sie biwakierten; am 20. Juni vollendeten sie die Nordwand-Durchsteigung.

Rocky Mountains

Kanada

Mount Brussels, 3161 m

Das ungewöhnlich kühn geformte Kalkmassiv (auch Brussels Peak, 10 370 ft) gehört zur Fryatt-Gruppe in den nördlichen Rockies und wurde im Juli 1948 von R. C. Garner, J. Lewis über den Nordostgrat (IV) erstmals bestiegen; die Westwand (V/A3) glückte im August 1964 A. Grau und J. S. Hudson.

Glenn Randall und Dane Waterman bezwangen am 16. und 17. August (1979) die Nordwand, die sich durch brüchigen Fels als sehr schwierig erwies. Weitere schwierige Neuanstiege wurden am Mount Geikie (3308 m, Fraser-Rampart-Gruppe) durch Georges Lowe und Dean Hannibal sowie am Mount Turret (3124 m) im gleichen Gebiet durch Chris Jones und Brock Wagstaff eröffnet.

USA

Yosemite

Jahr für Jahr werden in dieser Hochburg des Extremkletterns mehr schwierige Felsklettereien durchgeführt. Im Mai bezwangen Ray Jardine und Bill Price die Westwand-Route am El Capitan, die das erstmal 1967 mit vielen künstlichen Hilfsmitteln begangen wurde, in absolut freier Kletterei. Bei dieser ersten freien Begehung gab es drei Ab-

schnitte mit 5.11, was in der erweiterten UIAA-Skala Schwierigkeitsgrad VIII bedeutet! In der gleichen Woche führten Leonard Coync, Dennis Jackson und Doug Larrimer die erste freie Begehung der berühmten Half-Dome-Nordwestwand durch; fünf Abschnitte mit 5.11. Man sieht in den Yosemite-Granitwänden jedes Jahr aber auch vermehrt europäische Kletterer, und wir werden es erwarten können, bis auch in den Alpen Routen des VIII. Grades glücken.

Wind River Range

Rick Bradshaw und Jim Dockery eröffneten in der 600 Meter hohen Nordwand des Mount Hooker (Wyoming) eine neue, sehr schwierige Route. Sie hatten bereits früher erfolglose Versuche unternommen. Das Unternehmen dauerte drei Tage; am dritten Tag stießen sie auf die Route, die 1964 von Royal Robbins mit zwei Gefährten erstmals begangen worden war – die bis 1979 einzige Nordwand-Route.

AMERIKA (Süd)

Anden

Die Unternehmungen in der 7500 km langen Anden-Kette zwischen Venezuela und Feuerland – sie erstrecken sich immerhin über sieben Länder (Staaten) – sind, wie bisher auch, nur bruchstückweise erfassbar; die Informationsbereitschaft der Bergsteigerorganisationen in den Andenstaaten ließ immer schon zu wünschen übrig. Waren vor rund zehn Jahren noch fast ausschließlich Expeditionen in den Anden unterwegs, so sind es heute mehr und mehr Einzelseilschaften, die bemerkenswerte Leistungen vollbringen. Die Folge dieser Entwicklung ist, daß fast alle bedeutenden Gipfel bestiegen sind und das Hauptinteresse auf die Erschließung noch »freier« Wände, Grate und Pfeiler gerichtet ist. Auch Extremskifahrer haben mit einigen spektakulären Steilwandabfahrten von sich reden gemacht.

Allein die uns vorliegenden Expeditionsberichte über die Cordillera Blanca würden fast einen Jahrbuchband füllen, so daß hier wirklich nur eine kleine Übersicht vermittelt werden kann.

Cordillera Blanca

Dieser Andenteil (Peru) hat auch 1979 die meisten Bergsteigergruppen angezogen. Eine jugoslawische Expedition war im Juni sehr erfolgreich. Am 4. und 5. Juni wurde in der 800 Meter hohen



Anden: Alpamayo-Südostwand, jugoslawische Route 1979.

Foto: Franci Savenc/Archiv Hiebeler



Chopicalqui (6354 m) vom Huascaran-Süd. Neuanstieg über den Südwestgrat durch eine Expedition der Hochtourengruppe Salzburg des ÖAV.

Foto: Kurt Lapuch/Archiv Hiebeler

Alpamayo-Südostwand ein neuer Anstieg durch Tomo Cesen, Matjaz Dolenc, Peter Markic und Zarko Trušnovac eröffnet; 65 bis 70 Grad, teilweise 80 Grad.

Der Alpamayo-Nordgrat wurde am 5. Juni von Marija und Barbara Percic, Alberto Calupe, Joze Hobic, Luka Karnicar, Matej Kranjc und Marjan Rucigaj begangen. Beide Gruppen trafen am Gipfel zusammen, wonach gemeinsam ein neuer Abstieg über die Südwestflanke (500 m, 60 Grad) am 5. Juni begangen wurde. Am Kitaraju (6040 m, früher »etwa 6100 m«) wurden drei Besteigungen über die 800 Meter hohe und 60 Grad steile Nordwand ausgeführt. 6. Juni: Pavle Oman, Milan Rebula, Drago Segregur; 11. Juni: Callupe, Horvat, Karnicar, Kranjc, Rucigaj; 12. Juni: Tomo Cesen, Marija Percic.

Die Kitaraju-Nordwand wurde am 11. Juni von Luka Karnicar und Matej Kranjc sogar mit Ski befahren.

Am Alpamayo wurde auch noch die Südwestwand auf der italienischen Route am 7. Juni durch Pavle Oman, Milan Rebula und Drago Segregur begangen.

Eine Harvard-Mountaineering-Club-Expedition unter Peter Lehner durchstieg die hohe und sehr schwierige Westwand des **Huantsán** (6395 m) nördlich von Huaràs, aus dem Quebrada-Rajucolta-Tal aufsteigend. Wegen Gesundheitsproblemen und schlechten Wetters brauchten sie fast einen Monat; Anfang August erreichten Michael Lehner, Brinton Young und Karen Messer den Gipfel. – Vom 20. Juli bis 20. August waren die Spanier Josep Casanellas, Luis Gomez und Félix Miró (Barcelona) tätig; Am 25.–26. Juli glückte ihnen der Nevado Pisco (5752 m) über den Südwestgrat, am 31. der Nevado Chopicalqui (6400 m). Vom 3. bis 6. August wurde die erste spanische Begehung des 500 Meter hohen und bis zu 60 Grad steilen Couloir zwischen Nord- und Ostgipfel des Huandoy (6395 m) ausgeführt.

Am 12. August schließlich wurde der Huascarán (6768 m) über die Nordwestflanke bestiegen.

Ebenfalls erfolgreich war im Juni die sechsköpfige Expedition der Hochtouristengruppe Salzburg des ÖAV unter Kurt Lapuch, die im Huascarángebiet tätig war. Es glückten u. a. Tocclaraju (6034 m) und der schwierige Südwestgrat am Chopicalqui (6354 m). Höhepunkt war die Erstbegehung der etwa 800 Meter hohen Westwand am Hualcan (6125 m, Westgipfel 6104 m), deren Route mit der Großglockner-Pallavicinirinne ver-

glichen wird. Ausführliche Artikel von Kurt Lapuch: »Salzburger Nachrichten« vom 30. 6. und 3. 7. 1979.

Einem ungewöhnlichen Unternehmen widmete sich der französische Arzt und Höhenbergsteiger Nicolas Jaeger vom 27. Juli bis 27. Oktober: er verbrachte 60 Tage lang ohne Unterbrechung auf dem Südgipfel des Huascarán (6768 m, Nordgipfel 6655 m), um an sich selbst höhenmedizinische Studien zu betreiben; die Erfahrungen sind in seinem Buch »Carnets de solitude« auf 236 Seiten beschrieben (Editions Denoël, Paris 1979).

(Nicolas Jaeger ist im Vormonsoon 1980 als All-eingänger in der Südwand des Nuptse verschollen; Red.)

Cordillera Huayhuash

In diesem relativ kleinen, bergsteigerisch jedoch sehr interessanten Gebiet südöstlich der Cordillera Blanca operierte eine elfköpfige Expedition des Klub Wysokogórski Katowice (Polen) unter Jerzy Dudala. Schlechtes Wetter machte größere Pläne zunichte. Erstiegen wurden: Cerro Mexico (ca. 5000 m) über den Nordwestgrat (I-II); Boguslaw Berliński, Marcin Bujak, Marian Mol und Jacek Wiltosiński am 14. August; Kazimierz Malczyk, Eugeniusz Skurowski und Henryk Szymik am 15. August. Nevado Rasac (6017 m) über die Südostflanke (oben IV–V); Boguslaw Berliński, Jerzy Dudala, Jacek Wiltosiński, Adam Zyzak am 18. August.

Nevado Tsacra (5548 m) über die Nordostwand (II–III) dieselbe Seilschaft am 25. August.

Ungewöhnliche Unternehmungen glückten im Mai und Juni einer englisch-französischen Vierergruppe:

Tsacra Grande Oeste (5589 m), Überschreitung am 22. Mai durch Brian Hall, Nicolas Jaeger und Alan Rouse; Aufstieg über die 500 Meter hohe Nordwestwand (V), Abstieg über Südwestgrat und Südostflanke.

Tsacra Chico Norte (5513 m), am 27. Mai durch Philippe Charliat, Brian Hall, Nicolas Jaeger und Alan Rouse; Auf- und Abstieg über die 300 Meter hohe, nicht sehr schwierige Nordostflanke.

Rasac: Erste Überschreitung von Rasac Oeste (5700 m) und Rasac-Hauptgipfel (6040 m) am 28.–29. Mai durch Nicolas Jaeger im Alleingang. Der Aufstieg erfolgte durch die 500 Meter hohe Westwand (V), Abstieg in die Scharte zwischen West- und Hauptgipfel, Aufstieg durch die 500 Meter hohe Westwand (III), Abstieg über den Nordgrat.

Ninashanca (5637 m); Erste Begehung des 850

Meter hohen Ostpfeylers (V) am 3. und 4. Juni durch Brian Hall und Alan Rouse; Abstieg über die Nordostwand.

Yerupaja (6634 m): Drittbesteigung des Huayhuash-Hauptgipfels am 3. und 4. Juni auf der klassischen Route über die Westflanke durch Philippe Charliat, Nicolas Jaeger und den Peruaner Alfonso Solano Marales.

Cordillera Vilcabamba

Diese Gruppe befindet sich südlich der Cordillera Huayhuash und war im August das Ziel der Coburger-Andenfahrt des DAV unter Fritz Weidmann, besonders die Pumasillo-Gruppe, die bisher noch sehr wenig besucht worden war. Es wurden mehrere unbenannte und höchstwahrscheinlich unbestiegene Fünftausender erstiegen. Höhepunkt war die vermutliche Erstbegehung der Südwestwand des Lasunayoc (6090 m) am 18. August durch Fritz Weidmann, Günter Schweißhelm, Gunter Biederer und Thomas Ebert (siehe DAV-Mitt. 1/80; Informationsbericht mit Übersichtsskizze im IBA oder über Dr. Fritz Weidmann, Tirschenreuther Straße 28, 8000 München 90).

Cordillera Vilcanota

Diese Andengruppe – östlich der Vilcabamba – befindet sich in der nördlichen Südostecke Perus unweit der Grenze zu Bolivien, Hauptgipfel Ausangate (6336 m). Hier war im Juli die dreiköpfige Andenkundfahrt der DAV-Jungmannschaft der Sektion München unter Manfred Zink tätig; es wurden zwei Fünftausender erstiegen. Die gleiche Gruppe besuchte auch die Cordillera Real (Bolivien), wo fünf Fünftausender und der Huayna Potosí (6088 m) bestiegen werden konnten. Schließlich wurden auch noch die Cordillera Volcanica und Ecuador (Cotopaxi, 5897 m) besucht (Tourenbericht im IBA oder über Manfred Zink, Lindwurmstraße 30, 8000 München 2).

Cordillera Central

Eine ungewöhnlich interessante Kundfahrt unternahm im Juli–August vier Südtiroler unter Enzo Pontalti aus Bozen in die Lipez-Gruppe (22° Süd/66°08' West), deren hohe Fünftausender so gut wie unbekannt sind. Es konnten Cerro Lipez (6000 m?), Cerro Nuevo Mundo (6010 m?) und ein namenloser Fünftausender (ca. 5200 m) vermutlich erstmals bestiegen werden. Die Namen- und Höhenangaben der bolivianischen Militär-

karte 1:250 000 sind sehr ungenau und die von den Bergsteigern durchgeführten barometrischen Höhenmessungen ebenso unzuverlässig (wegen fehlender Vermessungspunkte konnten die drei benutzten Geräte lange vor den Besteigungen nicht mehr eingestellt werden). Enzo Pontalti meint jedoch, daß Cerro Nuevo Mundo etwas über 6000 Meter hoch sei und Cerro Lipez nur wenige Meter darunter liege. Die Anreise ins Gebiet erfolgte vom nördlich gelegenen La Paz in einem Pkw in vier Tagen. (Kurzer Informationsbericht mit Kartenkopien im IBA oder über Enzo Pontalti, Dalmatienstraße 19, I-39100 Bozen.)

Puna de Atacama

Außergewöhnlich erfolgreich war Ende 1978 bis Februar 1979 eine fünfköpfige deutsch-österreichische Gruppe unter Herbert Ziegenhardt, und zwar nicht nur im Bereich der Atacama-Sechstausender (Grenzgebiet Chile/Argentinien), sondern auch in der Mercedario-Gruppe (Argentinien). Es wurden fünf Sechstausender – u. a. Ojos del Salado (6885 m, erstmals über Nordwestgrat) und zwei Fünftausender bestiegen.

Die über das Unternehmen erschienene Broschüre (36 Kunstdruckseiten mit Abbildungen und Übersichtsskizzen) ist eine vorbildliche Informationsquelle (im IBA oder von Herbert Ziegenhardt, Mittenwalder Straße 15, 8113 Kochel am See).

Aconcagua

Der Süd-Sommer in den Anden Argentiniens wurde von argentinischen Zeitungen als »Jahr mit dem schlechtesten Wetter der letzten Jahre« bezeichnet. Dennoch glückte den Amerikanern Charles Blutworth, Matthew Andrews und Edward Connors die zweite Begehung der Messner-Route durch die berühmte 3000 Meter hohe Südwand des Aconcagua (6960 m), Amerikas höchstem Berg. Wegen schlechten Wetters und Erschöpfung kamen Andrews und Blutworth etwa 100 Meter unterhalb des Gipfels ums Leben. Connors schaffte es, trotz des starken Windes und seiner schweren Erfrierungen an den Füßen, auf der Normalroute abzusteigen.

Eine argentinische Expedition unter Mario Serano mußte ihren Südward-Versuch wegen ständig abgehender Lawinen aufgeben. Ebenfalls wegen zu großer Lawinengefahr scheiterte der Versuch der spanischen Seilschaft A. Vedo, M. A. Vidal und L. Fraga, in der Südward eine neue Route

zu eröffnen; man begnügte sich dann schließlich mit der Normalroute.

Die Aconcagua-Südwand war im Februar auch das Ziel einer Expedition von sieben österreichischen »Naturfreunde«-Bergführern unter Adolf Huber. Höhenkrankheit, Verletzungen und zuletzt ein Wettersturz brachten die Durchsteigung auf der bereits viermal begangenen Franzosen-Route (1954) in 5500 Meter Höhe zum Scheitern; die Österreicher hatten 600 Meter Fixseile in der Wand angebracht (ausführlicher Artikel von Adolf Huber in der ÖAZ, Folge 1427, S. 304). Die Aconcagua-Besteigungen im Rahmen von Trekking-Unternehmungen auf der leichten Normalroute sind nicht mehr registrierbar.

Patagonien

Fitz Roy, 3441 m

Der italienische Alleingänger Renato Cascotto bezwang nach tagelangem Einsatz und nach dem Anbringen von 100 Meter Fixseil am 19. Februar erstmals den 1800 Meter hohen Nordpfeiler (ausführlicher Bericht von Caserotto in AS 3/80, S. 22).

Vier französische Alpinisten – Guy Abert, Jean Fabre, Jean und Michel Afanassieff – durchstiegen im Winter 1979/80 erstmals die etwa 2000 Meter hohe Fitz-Roy-Nordwand. Die Gruppe versuchte die Besteigung weitgehend im klassischen Stil durchzuführen und den Gebrauch von Fixseilen soweit wie möglich einzuschränken. Es wurden zwei Lager errichtet.

Ab 12. 12. 79 wurden im unteren Wandteil 550 Meter Fixseile angebracht. Am 22. 12. mußte die gesamte Mannschaft wegen schlechten Wetters wieder zum Basislager absteigen. Zwei Tage später, am 24. 12., wurde der endgültige Angriff unternommen, und am 27. 12., 16 Uhr, erreichten sie trotz großer technischer Schwierigkeiten und schlechten Wetters den Gipfel.

Cerro Torre

Der abweisende Cerro Torre (3128 m), dessen Erstbesteigungsgeschichte immer noch mit einigen Fragezeichen behaftet ist, wird in jeder Saison von mehreren Seilschaften oder Expeditionen belagert. Während mehrere Versuche scheiterten, bezwangen die Amerikaner Jim Bridwell und Steve Brewer den Granitturm am 3.–4. Januar in eineinhalb Tagen im Alpenstil, und zwar auf der Route, für die Cesare Maestri 54 Tage benötigte und bei der er einen Preßluftbohrer für das Setzen

der Haken verwendet hatte. Bridwell und Brewer trafen steiles Eis und Fels des Schwierigkeitsgrades 5.9 (UIAA-Skala – VI) an. (Ausführliche Berichte von Reinhard Karl über Geschichte und Steve Brewer über die geglückte Besteigung in AS 6/1980, S. 33 ff.)

Torri del Paine

Die Granittürme der noch südlicheren Paine-Gruppe an der Argentinien-Chile-Grenze mit ihren 1200 Meter hohen Steilwänden wurden erst 1960 von einer britischen Geologen-Expedition entdeckt, im Januar 1963 von den Briten Christian Bonington und Don Whillans erstbestiegen (Torre Centrale) und bilden immer wieder das Ziel für kleinere Expeditionen. Im Januar bezwangen die Briten Phil Burke, Mick Horlov und Keith Myhill die 1500 Meter hohe Ostwand des **Fortress** in dreizehn Tagen; acht Seillängen künstliche Kletterei, sonst Schwierigkeitsgrad VI (ausführlichere Informationen in »Mountain« Nr. 66/1979).

ARKTIS

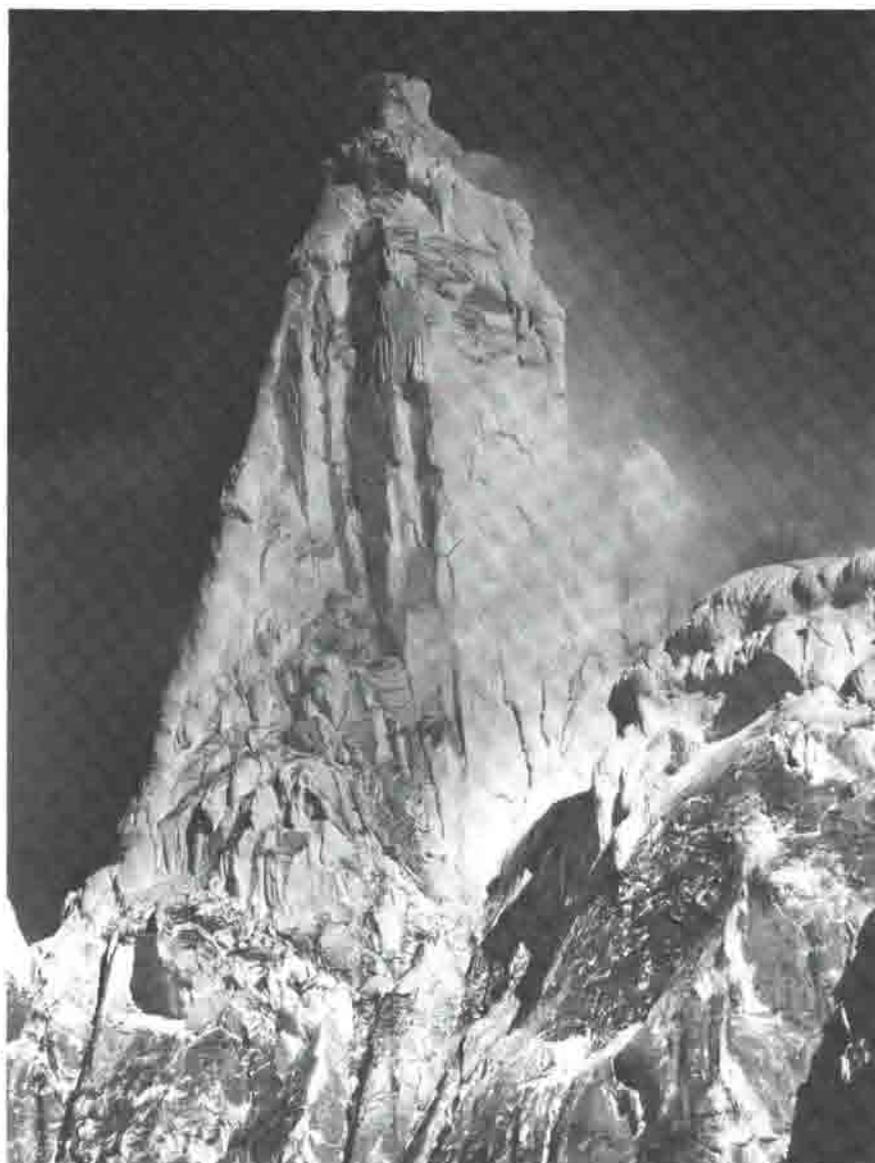
Ostgrönland

Eine vierköpfige Gruppe der DAV-Sektion Goslar-Westharz unter Ulrich Schum befand sich vom 19. Juni bis 18. Juli in Ostgrönland im Berggebiet um 67°02'N/35°30'W, das als »Bayernland« benannt wurde. Es glückten neun Erstbegehungen an Bergen zwischen 2600 und 3100 Meter sowie die vierte Besteigung des Mount Forel (3360 m) erstmals über die Südwand. Ob die Namen der bestiegenen Berge wie »Hausberg«, »Fritz Renner Berg« oder »Waxenstein« von der dänischen Regierung anerkannt werden, ist uns nicht bekannt. (Ausführliche Berichte liegen als Sonderdrucke aus Mitteilungsblatt der S. Goslar-Westharz 3/1979 und »Der Augenarzt«, 1/1980, S. 32–48, im IBA vor oder sind über Dr. Ulrich Schum, Tappenstraße 1, 3380 Goslar, erhältlich.)

ASIEN

Himalaya und Karakorum

Es wäre ein hoffnungsloses Unterfangen, über die rund zweihundert Expeditionen, die in dem 3000 km langen Himalaya-Karakorum-Bogen zwischen Tsangpo im Osten und Hunza im Westen unterwegs waren, in dem zur Verfügung stehen-



Patagonien:
Cerro Torre.

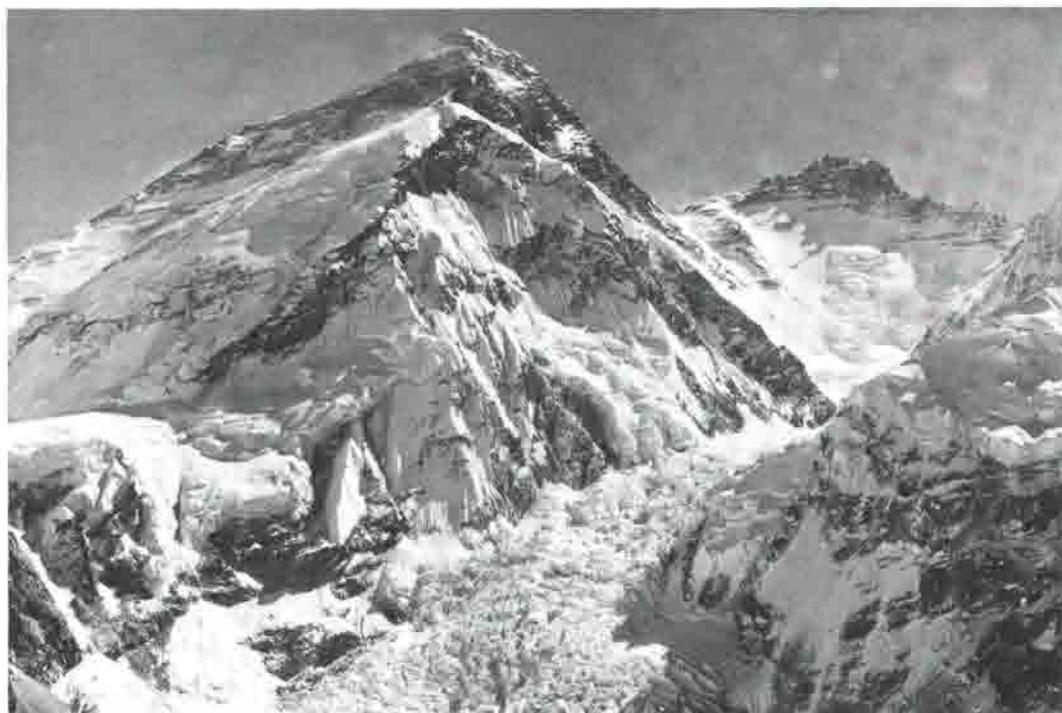
Foto:
Casimiero Ferrari/
Archiv Hiebeler

den Raum Einzelangaben machen zu wollen. Also können hier nur bestimmte Situationen und typische Trends angesprochen werden, zumal sich Informationsberichte über bedeutende Unternehmen – oder wenigstens die Quellen-Angaben darüber – ohnehin im IBA befinden.

Die richtigen Berggebiete des Assam- und Bhutan-Himalaya sind für Expeditionen immer noch verschlossen, wogegen sich im Sikkim-Himalaya und im tibetischen Bereich (China) bestimmte Möglichkeiten abzeichnen; so konnten z. B. Japa-

ner an der Everest-Nordseite eine Erkundungsexpedition durchführen*). Unverkennbar ist der Trend, daß sich Kleinexpeditionen hohe Ziele vornehmen, und die Verteufelung des künstlichen Sauerstoffs erbrachte in den Massenmedien sonderbare Blüten, obschon Erfahrungen des Bergsteigens ohne künstlichen Sauerstoff bis 8500 Me-

*) Inzwischen erreichten 1980 Japaner den Mount Everest von Norden, und der DAV-Expedition glückten gleich zwei Besteigungen der Shisha Pangma (8046 m).



Mount Everest (8848 m) von Südwesten; vorne, gegen den Betrachter, der Westgrat, unten Khumbu-Eisfall, rechts Lhotse.
Foto: Archiv T. Hiebeler

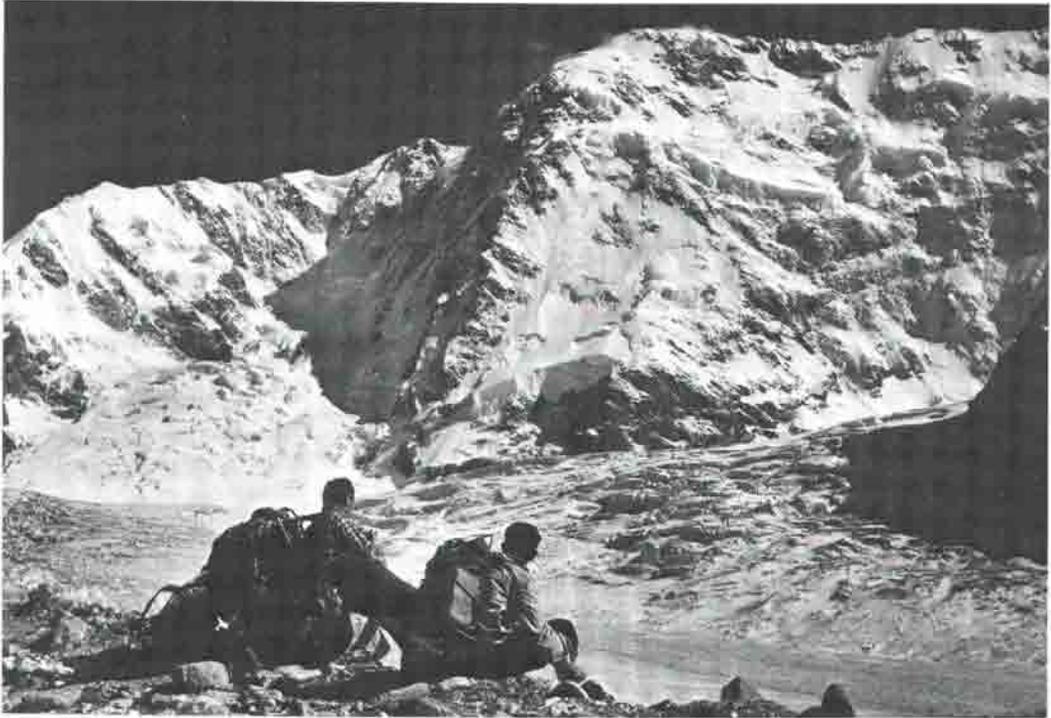
ter bereits aus den zwanziger und dreißiger Jahren bekannt sind. Zudem hat es sich am K 2 (8611 m) einmal mehr gezeigt, daß Kleinexpeditionen auf **wirklich schwierigen** Neuanstiegen an **hohen** Achttausendern (über 8400 Meter) so gut wie keine Chancen haben. Denn auch große Expeditionen mit gewaltigem Materialaufwand – wie die französische am K 2-Südpfeiler – sind ohne Wetterglück zum Scheitern verurteilt.

Mehr und mehr ziehen auch die besonders form-schönen und **alpinistisch** interessanten Sechstausender Kleinexpeditionen an, weil sie einen relativ geringen Kosten- und Materialaufwand erfordern, wie z. B. Amai Dablang im Barun Himal (Nepal) oder Uli Biaho Tower im Baltorogebiet des Karakorum. Und es handelt sich hierbei vor allem um meist lohnende Neulandziele. Expeditionen im pakistanischen Bereich – westlicher Kashmir-Himalaya und Karakorum – sind sehr teuer (ein Träger kostet pro Tag etwa 10 US-Dollar) und durch komplizierte Auflagen der Regierung stark belastet.

Das zweifellos bedeutendste Achttausender-Unternehmen glückte in der Vormonsunzeit einer

fünfundzwanzig Teilnehmer starken jugoslawischen Expedition unter Tone Škarja mit der Erstbegehung des gesamten, 6,1 km langen Everest-Westgrates auf direkter Linie (großer Bericht von Tone Škarja in AS 1/1980, S. 26–30). Everest-Besteigungen auf der Normalroute gehören jedes Jahr zweimal (Vor- und Nachmonsun) zur Himalaya-Szene; bereits über hundert Personen – unter ihnen vier Frauen – standen bis Ende 1979 auf dem höchsten Punkt der Erde. Künftig wird es am Everest vermutlich auch eine Wintersaison geben, denn durch die erste Wintererstbesteigung durch Polen – Februar 1980 – ist eine neue Himalaya-Ära angebrochen. Eine hervorragende Leistung glückte in der Vormonsunzeit einer britisch-französischen Viermann-Expedition unter Doug Scott: erste Besteigung des Kangchenjunga (8529 m) von Nordwesten; es war die insgesamt dritte Besteigung, und die Tatsache, daß kein künstlicher Sauerstoff und auch keine Hochträger zum Einsatz gekommen waren, wurde nur nebenbei erwähnt. (Ausführlicher Bericht im IBA.)

Wenige Monate später – Nachmonsunzeit – war Doug Scott mit seinen Landsleuten Brian Hall und Alan Rouse sowie dem Franzosen Georges Bet-



*Kaukasus: Besingi-Gebiet. Beim Aufstieg zum Nordostgipfel der Schchara (in Bildmitte) stürzten drei Mitglieder einer Kaukasusfahrt der DAV-Sektion Bayerland tödlich ab.
Fotos: Vilém Heckel/Archiv Hiebeler*

tembourg im Khumbu Himal, wo der Everest-Nachbar Nuptse (7879 m) erstmals über die imposante und 1500 Meter hohe Nordwand im Alpenstil bezwungen wurde (Bericht von Alan Rouse im IBA).

Bedeutend war die Erstbesteigung des oft versuchten Gaurisankar (7145 m), zweithöchster Berg des Rolwaling Himal, durch eine amerikanisch-nepalische Expedition unter Al Read: am 8. Mai erreichten John Roskelley und Sherpa Dorje über die sehr schwierige Westwand den Gipfel (ausführlicher Bericht mit Skizze und Fotos von Al Read im IBA).

Auch im Karakorum glückten zwei interessante Siebentausender-Erstbesteigungen: Japaner erreichten Anfang August Teram Kangri III (7382 m) im Rimo Mustagh des südöstlichen Karakorum. Eine sieben Teilnehmer starke Tegernseer Expedition unter Hans Gloggner hatte sich den Lugphar Sar (7199 m) im Hispar Mustagh vorgenommen; Hans und Sepp Gloggner erreichten am 18. Juni den Gipfel. (Bericht von Sepp Gloggner im Herbst-Heft 1979 der Mitteilungen der DAV-Sektion Mittenwald, oder über Hans Gloggner, Rauheckweg 38, 8185 Kreuth.)

Hindukusch

Angesichts der politischen Wirren in Afghanistan ist der ganze Grenzbereich zu Pakistan zu einem Spannungsgebiet geworden, so daß nur ganz wenige Bergunternehmungen möglich waren. Bekannt wurden laut »Himavanta« nur zwei japanische: Eine siebenköpfige Expedition des Yokohama Alpine Club versuchte sich im Mai/Juni nahe der afghanisch-chinesischen Grenze am noch unerstiegenen Peak 6736 m, ohne daß Einzelheiten bekannt wurden. Eine dreizehn Mann starke Gruppe des Shikarawa Alpine Club versuchte im pakistanischen Hindukusch den Ghechar (6249 m); am 28. Juli wurden sechs Teilnehmer von einer Lawine getötet.

Kaukasus

Der Sommer 1979 war, wie in allen anderen Gebirgen der UdSSR, sehr schlecht. Dennoch waren die Bergsteigerlager der Federazija Alpinizma (Bergsteigerverband der UdSSR) international sehr gut besucht. Aufsehen erregten acht Neuanstiege an den 550 bis 750 Meter hohen Süd- und Südwestwänden von Karakaja-Akkaja (3367 m) in den nördlichen Ausläufern der Besinggruppe

(Zentralkaukasus), die mit beträchtlichem Aufwand an künstlichen Hilfsmitteln eröffnet wurden. Einen tragischen Ausgang hatte die neun Teilnehmer zählende Kaukasusfahrt der DAV-Sektion Bayerland (München) unter Walter Welsch. Nach der Besteigung des Elbrus-Ostgipfels (5585 m) als Akklimatisationstour wurde im Besingigebiet die Überschreitung der berühmten Besingimauer angegangen. Im Aufstieg über den Schchara-Nordostgrat (5200 m) stürzten Stefan Meisenberger, Willi Sigl und Richard Stumhofer, die eine Seilschaft gebildet hatten – vermutlich war einer der drei ausgeglitten –, tödlich ab; das ganze Unternehmen wurde abgebrochen. (Ausführlicher Bericht von Walter Welsch in AS 10/1979, S. 26–28.)

Alai, Pamir, Tianschan

Angesichts der vielen und außergewöhnlichen Unternehmungen, vor allem sowjetischer Bergsteiger in den höchsten Gebirgen der UdSSR, entsteht der Eindruck des Leistungszwangs, denn oft werden Probleme auch bei unsicheren Wetterverhältnissen angegangen. Und es scheint das Prinzip »Erstbegehung um jeden Preis« zu herrschen, vor allem hinsichtlich des Einsatzes künstlicher Hilfsmittel. Während man im Rahmen der regelmäßig auf der Halbinsel Krim stattfindenden »Klettermeisterschaften« ein erstaunliches Freikletterkönnen beobachten kann, halten sowjetische Bergsteiger auf Erstbegehungen bestimmt den Weltrekord im Hakenschlagen. So wurden z. B. in der 1500 Meter hohen Südwand des Pik Komakadimija (6439 m, Pamir) 300 Fels-, 25 Bohrhaken und 30 Eishaken geschlagen; an dem Unternehmen waren Ende Juli acht Bergsteiger aus Kasachstan unter W. Sedelnikv fünfzehn Tage lang beteiligt (sechs Tage wartete man in einem Biwak auf Wetterbesserung).

Das dreigipfelige **Zamin-Karor-Massiv** in der Gissarkette (Pamir) war bisher mit seinen relativ geringen Gipfelhöhen unbeachtet geblieben (Ostgipfel 4767 m, Mittelgipfel 4702 m, Westgipfel 4303 m). Aber es sind hier Wände mit Höhen zwischen 1300 bis 1430 Meter mit einer Steilheit von durchschnittlich 83 Grad geboten; die Wandabstürze haben sehr große Ähnlichkeit mit den Jaldererwänden im Karwendelgebirge. Hier waren sieben Bergsteigergruppen tätig.

Einer Fünferseilschaft unter Bessubkin glückte vom 29. Juli bis 2. August die 1300 Meter hohe Westgipfel-Nordwestwand in 46 Stunden Kletterzeit.

Vom 26. Juli bis 2. August durchkletterte eine Mannschaft aus Swerdlowsk unter A. Lebedichin die 1300 Meter hohe Nordwestwand auf einer neuen Route zum Westgrat in 62 Stunden Kletterzeit (85 Grad, 90 m überhängend, 313 Fels- und 8 Bohrhaken). Die 1400 Meter hohe Ostgipfel-Nordwand wurde vom 29. Juli bis 5. August von einer sechsköpfigen Mannschaft unter O. Schumilov erstmals in 86 Stunden Kletterzeit bezwungen (395 Fels- und 2 Eishaken).

Erste Begehung der Mittelgipfel-Ostwand vom 30. Juli bis 3. August durch eine Viererseilschaft unter F. Popov in 80 Stunden Kletterzeit.

Materialschlachten gab es auch am **Pik Tadschikskaja Universität** (6183 m) im Südwestpamir; seine 1000 Meter hohe Ostwand ist steil und kompakt wie eine Dolomitenwand; erste Durchsteigung vom 21. Juli bis 2. August durch eine Fünferseilschaft aus Georgien unter G. Kartvelischwili in 135 Stunden Kletterzeit (253 Fels- und 38 Bohrhaken). Fünf Tage verbrachte die Mannschaft, auf besseres Wetter wartend, in Sitzschlingen und Hängematten.

Etwa vierhundert Meter neben der Kartvelischwili-Route wurde etwa zur gleichen Zeit ein Neuanstieg durch eine Leningrader Mannschaft eröffnet (347 Fels- und 16 Bohrhaken).

Ähnlich war es auch am **Pik-Engels-Südgipfel** (6318 m, Pamir): Der Pik Engels (Hauptgipfel 6510 m) befindet sich in der Schachdara-Kette und wurde 1954 von K. Kusmin erstmals über die Südostwand erstiegen.

Nun glückte einer sechsköpfigen Gruppe unter V. Schopin die erste Durchsteigung der 1200 Meter hohen Südgipfel-Ostwand vom 21. bis 31. Juli in 87 Stunden Kletterzeit (360 Fels- und 20 Bohrhaken).

Während aus dem Tianschan – Grenzgebiet zu China – überhaupt keine Meldungen bekannt wurden, bekam das Fangebirge (Alai) sogar bundesdeutschen Besuch durch eine zehnköpfige Bergsteigergruppe der DAV-Sektion Memmingen. Zusammen mit einigen sowjetischen Alpinisten wurden insgesamt zehn Gipfel, darunter vier Fünftausender, erstiegen, u. a. **Tschim Targa** (5487 m), Hauptgipfel des Fangebirges.

Anschrift des Verfassers:

*Toni Hiebeler, Viktor-Scheffel-Straße 2,
D-8000 München 40*



Kurt Diemberger – 1957 hat er seinen ersten Achttausender bestiegen, den Broad Peak, 1979 seinen fünften, den Gasherbrum II. Das ist zwar nicht ganz die Zahl, die Reinhold Messner vorweisen kann, doch hat Kurt Diemberger von 1957 bis heute praktisch die ganze Nachkriegsentwicklung des Expeditionswesens unmittelbar erlebt. Grund genug für uns, ihn um einen Erfahrungsbericht für dieses Jahrbuch zu bitten.

*Foto:
F. Vidal*

Meine fünf Achttausender

KURT DIEMBERGER

Erlebnisse am Broad-Peak, Dhaulagiri, Makalu, Mount Everest und Gasherbrum II – ein Kaleidoskop der großen Höhen, verschiedenartiger Expeditionen, Menschen und Techniken; Erfahrungen von mehr als 20 Jahren aus den Bergen der Welt.

Die Gipfel – kurze Chronologie und Charakteristik der Expeditionen

Im März 1957 brechen vier Bergsteiger – Hermann Buhl, Kurt Diemberger, Markus Schmuck, Fritz Wintersteller – zu einem der letzten noch unbestiegenen Achttausender im Himalaya auf. Es soll, wie Hermann Buhl sagt, »der erste Achttausender im Westalpenstil« werden – d. h. die vier Bergsteiger wollen ihn ohne die Hilfe von Hochträgern und auch ohne den Einsatz von Sauerstoffgeräten bewältigen. Eine verrückte Idee . . . so sagten damals viele; aber am 9. Juni 1957 gelang die Erstbesteigung des Broad Peak – eine richtungweisende Tat für künftige Kleinexpeditionen zu den Achttausendern.

Schon 1960 ist Kurt Diemberger wieder unterwegs im Himalaya – diesmal zum Dhaulagiri im Rahmen einer großen, internationalen schweizerischen Expedition. Obwohl schon sieben Expeditionen diesen schwierigen Achttausender versucht haben, ist sein Gipfel noch immer unbetreten. Diese 13köpfige Großexpedition verfügt als absolute Neuheit in der Geschichte der Himalayaerschließung auch über ein Gletscherflugzeug mit zwei erfahrenen Piloten . . . Einer von ihnen, Emil Wick, ist dem Himalaya treugeblieben und schwebt mit seiner »Pilatus-Porter« noch heute Tag für Tag zwischen den Gipfeln Nepals; der andere, Ernst Saxer, fand den Fliegertod in den Alpen. Auch das Gletscherflugzeug der Dhaulagiri-Expedition stürzt ab, doch kommt niemand zu Schaden. Am Berg ist aus der Großexpedition eine Kleinexpedition geworden, die am 13. Mai den Gipfel erreicht, den höchsten, der ohne Verwendung von Sauerstoffgeräten erstbestiegen wurde!

18 Jahre Pause bei seinen Achttausenderunternehmungen bedeuteten jedoch für Kurt Diemberger keineswegs Untätigkeit; Expeditionen nach Grönland, Afrika, in den Hindukusch und

wieder in den Himalaya folgen, er besteigt Sechs- und Siebentausender.

1974 geht er mit einer deutschen Kleinexpedition (Leitung Gerhard Lenser) den großen Grat am Lhotse an, der vom Barun über den Siebentausender Shartse zum Peak 38 und Lhotse Shar emporzieht. Schlechtwetter vereitelt die Begehung des ganzen Grates, doch gelingt die Erstbesteigung des Shartse.

Vier Jahre später ist er mit seinem Gefährten Hermann Warth und dem Sherpa Nawang Tensing von der Shartse-Expedition unterwegs zum fünftöchsten Berg der Erde, zum 8481 m hohen Makalu. Hans v. Känel, Karl Landvogt, Dietlinde Warth und zwei weitere Sherpas vervollständigen die Mannschaft. Zum erstenmal sollen die Sherpas als Vollmitglieder der Expedition mitmachen – sie haben ebensolchen Anspruch auf den Gipfel wie die Europäer, und die Europäer sollen ebenso ihre Lasten tragen, wie sonst auf Großexpeditionen es nur die Sherpas tun.

Auch will man die Verpflegung fast nur aus in Nepal erhältlichen Nahrungsmitteln zusammenstellen.

Die Expedition wird ein voller Erfolg, drei Seilschaften erreichen hintereinander den Gipfel des Makalu – auch wenn man auf die Überschreitung des Berges wegen Zeitverlust durch Schlechtwetter hat verzichten müssen.

Eine Expedition »in anderem Stil« – inspiriert von den Unternehmungen Herbert Tichys aus früherer Zeit.

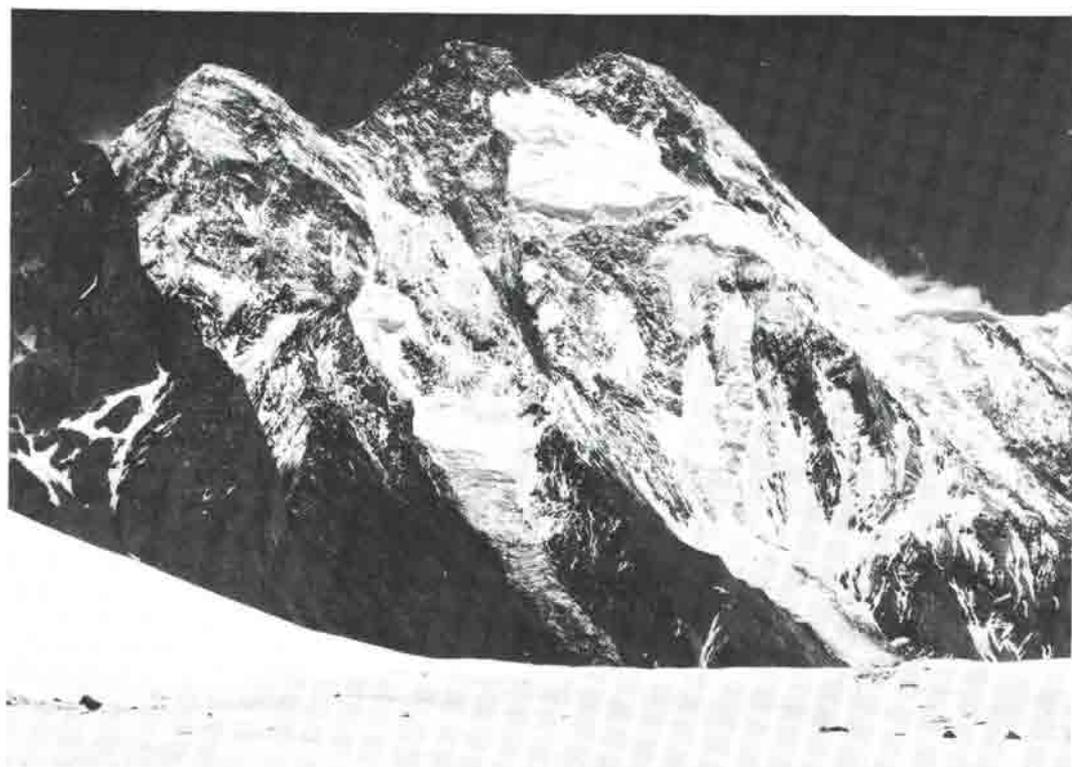
Wenige Monate nach dem Erfolg am Makalu steht Kurt Diemberger mit seinen Freunden von der französischen Everest-Expedition auf dem Gipfel der Chomolungma. Er ist Kameramann dieser Expedition und es gelingt ihm, an diesem 15. Oktober 1978, der erste Tonfilm vom Dach der Welt. Expeditionsgeschichtlich hat diese Unternehmung allerdings nichts Neues gebracht – jedes Jahr besteigen nunmehr Expeditionen den Mount Everest. Für jeden einzelnen aber ist dieser Berg immer wieder neu, ist er das große Abenteuer des höchsten Gipfels der Erde.

Damit kommen wir zur vorläufig letzten Achte-tausenderexpedition im Jahr 1979. Sie wird im weiteren Verlauf des Berichtes den Rahmen bilden, denn in die Geschichte dieser Expedition lassen sich am besten die Ereignisse der früheren Unternehmungen einblenden, kann man am besten Vergleiche ziehen . . .

22 Jahre nach der Erstbesteigung des Broad Peak begibt sich Kurt Diemberger mit der österreich.-deutschen Gasherbrum-II-Expedition wieder in den Bereich seines ersten Achte-tausenders, ins Karakorum. Der Broad Peak steht unverändert vor ihm, aber an seinem Fuß hat sich viel geändert: fast unter jedem großen Gipfel hat eine Expedition ihr Basislager eröffnet; ja, es ist vorbei mit der Einsamkeit am Baltoro-Gletscher. Einerseits macht man internationale Bekanntschaften, andererseits ist das Gefühl, in eine unberührte Welt einzudringen, dahin. Nur droben auf den Höhen des Berges ist alles noch unverändert: die Stürme, die Kälte, die Lawinen . . .

Lawinen am Gasherbrum!

Zuerst war da nur ein fernes Donnern . . . Im Nu bin ich hellwach – Lawinengefahr! Das elektrisiert jeden Bergsteiger, der die stürzenden Schneemasen je erlebt hat, der weiß, wie machtlos man gegen ihre Gewalt ist. Ist unser Platz wirklich sicher? Gestern haben wir hier in knapp siebentausend Meter Höhe das kleine Igluzelt aufgestellt, eine kleine ebene Fläche unter einer schützenden Eisstufe haben wir gefunden, mitten in der steilen, weißen Wandflucht am Südsporn des Gasherbrum II. »Lager 2 . . .« haben wir aufatmend gesagt und die von der 20-kg-Last des Rucksacks schmerzenden Schultern massiert, » . . . da steht es endlich!« Und wenn es schneit, wird das Eisgebilde darüber die Lawinen teilen wie ein Keil. Als wir das dachten, schien die Sonne . . . Jetzt prasselt Flugschnee auf das Zelttuch, immer dunkler wird es hier innen – obwohl der Tag graut – weil die Schneemauer fortwährend wächst, rund um uns! Werden wir in Kürze Gefangene des Berges sein? Wieder das ferne Donnern . . . Wir müssen raus hier! Ich rüttle Walter Löscher und Hillmar Sturm an den Beinen – wir liegen Kopf bei Fuß wie Fische in der Büchse zu dritt im Zweimannzelt – aber nur ein Brummen ist die Antwort. Plötzlich ein Rauschen! Alles rundum muß in Bewegung sein . . . »Eine Lawine!« brülle ich. Walter fährt hoch. Es prasselt und donnert, faucht in nächster Nähe – verflucht, jetzt kommt es von oben wie ein Bach – Hillmar stemmt sich keuchend gegen die Wand, die von der Seite hereingedrückt wird . . . Herrgott, laß die Verankerungen halten, die langen Firnanker im Boden! Damit wir nicht wie ein Sack Heringe in den Abgrund gerissen werden – 800 Meter geht's da hinunter! Ich drücke mich so nah wie möglich an die Eiswand heran, halb auf



Walter knieend, der ächzt und stöhnt, während die Schneemassen mir über den hochgewölbten Rücken gleiten . . . dann ist es still. Wir haben überlebt.

Ja, es wird noch eine Sache für sich, uns aus der weißen Umklammerung zu befreien. Nach Luft ringend gelingt es uns, oben eine der beiden Fensteröffnungen zu öffnen . . . es muß scheußlich sein, im Zelt zu ersticken. Als wir endlich draußen stehen, einer neben dem anderen an die Eiswand gedrückt, sind wir alle geschockt. Hier ist kein Bleiben! Nichts wie hinunter!

Natürlich ist auch der Abstieg gefährlich bei diesem Wetter. Wie froh sind wir nun, daß wir im Aufstieg in tagelanger Arbeit immer wieder fixe Seile angebracht haben! (Im Ganzen gab es am Berg schließlich 1000 Meter fixes Seilgeländer!) In die Seile können wir uns mit dem Karabiner bzw. dem Jümar-Klemmgriff einhängen – das be-

Oben: Der Broad Peak (8047 m).

Foto: J. Kurczab

Links: Hermann Buhl an der Chogolisa, zwei Stunden vor seinem tödlichen Absturz durch Wächtenbruch.

Foto: K. Diemberger

deutet Hilfe und Sicherheit . . . Schließlich wollen wir in den Bergen leben und nicht sterben! Noch einmal faucht eine Lawine in nächster Nähe vorbei – aber wir hängen an unserem »Lebensfaden«, an die Wand gepreßt, den Handschuh im Mund! Als wir das Lager 1 erreichen, weicht endlich die Spannung von uns.

Das Lager 1 steht in sicherer Entfernung (ca. 1 km vor dem Vorsprung des Südsporns) von der Steilwand des Berges – auf dem riesigen Gletscherplateau des Gasherbrumgletschers in 6000 Meter Höhe, und wir haben dieses Lager 1, das uns als »Hochbasis«, als Ausgangspunkt für alle Aktionen am Berg dient, deshalb so weit entfernt von den drohenden Hängegletschern und steilen Schneeflanken unseres Berges aufgestellt, weil das Lager 1 einer früheren Expedition, das näher am Berg war, von einer großen Lawine des Gasherbrum völlig flachgelegt und verschüttet wurde. Zum Glück gab es keine Toten. Das geschah 1956, anläßlich der Erstbesteigung dieses Berges durch Fritz Moravec und seine Kameraden. Schon damals ging man ohne Sauerstoff, hatte jedoch noch Hochträger. Es blieb Hermann Buhl vorbehalten, den »Westalpenstil« im Himalaya einzuführen. Ich denke zurück ins Jahr 1957 . . .

Mit Hermann Buhl auf den Broad Peak (8047 m)

Ein schicksalhaftes Jahr; Kurt Maix machte mich eines Tages in Wien mit Hermann Buhl bekannt, und dieser lud mich zur Teilnahme an seiner Broad-Peak-Expedition ein (Karakorumexpedition 1957 des Österreichischen Alpenvereins). Außerdem nahmen noch die beiden Salzburger Bergsteiger Fritz Wintersteller und Markus Schmuck an der Expedition teil, wobei letzterer die allgemeine Expeditionsleitung übernahm, während Hermann Buhl Leiter am Berg war und ihm auch sonst die Entscheidung in bergsteigerischen Belangen oblag. Hermann Buhl, der in seinem schon fast legendären Alleingang den Nanga Parbat bezwungen hatte, war der einzige von uns, der über Himalaya-Erfahrung verfügte; und Hermann Buhl war es auch, dem man ohne weiteres das Hauptverdienst an dem großen Erfolg am Broad Peak zurechnen kann. Es war sicher ein kühner Plan, den er hatte: zum erstenmal sollte ein Achtausender ohne jede Verwendung von Hochträgern erstiegen werden! Ohne Sauerstoffgeräte,

von vier Mann, die alles allein machen wollten: das Schleppen der Lasten, die Errichtung der Hochlager, ihre Versorgung . . . bis schließlich eines Tages alle gemeinsam zum Gipfel gehen konnten.

Es gelang; nach einem ersten Vorstoß bis auf die langgezogene über 8000 Meter hohe Gipfelschneide am 29. Mai erstieg die gesamte Mannschaft am 9. Juni 1957, Pfingstsonntag, den Gipfel des Broad Peak zum ersten Male.

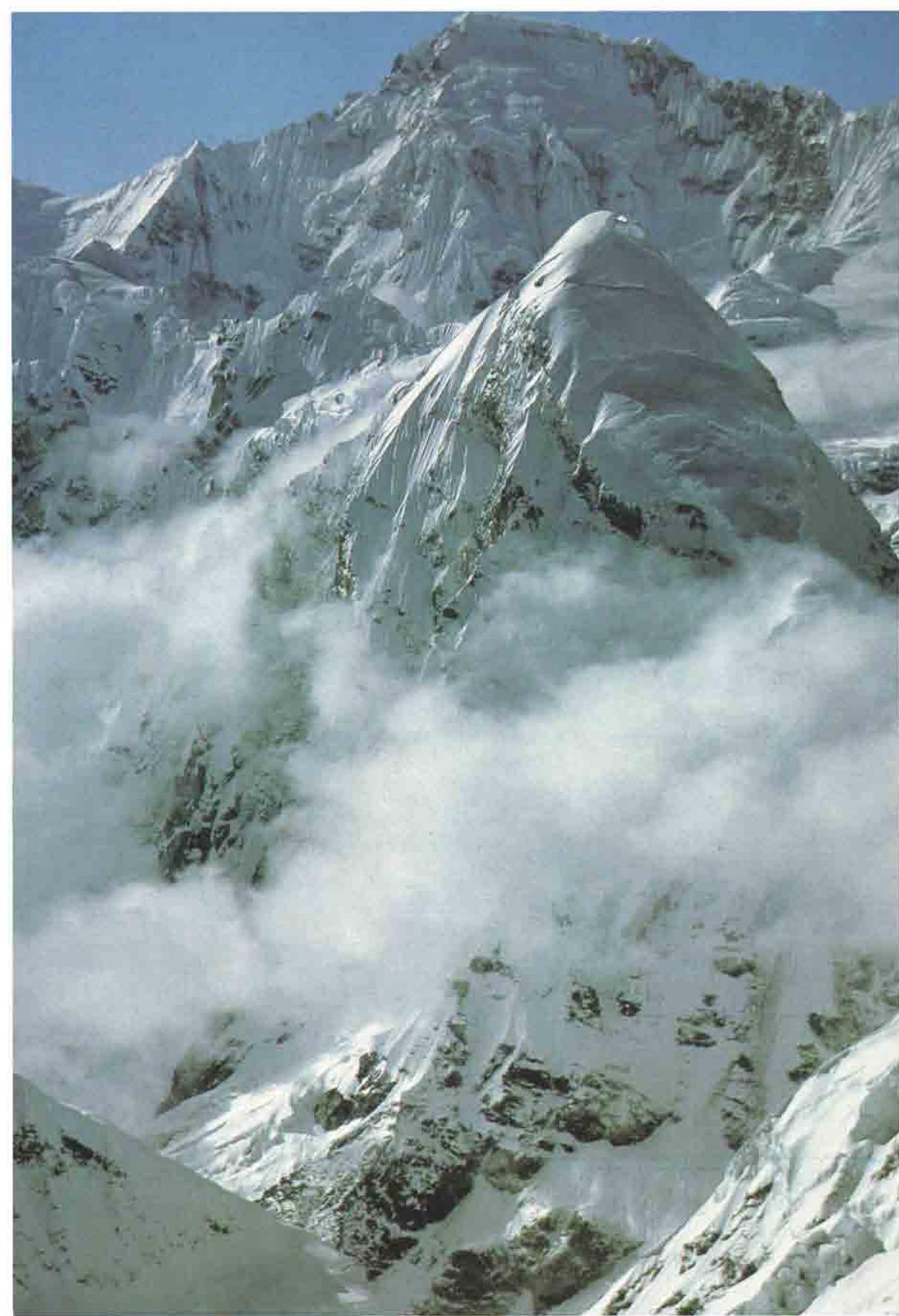
Unsere Freude über den Erfolg war von kurzer Dauer: Wenig später stürzte Hermann Buhl beim Versuch, mit mir den prächtigen Siebentausender Chogolisa zu ersteigen, bei schlechtem, unsichtigem Wetter mit einer brechenden Wächte ab. Er konnte nicht mehr gefunden werden. Der Sonnenuntergang auf dem Broad Peak war seine letzte Gipfelstunde geworden.

Seine Idee wurde von vielen weitergetragen, auch von mir; immer wieder brachen Kleinexpeditionen in die asiatischen Hochgebirge auf und bestiegen Gipfel im Westalpenstil; nicht einmal die leichtgewichtige Art dieser Technik – der Alpenstil zu zweit mit variablem Hochlager – ist eine Erfindung der neueren Zeit: Hermann Buhl und ich haben sie an der Chogolisa angewandt, Markus Schmuck und Fritz Wintersteller führten sie am Siebentausender Skil Brum schon damals zum Erfolg.

Mit fünfzig Trägern oder mit fünfzehnhundert?

Viele Expeditionsbergsteiger sind mit Recht stolz, wenn sie ihr Ziel mit einem Minimum an eingesetztem Material erreicht haben. Manchmal geht das freilich auf Kosten der Sicherheit – oder es wird einfach die Tatsache anderer Expeditionen im selben Bereich mit ins Kalkül gezogen. Eine Expedition, die mutterselballein in einer fernen Bergwüste ist, muß anders rechnen als eine, bei der das nächste Sherpadorf nur drei Tage entfernt ist. Nicht jedes Problem an den Weltbergen läßt sich im Alpinstil lösen, manchmal haben auch große Expeditionen durchaus ihre Berechtigung. Oft erscheint es wirklich unsinnig, die Qualität verschiedener Unternehmungen schlicht auf dem Weg über das Gewicht des eingesetzten Materials beurteilen zu wollen, weil ihre Situation einfach verschieden ist. Ich erinnere mich, daß eine Zweimannexpedition zu einem Achtausender

*Seite 113: Im Aufstieg zum Everest; –
Blick zum Pumori (Eiskegel im Vordergrund)
und zum Cho Oyu (Teleaufnahme).
Foto: K. Diemberger*



das Gewicht ihres Materials mit dem unserer Viermannexpedition zum Broad Peak verglich und dabei auf das großartige Verhältnis von eins zu zehn kam! Abgesehen von der Fragwürdigkeit einer derartigen Berechnung kann ich den Sinn einer solchen Gegenüberstellung nicht erkennen. Denn selbstverständlich war die Ausrüstung früher schwerer (Zelte, Gummimatten, ja sogar Funksprechgeräte – die wogen bei uns noch 11 Kilo! – Steigeisen usw.), vor allem aber mußte damals eine Expedition ohne Möglichkeit irgendeiner Hilfe in mehreren hundert Kilometern Umkreis ja völlig anders planen; hierzu kommt noch die Veränderung in der Länge des Anmarsches: von den über zweihundert Kilometern ins Herz des Baltoro kann man heute 67 km in einigen Stunden zurücklegen – mit einem Jeep oder einem Traktor, über Brücken, die es nicht gab und auf Straßen, die an die Stelle der Wege getreten sind.

Es gibt viele Unterschiede: Hat heute eine Expedition ins Baltorogebiet keinen Arzt, und es passiert wirklich etwas, so ist das nicht so schlimm wie einst . . . man kann ärztliche Hilfe aus dem nächstliegenden Expeditionsbasislager holen (wenn die sich nicht auch auf »die anderen« verlassen haben! Das scheint wohl auch ein Gedanke bei der Verpflegungskalkulation mancher »Superleichter« zu sein – die »anderen« werden uns schlimmstenfalls schon nicht verhungern lassen!). Wer heute zum Baltorogletscher unterwegs ist, kann alle Formen von Expeditionen treffen, ganz leichte und ganz schwere, aber er sollte berücksichtigen, wie groß und schwierig ihr Ziel ist und wie lange der Aufenthalt am Berg geplant ist, ehe er großspurig sein Urteil fällt: »Mir san leichter!« Unserem Expeditionsleiter Hanns Schell (Gasherbrum II, 1979), der schon viele Kleinexpeditionen zum Erfolg geführt hat, lag ein solches Urteil über unsere französischen Kollegen völlig fern, obwohl die mit einer echten Großexpedition den Südpfeiler des K 2 drei Monate belagern und womöglich bezwingen wollten. Wir wußten um die Schwierigkeit des Südpfeilers – und waren nicht allzu überrascht, daß Messners Kleinexpedition dort aufgegeben hatte; der Normalweg am K 2 war für ihre Alpinstilexpedition bestens geeignet. Wenn ich nachstehend Zahlenvergleiche zwischen unserer Gasherbrum II und der französischen K 2-Expedition bringe, tue ich das nicht im Sinne einer Bewertung, sondern im Interesse einer Gegenüberstellung materiellen und finanziellen Einsatzes bei verschiedenen Expeditionsformen.

Hanns Schell ist Kaufmann, rechnet genau, ein sparsamer Mann; seine Expeditionen stehen in dem Ruf »eher spartanisch« zu sein. Aber er kommt hinauf mit seinen Leuten, normalerweise, war selbst schon auf fünf Siebentausendern und drei Achttausendern. Der letzte Wurstzettel war jedenfalls noch nie vor dem Gipfel abgeschnitten!

Er kalkulierte für uns sieben Bergsteiger insgesamt 1000 Kilo Expeditionsgepäck (Material und Verpflegung), wir hatten 42 Träger (Normallast = 25 kg), und für die Träger noch 20 Essensträger (die sich nach dem Prinzip der Mondrakete bis zum Basislager auf Null reduzierten). Umgelegt auf einen Teilnehmer brauchten wir **pro Bergsteiger 6 Träger!** Das war Kleinexpeditionsstil. Wie anders sah das bei den Franzosen aus (Nationalexpedition, 25 Mitglieder, »Giscard« selbst der Schirmherr, also Geld genug). Unter Berücksichtigung der eingesetzten Hochträger (erst 56, später nur noch 18) kamen wir auf einen Aufwand von **40 Trägern je Teilnehmer!** Insgesamt setzten die Franzosen eine Heerschar von **eintausendsechshundert Trägern** in Marsch! Allein 500 von denen trugen Mehlsäcke à 25 kg! Im Hof unseres gemeinsamen Hotels in Skardu staubte es Mehl, husteten Österreicher und Franzosen, pinselten die letzteren endlose Reihen fortlaufender Nummern auf die Säcke . . . Was so etwas kostet? Die Franzosen sprachen von drei Millionen Franc, einschließlich der Ausrüstung. Wir gaben für unseren Berg 70 000 DM aus (ohne persönliche Ausrüstung, die jeder privat schon besaß und mitbrachte). Wie man das aufreibt? Werbung, Illustrierte, der Alpenverein, die Industrie . . . darum fährt der Jeep, den wir geheuert haben, mit Plaketten von der Hypobank durch den Bergbach, darum haut der Athlet Reinhard Karl etwas verdrossen befeuchtete Briefmarken mit der flachen Hand auf Expeditionsgrußkarten, fotografiert Hanns Schell eine Spenderliste auf dem Schnee des Gipfels . . . Ja, wie soll man sonst das viele Geld aufbringen, das so ein ferner Achttausender im Karakorum kostet. Wegen der großen Entfernung und der ungewöhnlich teuren Träger (DM 17,- am Baltorogletscher gegenüber nur DM 3,- in Nepal, wobei im ersteren Fall noch zusätzlich verpflegt werden muß) kostet einem die Expedition zu einem Karakorumachttausender ungefähr **fünfmal soviel** wie zu einem vergleichbaren Berg im übrigen Himalaya! Um ein Kilogramm von Europa bis ins Basislager zu bringen, muß man (ohne Rücktransport!) **volle DM 30** ausgeben! Vergleichs-



Der Südostgrat des Dhaulagiri (8222 m).

Foto: K. Diemberger

weise hierzu; unsere Karakorumexpedition 1957 bezahlte rund DM 4,- (und Verpflegung) pro Anmarschträger; es kostete uns rund DM 10,- pro Kilo, das Expeditionsmaterial von Europa bis ins Basislager zu bringen. Wir waren damals die einzige Expedition der ganzen Saison im Umkreis von 300 km! Im vergangenen Jahr zogen 58 Expeditionen in den Karakorum . . .

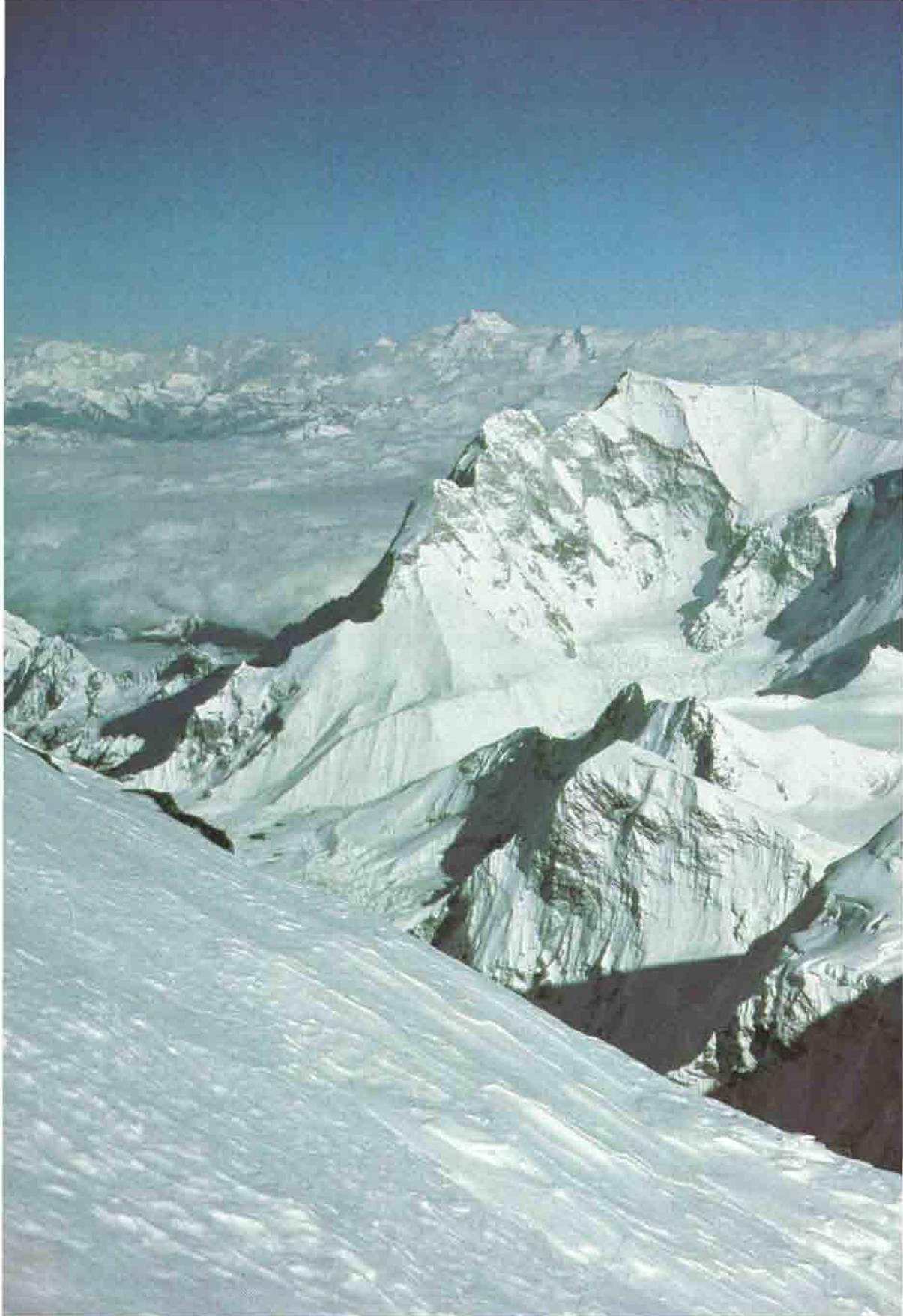
Trotz des verschiedenen Stils kamen wir mit den K 2-Franzosen recht gut aus. Sie waren freundlich und hilfsbereit! Als an dem wilden Bergfluß Tumordo die Brücke fehlte, und unser Gummiboot es auch nicht schaffte, waren wir den welschen Bergsteigern und ihrem prima Material dankbar . . . in kurzer Zeit hatten sie eine exzellente Seilbrücke gebaut (eines der Seile bestand aus Carbonfaser) . . . Mann um Mann schwebte ängstlich oder fröhlich über den tödlichen Fluß – dreißig Schafe oder Ziegen allerdings machten schreckliches Theater dabei, und einem schwarzen Bock standen im wahrsten Sinn des Wortes die Haare zu Berge, als er an den Hörnern übers eisige Wasser schwebte . . . Und dieser Anblick erinnerte mich an meine eigene Angst, die ich empfand, als Glet-

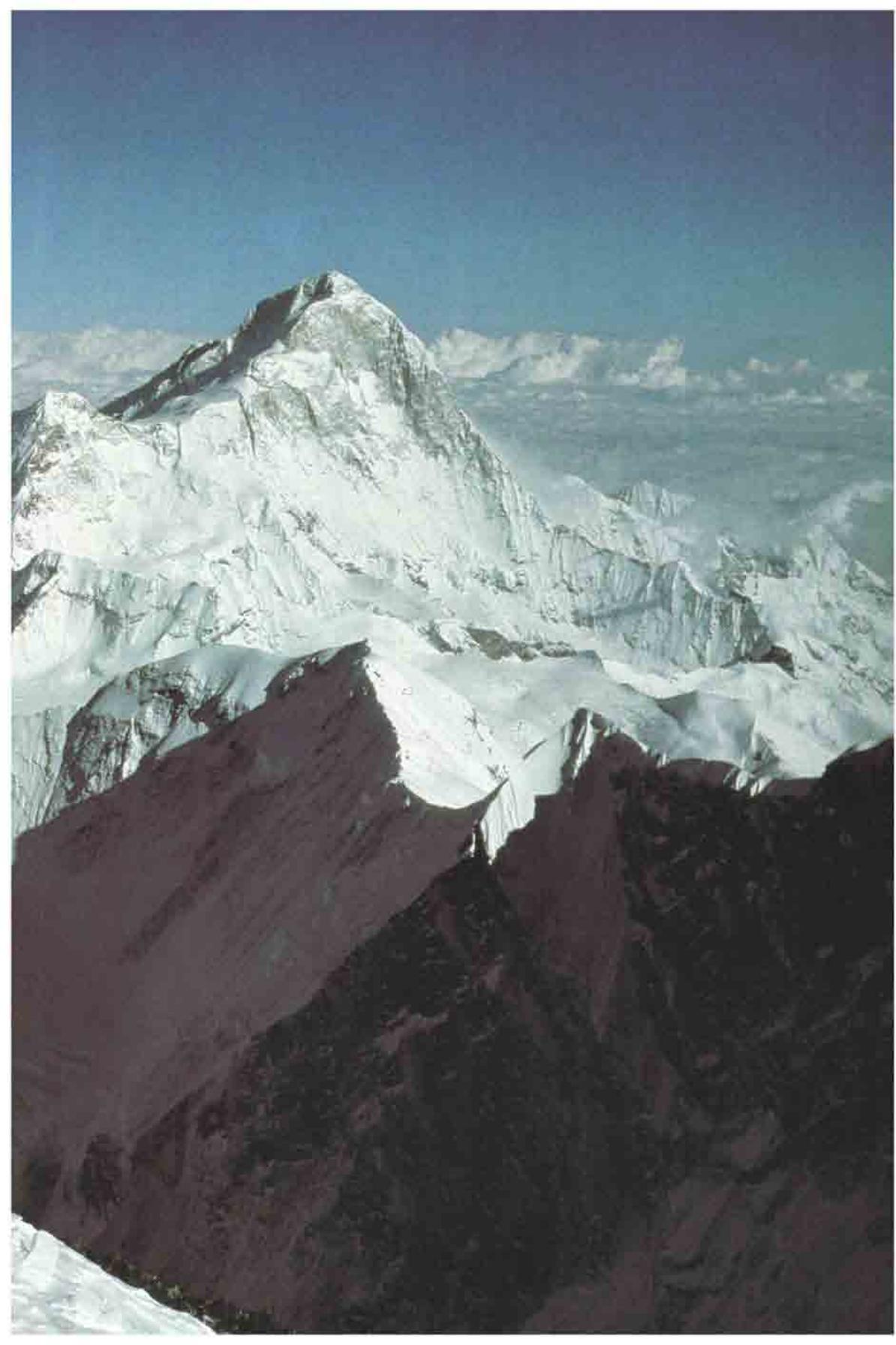
scherpilot Ernst Saxer mich, der ich das Fliegen nicht gewohnt war und mich steinschlagbehelmt an den Sitz der »Pilatus Porter« klammerte . . . in direktem Anflug ins blendende Weiß des 5200 m hohen Dapa Col hinabzog, damals 1960 bei der Dhaulagiriexpedition.

Der Dhaulagiri mit den Schweizern – mein zweiter Achttausender

Es war Max Eiselins Idee, statt des üblichen Anmarsches das gesamte Material und die Mannschaft mit einem Gletscherflugzeug zum Berg zu befördern. Eine ohne Zweifel völlig neuartige, rasche und manchen Vorteil bietende Methode; sie läßt allerdings zwei sorgenvolle Fragen auftauchen: wird jeder den unvermittelten Sprung über 5000 Höhenmeter aus der heißen Ebene in die Schneelandschaft des Berges mit der plötzlichen Sauerstoffarmut der Luft vertragen? Und hängt

*Folgende Doppelseite:
Blick vom Gipfelanstieg zum Everest
(auf ca. 8500 m) zum Makalu.
Foto: K. Diemberger*





nicht die ganze Expedition und der Gipfelerfolg im wahrsten Sinne des Wortes »in der Luft«, wenn das Flugzeug wegen eines Defektes ausfällt, noch ehe das wichtigste Material und eine einsatzfähige Bergsteigergruppe am Berg gelandet wurden? Es waren Sorgen, die nicht unbegründet waren, wie der weitere Verlauf der Expedition zeigte. Gegen Ende März 1960 wird mit den ersten Flügen begonnen. Sie führen von Bhairava (später von Pokhara) auf den 5200 m hohen Dapa Col, nördlich der dem Dhaulagiri vorgelagerten Tukuha-Spitze; dort wird ein Akklimatisationslager ausgebaut. Einige Kranke müssen wieder zu Tal geflogen werden, ansonsten aber wird nach den ersten 2–3 Tagen der Aufenthalt im Dapa Col als ganz erträglich empfunden. Es handelt sich eben darum, daß einer den ersten »Schock« gut übersteht.

Am 3. April setzt das Gletscherflugzeug »Yeti« als bereits am besten Akklimatisierte Ernst Forrer und mich im Nordost-Col des Dhaulagiri ab. Wir errichten dort das »Hochbasislager« (5750 m), das dann immer mehr ausgebaut wird. Immer wieder kommt der »Ycti« und bringt Material. Schließlich sind auch noch Albin Schelbert und vier Sherpas zu uns gestoßen – als plötzlich das Flugzeug nicht mehr erscheint. Viel später werden wir wissen, was geschehen ist: Am 13. April mußte »Yeti« mit Motordefekt in Pokhara notlanden. Erst volle 3 Wochen später kommt »Yeti« mit aus Europa bestelltem neuen Motor wieder in den Nordost-Col. Und am 5. Mai verunglückt das Flugzeug beim Start im Dapa Col; Pilot und Copilot passiert nichts, aber das Flugzeug ist nicht mehr einsatzfähig. Folge des Unglücks: die Großexpedition ist in Teilgruppen zerstückelt, die in Richtung Berg streben. Von Planung kann man kaum noch sprechen.

Und wir? Wir sind eine kleine Gruppe am Berg, auf Vorposten abgeschnitten, ohne Nachricht, ohne Funkverbindung – Gott sei Dank ist genug Material und Verpflegung da; unvermittelt sind wir drei Bergsteiger mit unseren vier Sherpas zur Kleinexpedition geworden – und halten uns auch nach deren Regeln, so wie sie Hermann Buhl am Broad Peak am klarsten in die Tat umgesetzt hat: kein Sauerstoff den Berg hinauf (außer 1–2 Flaschen für Krankheitsfall), wenig und kleine Hochlager – vor allem ein sehr hohes erstes Lager, ausgiebige Akklimatisierung durch Trägerarbeit jedes einzelnen am Berg, was alles in allem rasches Tempo und größere Schlagkraft der Bergsteiger bei einem Gipfelvorstoß zur Folge hat.

Der weitere Verlauf dieser abenteuerlichen und seltsamen Expedition ist bekannt: am 13. Mai 1960 betreten wir den Gipfel des Dhaulagiri (8222 bzw. 8167 m). Es war der höchste Gipfel, dessen Erstbesteigung ohne die Verwendung von künstlichem Sauerstoff gelang. Eigentlich war's eine Großexpedition – aber der Zufall hat ihren ursprünglichen Stil gründlich verändert.

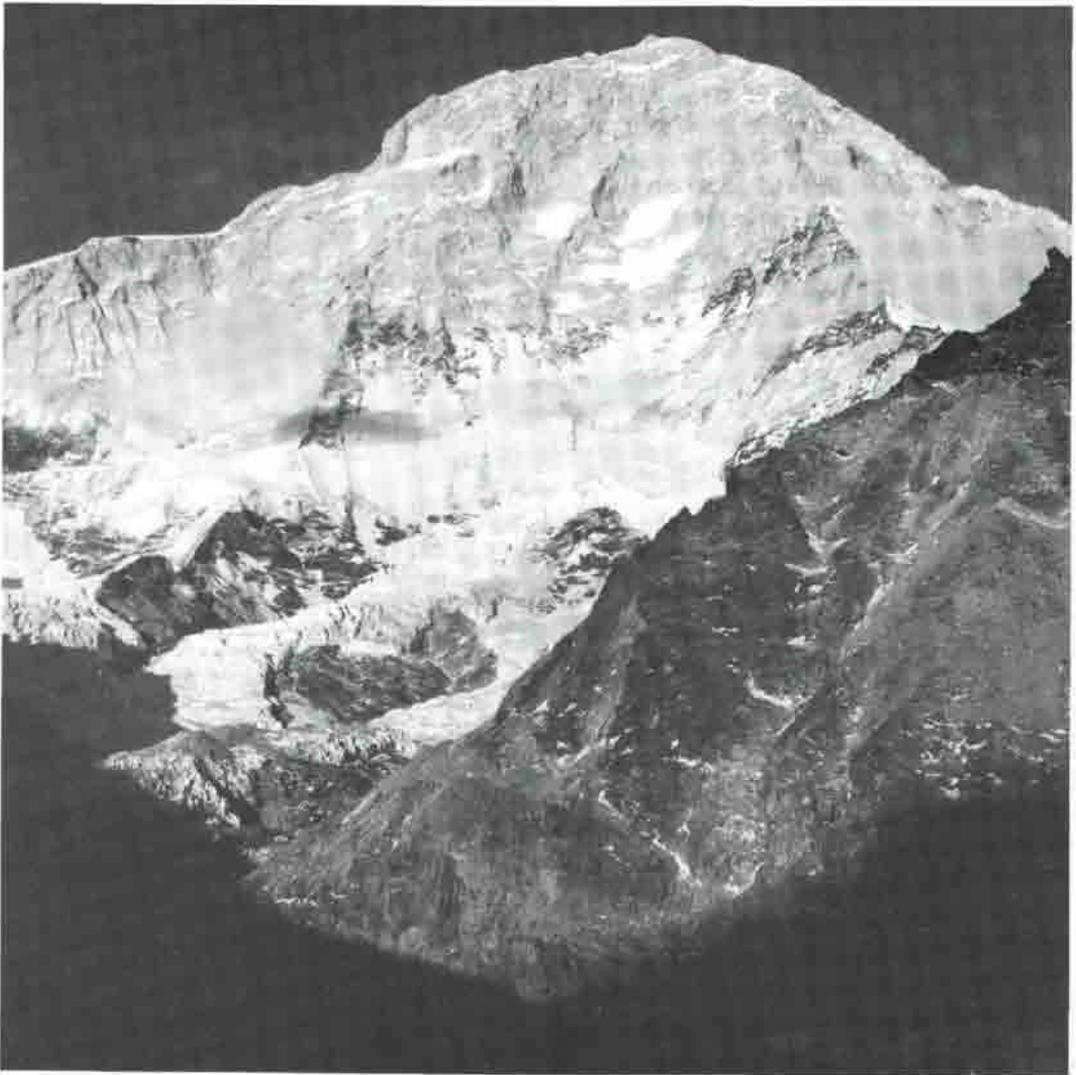
Freilich, was heute in Alaska gang und gäbe ist – die Landung ganzer Expeditionen mit dem Gletscherflugzeug – das ist in Nepal nicht mehr möglich. Emil Wick, der eine unserer beiden Gletscherpiloten, der nach dem Dhaulagiri in Nepal hängenblieb, fliegt zwar noch heute mit der »Pitatus Porter« . . . , doch ohne Ski. Die Versicherungsgesellschaft hat's verboten: zu riskant. Und Wick ist wütend.

Der erste Vogelmensch im Karakorum

Sechshundert Balti drängen sich auf dem Grashang. Aufgeregtes Murren. Eine Gruppe Franzosen diskutiert. Marc Galy, ein französischer Kletterer aus den Pyrenäen, den ich seit Jahren kenne, und jetzt hier 1979 wiedergetroffen habe (Baltoro wird bald sein wie Courmayeur!) ruft mir zu: »Du hast Glück – gleich wird Jean-Marc fliegen. Erster Drachenflug im Karakorum!« Jean-Marc Boivin, bester Drachenflieger von Frankreich, Steilwandfahrer, das was man bei uns einen »wilden Hund« nennt . . .

Da oben stößt er ab, in fünftausend Meter Höhe, direkt unter den Eisrippen eines namenlosen Gipfels, schwebt an ihnen entlang, hinaus in den weiten Karakorumhimmel . . . ein Raunen geht durch die Menge, ungläubiges Staunen steht in den Augen der Bergler, weit aufgerissen sind diese Augen, die den harmonischen Schwüngen und Kreisen des Vogelmenschen folgen, der jetzt vor den »Kathedralen« hängt, weit draußen über dem riesigen Schuttmeer . . . , dann bricht ein Beifall los, der sich schlecht beschreiben läßt. Theatervorstellung im Karakorum!

Zwei Welten treffen aufeinander: das Einst und Jetzt. Krachend landet Jean-Marc im Steilhang – aber bald lacht er wieder: »Kaputt, Stange, morgen reparier . . . Zeltstange.« Dann trinkt er seinen Tee. Ein echter Franzose: fliegt wie ein Gott – aber Reservestange hat er keine dabei! Sein Traum: ein hohes Sprungbrett am K 2, ein Hängegletscher, ca. 7400 m hoch . . . Na, bis dahin wird wohl auch eine Reservestange aus Frankreich nachgekommen sein . . .



Der Makalu (8481 m) von Westen.

Foto: H. Warth

Im Morgengrauen sitzen die Balti um kleine Lagerfeuer aus mitgebrachtem Holz, wärmen sich und backen im ranzigen Ghee ihre Brotfladen, »Barantas«. Oder ohne Fett: »Tschappatti«. Oder sie machen »Nan« – das Kugelbrot, das gleichzeitig innen und außen am Rand des Feuers »gar« wird – nachdem der Balti mit blitzschneller Handbewegung einen heißen kugeligen Stein aus dem Feuer geangelt und in die noch ein wenig geöffnete Brotteigkugel praktiziert hat. Brot – davon leben sie fast ausschließlich. 1979 – zwei Welten in einer Landschaft: für den einen ist sie der Spielplatz, für den anderen sein Lebensraum.

Mit oder ohne Sauerstoff?

Makalu (8481 m) – der dritte

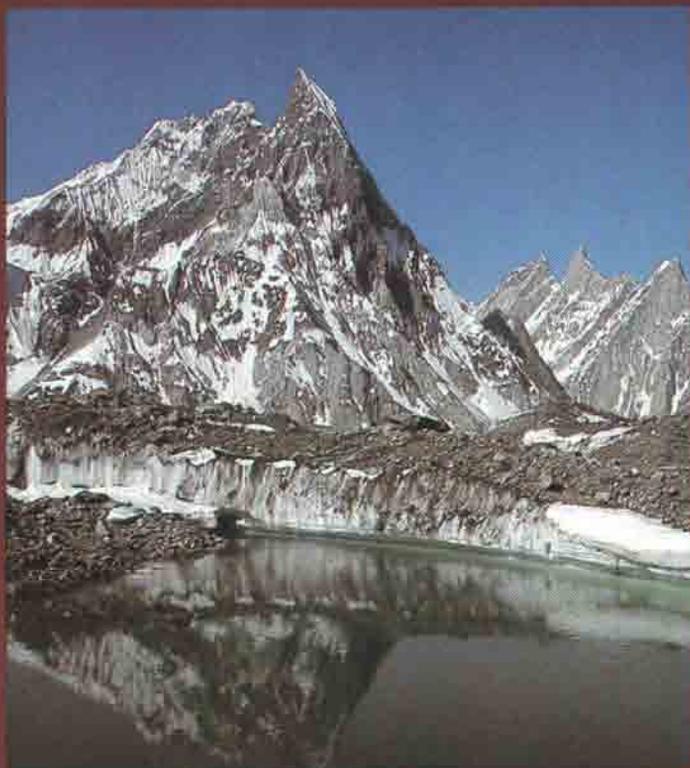
Ohne Sauerstoffgerät in der Todeszone? – Warum nicht! Und ich halte es auch für natürlich. Zwar brennt das Leben dort droben »auf kleiner Flamme«, niemand kann es über 7500 m, wo die Todeszone beginnt (andere sagen: bereits ab 7000 m), lange aushalten. Der Körper regeneriert sich nicht mehr, man würde im Verlauf einiger Tage zugrunde gehen – der eine früher, der andere später.

Ein Achttausender ohne Sauerstoffgerät? Trotz des soeben Gesagten bin ich der Meinung: selbst-



*Oben:
Tiefblick vom Everestgipfel
nach Norden: Tibet,
Rongpugh-Gletscher.
Foto: K. Diemberger*

*Rechts:
Der Mitrepeak am Weg
zum Gasherbrum II.
Foto: R. Karl*



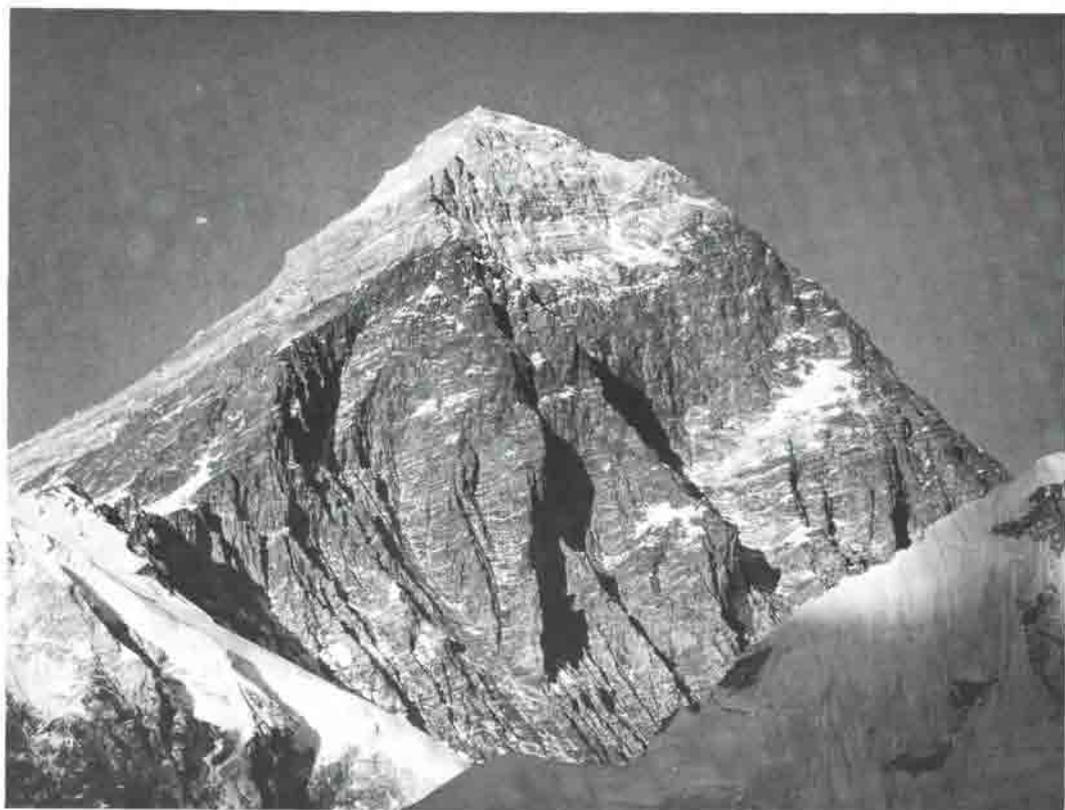
verständlich – solange es sich um einen von den niedrigeren Achttausendern handelt (sagen wir: bis 8200 m; dann folgt bekanntlich in der Höhe der Weltberge eine große Lücke). Schon vor rund zwanzig Jahren haben Bergsteiger wie Buhl, Tichy, Moravec bewiesen, daß es auch ohne geht . . . und 1957 und 1960 war ich ja selbst mit dabei. Aber der Makalu ist einer von den hohen Achttausendern – sie beginnen bei rund 8500 m! Und da ist die Sache m. E. (trotz einiger spektakulärer Erfolge, wie z. B. Messner/Habeler am Everest) eine andere: nicht, daß man sie nicht auch ohne Sauerstoffgerät bewältigen könnte – die Luft ist dort droben kaum dünner als bei den »niedrigen« Achttausendern. Aber man ist unvergleichlich viel länger in der gefährlichen Zone! Dort, wohin einen beim niedrigen Achttausender ein Blitzangriff im Alpinstil für wenige Stunden führt, muß man beim hohen Achttausender erst das letzte Lager einrichten! Die paar hundert Meter Höhenunterschied in der Gipfelhöhe führen zu einer Verlängerung des Aufenthalts in der Gefahrenzone um zwei bis drei Tage. Der Sauerstoffmangel im Körper kann auch bei akklimatisierten Menschen bei zu langer Dauer verheerende Folgen haben: Gehirnschlag, Lungenödem, Erfrierungen, Absterben von Gehirnzellen etc. Ist die zweifellos größere sportliche Leistung der sauerstofflosen Besteigung eines hohen Achttausenders dieses Risiko wert? Nein – sagten Hermann Warth aus Schwaben und ich, die wir gemeinsam die »Internationale Makalu-Expedition 1978« ins Leben gerufen hatten und verantwortungsvoll leiten wollten.

Wir haben ca. 30 Flaschen Sauerstoff mit (die Hälfte davon wurde wieder heimgebracht); sie sollen für den Aufstieg ab 8000 m eingesetzt werden – ansonsten einige Flaschen für Notfälle in den Hochlagern verbleiben. Unsere achtköpfige Mannschaft umfaßt außer Hermanns Frau auch drei Sherpas – zwei Nepali und einen Tibeter von der anderen Seite des Everest (Hermann Warth und ich wurden mit diesem unverwüstlichen und immer fröhlichen Nawang Tenzing zum untrennbaren Kleeblatt, 1974 . . . im wochenlangen Ringen am Shartse-Südgrat); Hans v. Känel, Karl Landvogt, Ang Cheppal, Nga Temba – alle sind wir begeistert von unserer Expedition »in anderem Stil«. Was bedeutet das? – Sherpas nicht als »Lastochsen«, sondern als volle Mitglieder der Expedition mit Anspruch auf den Gipfel; europäische Bergsteiger verschiedener Länder, die selbst

ihre Lasten schleppen werden wie bei Hermann Buhls Westalpenstil; Verpflegung fast nur aus Nepal. Irgendwie könnte Herbert Tichy in weiter Ferne Pate gestanden haben für diese Expedition – er, Freund der Sherpas, der so oft mit ihnen unterwegs war in ihrem Land. Und Hermann Warth ist selbst ein glühender Verfechter der Entwicklungshilfe – leitet er selbst doch die deutsche schon seit drei Jahren in Nepal. Vier europäische Bergsteiger und drei Sherpas – eine Kleinexpedition also. Westalpenstil? Nein, weil wir doch Sauerstoff haben – und die schweren Flaschen auf eigenem Buckel ins letzte Hochlager auf ca. 8000 m schleppen müssen . . . ohne Sauerstoff natürlich. Außerdem sind drei Sherpas aus Nepal und Tibet dabei, folglich kein Westalpenstil . . . spätestens hier dürfte wohl auch dem Leser klar werden, daß der »Kult« um den Westalpenstil eigentlich etwas übertrieben ist. Am klarsten hat mir das wohl Herbert Tichy selbst eines Tages gesagt – mit dem einfachen Satz: »Ja, sind denn Sherpas eine andere Art von Menschen?« No comment.

Aber noch ein letztes Mal zum Westalpenstil, von dem es so viele Spielarten gibt: nehmen wir an, es gäbe Expeditionen mit Stars, die nichts tragen, während Kollegen das letzte Lager einrichten und für den Gipfel dann kaum noch oder erst in letzter Linie drankommen – ist das dann Gemeinschaftsopfer, ist das dann noch Westalpenstil oder ist das nicht eigentlich der »europäische Sherpa« (im Sinne von Hochträger) aus der Taufe gehoben worden? Die Größe und Schwierigkeit des Weges mag da wohl manchmal, aber nicht immer, über die Sinngebung entscheiden.

Zurück zum Makalu: der Anmarsch unserer Expedition gestaltet sich extrem schwierig – Schlechtwetter läßt den 4200 m hohen Bergpaß »Kongma La« im Neuschnee versinken; von 109 Lastenträgern zum Basislager verbleiben uns nach dem Kongma La nur noch neun! Eigentlich das Ende der Expedition – aber wir geben nicht auf: in fortwährendem Hin und Her befördern wir die Lasten weiter. Es geht so viel Zeit verloren, daß an die geplante Überschreitung des Berges nicht mehr zu denken ist. Wir versuchen den noch nicht wiederholten Weg der Erstbesteiger von 1955, an dem seither zwei Expeditionen gescheitert sind. Das Wetterglück ist uns nun endlich hold. Am 1. Mai 1978 steht Hermann Warth mit Ang Cheppal auf dem 8481 m hohen Gipfel – der Sherpa ist sogar ohne Sauerstoff gegangen! Der Erfolg einer »menschlichen Expedition« ist erst



dann vollkommen, wenn jeder seine Chance gehabt hat – dieser Meinung sind wir alle. Am 10. Mai gelingt unserer zweiten Seilschaft der Gipfel und am 21. Mai der dritten . . . alle waren wir oben, einschließlich der Sherpas! Nur Dietlinde nicht – doch war der Gipfel von ihr auch nicht angestrebt. Drei Wochen Zeitraum zwischen der ersten und der letzten Gipfelbesteigung auf unserer Expedition sagt einiges aus über die Kameradschaft und das Verständnis füreinander. Unsere zweite Seilschaft verspätet sich allerdings beim Gipfelgang (z. T. wegen Ausfall der Sauerstoffgeräte) und muß beim Abstieg in 8200 m Höhe biwakieren – ohne Sauerstoff. Erfrierungen von Finger- und Zehenspitzen sind die Folge. Als die Geräte beim Aufstieg ausfielen, hatten meine Kameraden die Wahl, weiterzugehen oder umzudrehen. Sie wählten den Gipfel – das andere wäre die Sicherheit gewesen; denn ohne Geräte abzu- steigen ist für einen akklimatisierten Bergsteiger normalerweise gar kein Problem – ein Biwak aber ist immer ein Problem. Sie haben ihre Wahl trotzdem nicht bereut: der Makalu ist ein herrlicher Berg. – Ich selbst habe mir diesen Gipfel schwer

er kämpft: ein furchtbarer Höhenhusten ließ bereits jede Chance schwinden; da eilte ich hinab in den Urwald auf 3500 m Höhe und wurde dort in wenigen Tagen gesund und fit für die fünftausend Meter Aufstieg zu diesem für mein weiteres Leben entscheidenden Gipfel! Entscheidend – weil nun der Bann gebrochen war: nach einer Pause von 18 Jahren stand ich innerhalb von fünfzehn Monaten auf drei Achttausendern.

»Du machst auch die Älteren wieder zuversichtlich«, sagte Günter Sturm vor nicht allzulanger Zeit zu mir, als ich wieder in München war. Abgesehen vom Erlebnis des Berges ist auch das eine große Genugtuung.

Herbst 1978: Kameramann auf dem Dach der Welt – Mount Everest

Die Franzosen hatten ihre Bewilligung für den Everest von Dr. Herrligkoffer bezogen. Ihr Leiter, Pierre Mazeaud, hatte mich als einzigen Nicht-Franzosen in ihre Mannschaft aufgenommen; ich war der Kameramann der Expedition am Berg und wurde Zeuge einer guten Zusammenarbeit



Seite 122: Die Gipfelpyramide des
Mount Everest (8848 m).

Foto: G. Rubin

Oben: Der Gasherbrum II (regelmäßige
Pyramide über'm Gasherbrumgletscher),
links daneben der Gasherbrum III.

Links: Transport per Seil-
brücke – ein zweifelhaftes Vergnügen
für den Bock!

Fotos: K. Diemberger

zwischen Deutschen und Franzosen, beides Großexpeditionen im klassischen Stil der Everestunternehmungen. Ein Schweizer und eine Polin (Wanda Rutkiewicz, die als erste Europäerin den Everestgipfel erreichte), gaben einen weiteren sympathischen Akzent in die internationale Atmosphäre, die durch die Anwesenheit einer angloamerikanischen Kleinexpedition zum Nuptse (mit Doug Scott) noch erhöht wurde. Was vor wenigen Jahren noch undenkbar war, war nun Wirklichkeit geworden: drei Expeditionen im Western CWM des Everest – und vertragen sich! Man darf den Glauben an den Fortschritt nicht verlieren. Der manifestierte sich bei den Franzosen in eklatanter Weise auf dem Gebiet der Technik: direkte Funkverbindung nach Paris. Eine Sendestation mit 14 Meter hohen Masten im Basislager, ein Reflektor mit 5 m Durchmesser auf dem Dach der Botschaft in Kathmandu, ein Funksatellit namens »Symphonie« im Weltraum – und natürlich Sprechfunkgeräte am Berg. Das alles macht es möglich, daß am 15. Oktober 1978 den Franzosen die erste Funkverbindung vom Gipfel des Everest bis Paris gelingt! Na, warum sollen die Techniker nicht auch ihre Freude haben? Bei der Verpflegung am Berg merkt man leider den allgegenwärtigen Trend der Neuzeit zum »Noch leichter – noch schneller!« . . . ein Übermaß an »Freezedry-Beutelnkonserven«, hyperleicht, läßt auf dem Umweg über Bauchweh den Slogan (noch leichter, noch schneller!) drastische Wirklichkeit werden. Aber sonst fehlt uns nichts: ich arbeite mit sechs Kameras und einem Tonbandgerät, auf dem Gipfel schlagen wir »Klappe 1«, »Klappe 2« (nur mit der Hand natürlich) für den ersten Tonfilm von dort droben; ein Traumtag ist das, mit unermesslicher Fernsicht! Verdient, nach dem vielen Schlechtwetter, nach eisigen Höhenstürmen und wochenlanger Spuarbeit.

Ich werde den 15. Oktober 1978 nie vergessen: die Stunde auf dem Gipfel des Everest, der Blick hinunter auf die Erde, die unermessliche Gipfelrunde.

Es war nur der Normalweg. Aber es war an diesem Tag so unwichtig, auf welchem Weg wir da heraufgekommen waren. Ein Geschenk des Himmels. (Nicolas Jaeger, Diembergers Gefährte am Everest, ist heuer als Alleingänger in der Nuptse-Südwand verschollen; Red.)

1979 – Der Gipfel des Gasherbrum II – Götterdämmerung im Karakorum

Nie in meinem Leben bin ich bei solcher Düsternis

auf einem Gipfel angelangt, wir keuchen mühsam höher, bleiben immer wieder stehen – wir gehen ohne Sauerstoffgerät: klar, der Gasherbrum hat nur 8035 m! Übrigens, eine herrliche Pyramide, einer der schönsten Berge der Erde. Aber heute? Klare Fernsicht und darüber Dunkelheit, die schwer auf allem liegt. Wie eine Last. Ich denke an das strahlende Licht, das ich mit Hermann Buhl dort drüben auf dem Gipfel des Broad Peak erlebte, als die Sonne unterging – ein unirdisches Leuchten, das uns zu durchdringen schien. Da waren die Götter uns nahe. Hier aber sind sie nicht. Vielleicht sind sie vor den vielen Menschen hinausgeflüchtet in die Ferne Chinas, dessen unermessliche Bergwelt still hinauszieht gegen den Horizont, menschenleer wie am Anfang der Welt. Eine scharfe Schneide aus fahlem Schnee über unergründlichen Tiefen – und darauf die letzten aufregenden Schritte, denn jeder einzelne muß hier stimmen, sonst gehts hinab; Fayyaz, mein pakistanscher Gefährte, der Verbindungs-offizier der Schell-Expedition, bittet mich noch, ihn anzuschließen; plötzlich spüre ich meine Nerven zum Zerreißen gespannt; ich komme mir hilflos vor – eine Krise. Wenn Fayyaz hier stürzt? Bin ich noch in der Lage, ihn zu halten?

Fünf Minuten bin ich gereizt auf alles und alle – und erst am Gipfel sollte sich das legen; tief den Pickel einrammend nähere ich mich diesem, sichere Fayyaz nach – dann sind wir auf der Schneekuppe mit dem charakteristischen Felszacken daneben, gemeinsam mit allen anderen, die bereits ihre Wimpel hissen und filmen . . . Ich umarme Fayyaz – er ist glücklich, und ich fühle mich ihm in diesem Augenblick sehr verbunden. Hanns wünscht mir alles Gute zum fünften Achttausender und ich ihm zum dritten, er strahlt – und ich denke an unsere Zusammenarbeit und seinen unerschütterlichen Angriffsgeist.

Ja, und ich bin zufrieden, daß ich den »Fünften« habe, ohne Zweifel, am Ende dieses Bogens von 22 Jahren. Aber ich weiß, daß ich im Karakorum von einst glücklicher war. Lange noch sitze ich auf dem Felszacken und blicke hinab zum Baltoro, hinüber zur Chogolisa, zum Broad Peak, zum K 2, und als alle anderen den Gipfelschnee verlassen haben, stehe ich noch dort und fotografiere Rundumpanoramen. Dann steige ich ihnen nach.

Anschrift des Verfassers:

*Kurt Diemberger,
Rudolfskai 48, A-5020 Salzburg.*

Die »klare Linie« – Uli Biaho

VII. Grad im Karakorum

JOHN ROSKELLEY

John Roskelley, der Autor des folgenden Beitrags, war Mitglied der erfolgreichen amerikanischen K 2-Expedition 1978, von der vier Mitglieder, nämlich Louis Reichardt, James Wickwire, Rick Ridgeway und John Roskelley, den 8611 m hohen Gipfel erreichten. Darunter Reichardt, Ridgeway und Roskelley erstmals »ohne Sauerstoff« – und dies auf größtenteils neuem Anstieg.

Kein Jahr später kehrt John Roskelley als Leiter einer Kleinexpedition, der außerdem Ron Kauk, Bill Forrest und Kim Schmitz angehören, ins Karakorum zurück. Ziel: der mit 6553 m wesentlich niedrigere Uli Biaho-Turm. Vom 24. 6. bis 5. 7. 1979 gelingt es, diesen Gipfel erstmals zu ersteigen. Und zwar über die Ostwand, in der die Amerikaner – ebenfalls ein Novum im Karakorum – den Schwierigkeitsgrad VII und A 4 zu bewältigen haben. Dies gelingt im »alpinen« Stil, wie John Roskelley mitteilt; gemeint ist aber wohl eine Mischung aus »alpinem« und dem »Yosemite-Stil«, den Hans Martin Götz in seinem Beitrag schildert (s. S. 151).

Beispielhaft erscheint uns das Unternehmen, weil wir glauben, daß es einen Trend im Expeditionsbergsteigen anzeigt. Den nämlich, daß sich das Interesse namentlich von kleineren Expeditionen wieder weniger an der Höhe eines Ziels orientiert, sondern zunehmend an der Schwierigkeit desselben und daran, ob es noch »Neuland« bietet. (Red.)

Als das klapprige, gerade noch fahrtüchtige kleine Taxi in der Einfahrt bei den Koritkos in Rawalpindi anhielt, war es fast Mitternacht. Kim Schmitz, ein langer, hagerer Bergführer aus Lake Tahoe, und ich hatten uns kaum herausgewunden, als uns Andy, unser Gastgeber, auch schon eine eisgekühlte Dose Heineken in die Hand drückte und uns in Rawalpindi willkommen hieß. Umarmungen und Küßchen von seiner Frau Kathy und den Kindern bekräftigten die Einladung. Wie schon Monate vorher geplant, waren unsere Teamgefährten Bill Forrest, Eigentümer einer Bergsteigerschule in Denver, und Ron Kauk, einer der amerikanischen Spitzenkletterer, schon vor uns eingetroffen.

Unsere Freude dauerte nicht lange. In den folgenden sieben Tagen stellten wir Rawalpindi auf den

Kopf, um die zahllosen Arbeiten zu erledigen, die für jede Expedition anfallen, bevor sie sich auf ihr Angriffsziel stürzen kann. Als Strafe erschien uns dabei unsere westliche Ungeduld, denn jede Erledigung kostete uns Stunden und Tage mehr als eigentlich nötig.

Endlich bestiegen sechs Männer die vollgestopfte Militärtransportmaschine auf dem Flughafen von Islamabad, als die Sonne – eine leuchtende rote Kugel – gerade emporstieg und die bereits ölige Morgenluft allmählich aufheizte. Außer den vier Bergsteigern wollten noch Kerry Koritko, der 15-jährige Sohn Andys, und Captain Jubran Afzal, unser stolzer, doch sehr tüchtiger Verbindungs-offizier, die Expedition bis zum Basislager begleiten. Skardu, ein Ort unter wolkenlosem Himmel, hat sich im Lauf der Jahrhunderte nur wenig verändert. Eine Jeep-Spur und eine Telegraphenlinie sind die einzigen Anzeichen einer schleichenden Modernisierung. Zusammen mit drei weiteren Expeditionen durchquerten wir in nicht mehr als vier Minuten das »Geschäftsviertel« von Skardu und erreichten auf einer schmalen, steinigen Straße unser Hotel. Es dauerte nur wenige Stunden, Träger anzuheuern, Ausrüstung und Verpflegung in 25kg-Trägerlasten zu verpacken, Lebensmittel für die Träger zu besorgen und dem District Commissioner, dem höchsten Verwaltungsbeamten der Region, einen Besuch abzustatten. Eineinhalb Tage später zockelte unser Jeep nach Bongla, ein öder, staubiger Fleck, wo der tosende Braldu in die oberen Arme des Shigar-Flusses mündet. Die 25 in Skardu angeworbenen Träger warteten geduldig auf uns. Zügig verteilte Captain Jubran die Lasten, stellte noch fünf zusätzliche Träger an und wir machten uns auf den Weg nach dem ungefähr sechs Kilometer schluchtaufwärts gelegenen Dasso. Die nächsten sieben Tage schwitzten wir auf staubigen Pfaden, schliefen zwischen Balti-Hütten und führten ein bewegtes Nomadenleben.

Am siebten Tag erreichten wir das Trango-Basislager. Nie habe ich im Karakorum so einen klaren Tag erlebt. Wann immer uns der Blick auf die Trango-Türme direkt über uns zu viel Angst einflößte, zog Gasherbrum IV unsere Aufmerksamkeit auf sich, der sich mehr als 40 km weiter östlich über dem Konkordia-Gletscher aufrümt.

Gelbes Licht machte sich langsam über dem Großen Trango-Turm breit, als ich aufwachte, mich anzog und mit der Kocherei begann. Angelockt von dem einladenden Summen des Kochers schäl-

ten sich die anderen auch allmählich aus ihren Schlafsäcken. Nur in Shorts und Tennisschuhen machten sich dann fünf von uns daran, den leichtesten Weg durch die Gletschertrümmer am Fuße des Uli Biaho zu suchen, um die ideale Linie auf diesen bisher unbestiegenen Gipfel auszukundschaften. Nichts leichter als das.

Eine 750 m hohe, schmale Eisrinne endete in einem steilen, offenen Kessel unterhalb der pyramidenförmigen Ostwand; ein mäßig schwieriger, doch gefährlicher Anstieg. Linkerhand, vom tiefsten Punkt der Wand, erhob sich ein ununterbrochenes, leicht nach rechts geneigtes Rißsystem, das 1000 Meter höher in einen pilzförmigen Gipfelaufbau mündete. Da hatten wir sie, die logische Linie.

Am nächsten Morgen gegen 7 Uhr waren Ron und ich dabei, die untere Rinne zu begehen, die zwar noch im tiefsten Schatten lag, aber vom weiter oben bereits sonnenerwärmten Eis ständig Steinschlag erhielt. Unser Angriff war bald abgeschlagen.

»Das war ein verdammt großer Brocken,« meinte Ron. Ich beobachtete den Stein, wie er hüpfend immer mehr Eisbrocken auf seiner rasenden Talfahrt losschlug. »Das ist nur ein Einzelgänger,« entgegnete ich mit mulmigem Gefühl im Bauch.

Der zischende und knirschende Gesang einer Eislawine strafte meine Beobachtung kurz darauf Lügen, so daß wir uns schließlich doch, ohne jegliche Hast, zurückzogen. Am nächsten Morgen schleppten Kim, Bill und ich schwere Lasten zum Wandfuß, während Ron schon wieder an die »Kampffront« dachte und daran, die Rinne nochmals zu probieren. Schmutzige Eistürme zur rechten boten genügend Schutz für einen sicheren Aufstieg am nächsten Morgen. Ich führte die gelegentlich schwierige Seillänge, die verschiedene Stellen von 70 Grad Neigung aufwies. Da wir mit der Kletterei sofort beginnen wollten, wateten Kim und ich durch den tiefen, nassen Schnee an den Wandfuß und packten die ersten zwei Seillängen an. Der Fels war Spitze. Tiefe Risse, Henkelgriffe, regelmäßig wiederkehrende Standplätze zum Sichern, sogar gelegentlich Eiszapfen, um unsere trockenen Kehlen zu befeuchten. Spät am Nachmittag, als der Steinschlag nachließ, stiegen wir ab. Am nächsten Morgen legten wir den Rest der Rinne zurück und gelangten an den eigentlichen Anfang der Wandkletterei. Da ich mir tags zuvor den Rücken ernstlich gezerzt hatte und völlige Steifheit befürchtete, blieb ich unten. Als es

anfang zu regnen, kehrten auch die anderen zum Proviantdepot am Fuß der Rinne zurück. Schwarze Wolkentürme wollten offensichtlich einige Tage schlechten Wetters einleiten. So rannnten Kim, Bill und Ron zum Basislager hinunter, das zwei Stunden entfernt war. Mich ließen sie mit Lebensmitteln, Biwaksack und Kocher zurück, damit ich meine Rückenverletzung auskurieren konnte.

Drei Tage später waren wir vier wieder zusammen. Ron war mit seinen tiefen Zweifeln bezüglich der Route ins Reine gekommen und mein Rücken war wieder in Ordnung. Am frühen Morgen machten wir uns an den Aufstieg durch die Rinne und erreichten den Wandfuß am Nachmittag. Erschöpft und besorgt über die Lawinengefahr verschoben wir das Nachholen der Lasten, die wir auf halbem Weg in der Rinne vorher zurückgelassen hatten, auf den nächsten Tag.

Nachdem wir die Lasten geholt hatten, stiegen Ron und ich zeitig am anderen Morgen die fixierten zwei Seillängen nach oben und begannen damit, weiter vorzustoßen. Wir kamen zwei weitere lange Seillängen in idealen Rissen gut vorwärts, stiegen dann aber ab, um Kim und Bill zu helfen, an die 140 kg Ausrüstung heraufzuziehen. Diese Lastenschlepperei sollte die Kehrseite unserer Kletterei bleiben.

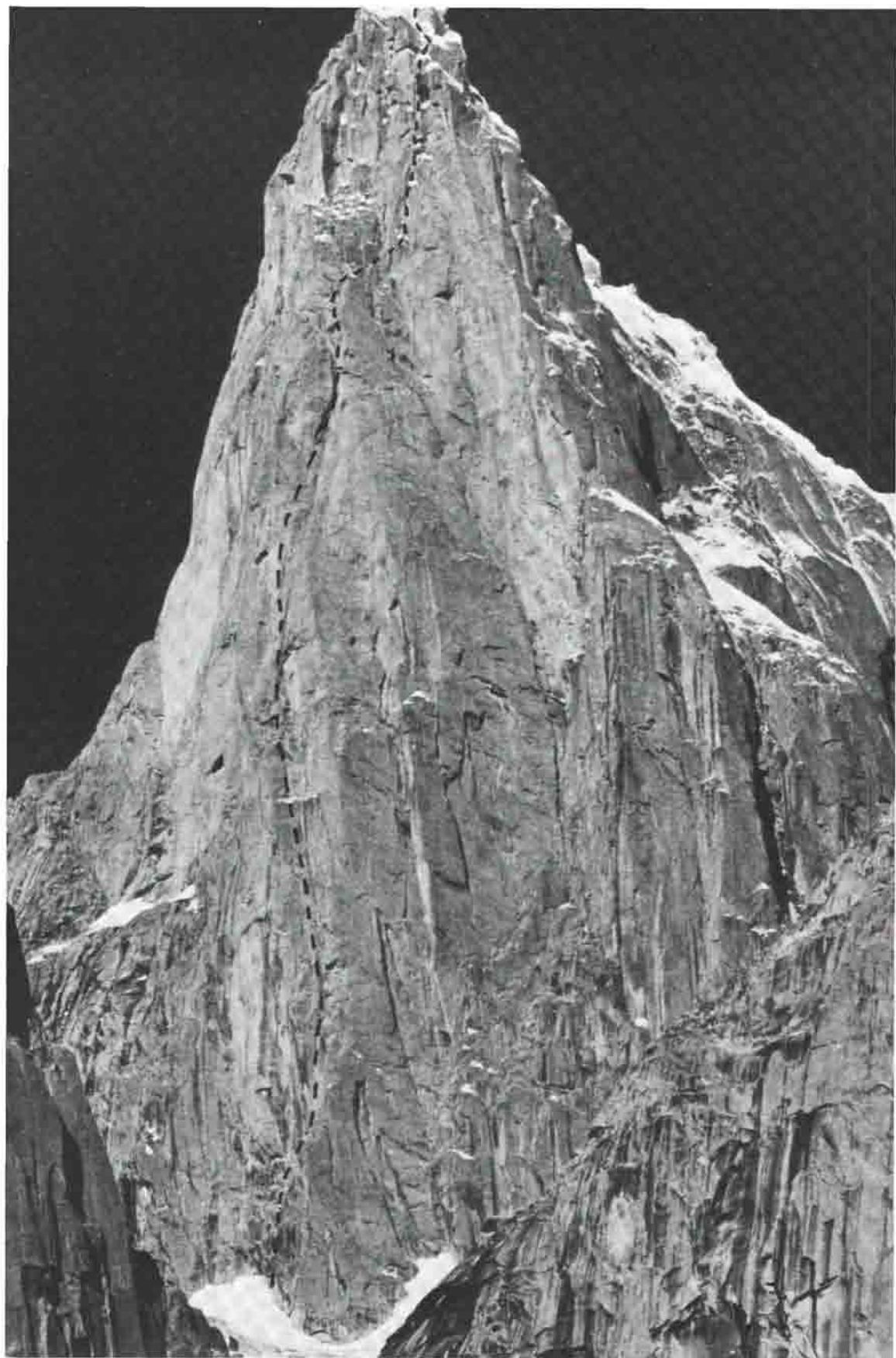
Noch Tage später holten wir uns aufgeplatzte Adern und gezerzte Muskeln bei der Schinderei mit den drei 45kg-Lasten, obwohl die senkrechten, glatten Wände die Beförderung technisch eigentlich erleichterten. Zahllose Flüche und Verwünschungen wurden durch die Wand geschickt, denn die beiden »Schlepper« mißgönnten den zwei Führenden ihr müheföses Vorwärtkommen im makellosen Rißsystem.

Wir kamen im Faultiertempo voran, wurden aber doch nie schwankend bezüglich unseres Ziels. Die beiden Teams arbeiteten unabhängig voneinander, ihrer eigenen Intuition gehorchend was Biwakplätze und Standorte anbetraf.

Kim und Bill, beziehungsweise Ron und ich wechselten uns im Führen und Lastenschleppen ab. Während die Führungsmannschaft gewöhnlich bis in den Nachmittag arbeitete, suchte die Schleppmannschaft dann einen geeigneten Biwakplatz und bereitete alles zum Kochen und Schlafen vor. Die Simse waren schmal, oft nur stiefelbreit und

Der Uli Biaho-Turm im Karakorum mit der »klaren« oder »logischen Linie« (»Obvious Line«) der Erstbesteiger.

Foto: J. Roskelley



ausgesetzt, sollten aber dem Kochkram Platz und uns geeignete Ruhestätten bieten. An Schlafplätze war nicht zu denken. Nur drei Biwakplätze in der gesamten Wand waren groß genug, um es einem oder höchstens zweien von uns zu ermöglichen, darauf zu schlafen.

Waren die unteren Seillängen blockig und hin und wieder etwas brüchig, so änderte sich der Charakter der Führe schlagartig, als wir am dritten Tag eine weitläufige Verschneidung erreichten. Senkrechte, zollbreite Risse weiteten sich zu einer ausgedehnten Granitflucht über unserem Biwakplatz, der sich noch unterhalb der Verschneidung befand. Das Hakenschlagen war ein Vergnügen, das weder durch vorspringende Dächer noch durch völlig glatte Wandstellen behindert wurde. Allein das Inferno loser Steine und Eisbrocken, von den Vorausgehenden, den Seilen, den Gepäcksäcken oder durch natürliche Ursachen ausgelöst, zwang uns ständig, nach Deckung zu suchen. Zugleich wurde dadurch eine Atmosphäre des totalen Angespanntseins geschaffen.

Das steile, kegelförmige, mit Rillen durchzogene »Fledermaus-Band«, das wir vom Talboden aus als Reihen schneebedeckter Fledermausflügel gesehen hatten, bot uns für zwei Biwaknächte Schutz. Während Bill sich von Elektrolyt- und Wassermangel erholte, versicherten Kim, Ron und ich ohne unsere lästigen Gepäcksäcke drei weitere Seillängen.

Obwohl drei Nächte hintereinander Schnee fiel, waren die Tage wolkenlos. Masherbrum, bisher hinter senkrechten Pfeilern im Süden verborgen, wurde sichtbar und zeigte uns zum ersten Mal, daß wir doch an Höhe gewannen. Ron plagte sich mit der dritten und letzten Seillänge einer sich verbreiternden Verschneidung herum, die ihn zu einem Schnecken tempo nötigte. Als die Sonne gerade hinter den Trango-Türmen unterging, waren wir wieder bei Bill auf dem »Fledermaus-Sims«. Sonne und Wärme ergossen sich über uns, als wir uns am Morgen aus unseren Hängematten beugten, um den neuen Tag zu begrüßen. Wir erinnerten uns lachhafter Träume von einem Leben, in dem wir nichts mehr mit Durst, wunden Muskeln, blutigen Fingern und Hunger zu tun hatten. Bill hatte sich wunderbarerweise erholt, obwohl ich überzeugt gewesen war, daß wir an diesem Morgen einen Toten die Wand abseilen müßten. Neugierig verließen wir unser Band, obwohl uns weiter oben eine ungewisse Wohnung erwartete. Während Bill sich an Steigklemmen hocharbeitete

und zwischendurch ausruhte, holten Kim, Ron und ich die Lasten nach und kletterten über den höchsten Punkt des Vortags hinaus weiter. Kims Führung über kleine Überhänge endete auf einem zehn Meter langen, 50 cm breiten, nach außen geneigten Band. Ron und ich beendeten zwei Verschneidungsseillängen, während Bill und Kim vier Löcher für die Hängemattenbolzen in die glatte Wand bohrten.

Donnergrollen zwischen den Trango-Türmen und dem Baltoro-Gletscher begleitete unsere Biwakvorbereitungen. Ein Blitzschlag leitete einen Gewitteralptraum ein, der bald mit nassem Schnee alles zudeckte.

Als ob sich dadurch der Sturm abhalten ließe, zogen wir unsere Säcke zu und lagen die ganze Nacht bewegungslos da. Keiner wagte, in seiner Matte zu schaukeln, um nicht noch nasser und kälter zu werden. Austreten mußten wir uns bis zum Morgengrauen verkneifen. Mit dem ersten Licht, das die dicken Wolken durchdrang, taute bald brütende Hitze den festgepreßten Schnee aus den Wänden und von unseren Säcken ab. Immer mehr Sonnenlöcher zerrissen die Wolkennmassen, wärmten uns und trockneten die Sachen. Die übrige Welt war noch vom Sturm gepeitscht, aber wir schienen von den Elementen wie unter einer Glaskugel abgeschirmt zu sein. Gegen Mittag lebte der Sturm wieder auf und setzte seine Einschüchterungsversuche gegen uns fort. Doch diesmal schliefen wir in unseren sanft schwankenden Hängematten sicher und friedlich, von gelegentlichem Donnergrummeln abgesehen.

Bis zum Morgengrauen hatte sich der Sturm gelegt. Der Masherbrum erstrahlte in glühendem Orange und gleißte in der Sonne. Mit der zurückkehrenden Wärme erwachte unser Ziel, das im Winterschlaf gelegen zu haben schien, zu neuem Leben. Obwohl es uns in unseren Matten hin und her beutelte und wir bis auf die Haut durchnäßt waren, galt unser erster Gedanke etwas Trinkbarem.

Das Frühstück fiel kurz und einfach aus. Kim und Bill verschwanden nach oben, Ron und ich waren an der Reihe zu packen und hochzuschleppen. In dem Bemühen warm zu werden, überholten wir die beiden schnell, mußten dann aber fröstelnd in unseren Schlingen mehrere Stunden warten.

»John,« brüllte Kim, »wir finden keinen Biwakplatz!«

»Fixiert eure Seile und wir seilen eine Länge zu dem Band da unten ab,« brüllte ich hoch.



Ron Kauk beim Packen der Lasten nach dem Sturm.

Foto: J. Roskelley

Schnell ließen Ron und ich die Säcke eine Seillänge ab auf ein schmales Band und richteten den Platz zum Kochen und für die Hängematten her. Kim und Bill kamen mit der Dunkelheit in unserem beängstigend engen Heim an. Bis spät in die Nacht schmolz ich Schnee und fütterte unsere hungrige Mannschaft.

Wie unvorstellbar sah die Welt aus der »Mietskaserner«, unserem vierstöckigen Hängemattenheim am Uli Biaho aus! Etwas lauwarmer Schokolade spülte das Trockenfutter hinunter, dann kletterten wir an den Fixseilen wieder nach oben, machten aber von Zeit zu Zeit Halt, um Kim und Bill mit dem Gepäck zu helfen und den Abstand nicht zu groß werden zu lassen. Kim hatte abends zuvor eine scheußlich überhängende Seillänge begonnen und ich durfte dieses eisige Scheusal jetzt beenden. Ein luftiger Standplatz 750 Meter über dem gährenden Nichts bildete das Vorspiel zu einer fadenscheinigen Nagelei. Ich führte Kims Methode, abwechselnd Wandhaken und abgebundene Eisschrauben zu setzen, fort, konnte sie aber nur notdürftig unterbringen. Um splitterndes Eis zu vermeiden, riskierte ich lieber größere Seilreibung und nagelte mich so hoch, bis ich mich auf einem zweifelhaften Eissims ohne geeignete Sicherungsmöglichkeit wiederfand. Die Lage war zum Verzweifeln. Die Seilreibung zog mich hinunter, meine Hakenauswahl war gleich Null und ich konnte einfach keinen Riß für eine Selbstsicherung finden. Mit einem schlechten Gefühl knüpfelte ich die Spitzen zweier Winkelhaken in einen halmbreiten Riß und brüllte nach unten: »Nachkommen«.

In dem Moment, als Ron wie aus einem Aufzugschacht auftauchte, brach ein gewaltiger Schneesturm los, der den Sicht- und Rufkontakt zu den anderen fast unmöglich machte. Wir dübelten noch ein paar Haken in die Felsen, bevor wir Kim riefen. Das Nachschleppen des Gepäcks wurde zur Viecherei. Zu dritt schufteten wir stundenlang, um die Säcke hochzubringen, während Bill frierend und beschäftigungslos unten wartete. Die Dunkelheit brachte uns – Wettkampf mit der Nacht – wieder zusammen. Jetzt galt es, Abendessen zu bereiten, Wasser zu schmelzen, die Hängematten zu installieren. Der Gipfel sah täuschend nah aus. Wir beschlossen, ihn am nächsten Tag anzugreifen und unsere Säcke und Biwakausrüstung zurückzulassen.

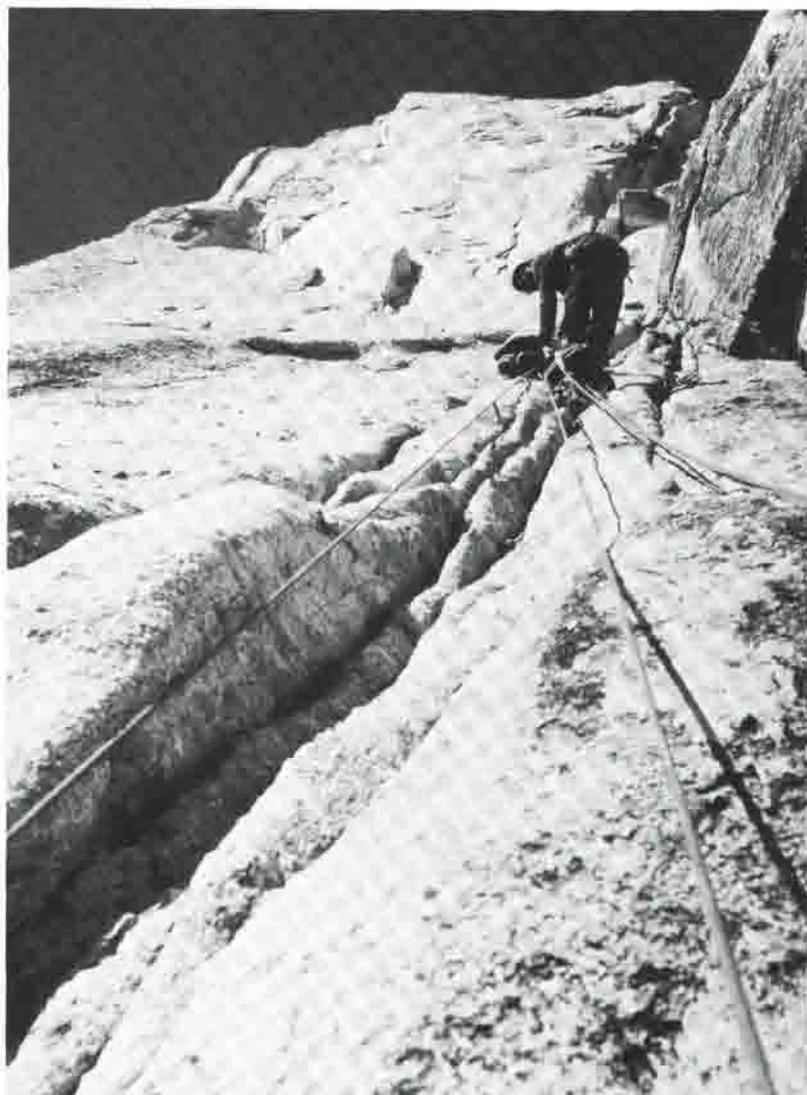
In einem miserablen Holzkeil hängend begann ich am nächsten Morgen mit der Kocherei. Die Eises-

kälte ließ mir die Finger erstarren, während ich verzweifelt damit beschäftigt war, den verrosteten Kocher in Gang zu setzen. Als er endlich wieder funktionierte, konnte ich meine steifen Hände und Füße etwas aufwärmen und gleichzeitig Eis für den ersten Durst schmelzen. Die scheinbar leblosen Körper über und seitlich von mir begannen sich zu bewegen, riskierten einen Blick, »glasige« Augen spähten aus den höhlenartigen Öffnungen der fest zugezogenen Schlafsäcke.

Obwohl uns jeder Muskel schmerzte und die Hände geschwollen waren, griffen wir mit Todesverachtung nach den Steigklemmen und stiegen die drei Fixseile hoch, die Ron und ich am Nachmittag vorher angebracht hatten. Von einem verschneiten Sockel aus übernahm ich die Führung, erkletterte einen Grat aus windgepreßtem Schnee und gelangte zu einer mißlichen 30m-Traversierung, die über eine eisbepackte, fußgroße Leiste führte. Ohne Steigeisen kletterte ich weiter zwischen der überhängenden Wand und großen Felsen- und Eisvorsprüngen; verklemt in einen Kamin zwischen riesigen Eiszapfen und Felsnasen überwand ich das letzte gefährliche Hindernis und gelangte an einen kleinen Stand unterhalb eines scheinbar idealen und trockenen Rißsystems.

Kim übernahm nun die Führung und erreichte im Wechsel zwischen Hakenschlagen und freier Kletterei ein breites Band. Während Bill und Ron aufschlossen, machte ich mich an einen runden Dachvorsprung, dann durch einen zwei Zentimeter breiten Riß hinauf auf ein weites, fast waagrechtes Band. Der weitere Verlauf der Führe schien geradeaus dem Talboden emporzuwachsen.

»Geh weiter, Ron,« schmeichelte ich, »diese Verschnaidung ist wie für dich gemacht.« Mit Eisen beladen arbeitete sich Ron Zentimeter für Zentimeter den Überhang hinauf, der für niemanden unter drei Meter Körperlänge geeignet schien. Windige Kombinationen mehrfach im Riß zusammengekeilter Bongs hielten gerade so lange, daß sie über eine Stelle hinweghalfen, bevor sie in sich zusammenfielen. Der miserable 20 cm breite Riß kostete uns Stunden wertvoller Zeit, Ron aber Jahre seines Lebens. Minuten später war alles angesichts eines 17cm-Risses bereits vergessen. Kim und ich führten je eine weitere Seillänge, brachten dabei einige Keile der Länge nach an. Da ich meine Schlosserei bei der unteren Seillänge verbraucht hatte, beendete ich diese mit einer recht dürrtigen Selbstsicherung, mußte aber noch in dic-



*Ron Kauk
am Riß
oberhalb der
»Mietskaserne«
(»Tenement House«)
am siebten
Tag der
Kletterei in
der Ostwand
des Uli-Biaho-
Turms.*

*Foto:
J. Roskelley*

ser Stellung einen rißlosen, einen Meter breiten, vereisten Kamin ausräumen.

Es war sechs Uhr. Der Blick nach oben war von einem waggongroßen Eisklotz versperrt, der die steile Rinne verklemmte, in der wir uns gerade befanden. Wollten wir weitersteigen, drohte uns ein Biwak. Ron ahnte, was die Folge sein würde. Er fragte scheinbar gleichgültig:

»Wie ist das mit den Erfrierungen, John? Diese Kletterei bedeutet mir viel, aber kann ich ohne Zehen noch 5. 12 klettern?«

»Ruhig Blut, Ron, wir können die drei schwersten Seillängen versichern und den Rest noch einmal machen, wenn wir morgen wieder hochkommen.«

Die Entscheidung war einstimmig. Wir wollten am nächsten Morgen zurückkommen. Ein Biwak in naßgeschwitzter Kleidung in dieser Höhe bei Temperaturen unter Null war zu riskant.

Mit der Dunkelheit erreichten wir unser Lager und um Mitternacht kroch ich schließlich auch in meine Hängematte, nachdem ich Stunden damit verbracht hatte, den Flüssigkeitsverlust der Mannschaft auszugleichen. Hunger hatte niemand.

Vier Stunden Halbschlaf war alles, was wir uns leisteten. Dann kletterten wir die vier Seillängen des Vortags noch einmal, drei weitere an fixen Seilen unter Anwendung der Steigklemmen. Der ge-

strige höchste Punkt war gegen Mittag wieder erreicht. Ron machte gerade Stand, als ich am Ende des letzten Fixseils ankam. Was auf uns wartete, sah nicht gut aus.

Das Vorrangige war jetzt, den Eisklotz unmittelbar über unserem Standplatz zu überwinden. Mit Hilfe eines drei Meter langen, feinen Risses gelangte ich auf ein Schneeband, das mein Gewicht gerade so lange trug, bis ich einige kleine Griffe in dem Eisblock erwischen konnte. Wie ein Dach grub ich mich durch den ausgeschmolzenen Spalt zwischen Eis und Fels, um erst weiter oben wieder ans Tageslicht zu kommen. Aus Angst, daß der ganze Block losbrechen und Ron mitreißen könnte, beeilte ich mich, an seine Rückseite zu kommen. Über einen überhängenden Klemmblock gewann ich wieder zuverlässigeres Terrain. Immer noch ohne Steigeisen arbeitete ich mich eine eisverkrustete, felsige Rinne hinauf zu einem idealen Vorsprung und Standplatz.

Schnell kam Ron mit meinen Steigeisen und einigen Eisschrauben nach. Wir waren im Lager unten übereingekommen, daß oben ich alle Eisseillängen führen sollte, um Zeit und das überflüssige Gewicht der Eisschlosserei zu sparen. Vorsichtig verließ ich den Standplatz in der Hoffnung, daß die 80 Grad steile Eisschilfe halten würde. Sie hielt. Wir befanden uns nun auf dem blockigen, mit Eis überzogenen Grat unterhalb des Gipfels, der ein schnelles Vorwärtsskommen heikel und schwierig machte. Hinter einer Felsrippe und einer Rinne sah ich mich überraschenderweise einem Eispilz von der Größe eines Hauses gegenüber, der in meine Richtung überhing. Plötzlich erschien die Kletterei das Risiko nicht mehr wert zu sein. Leise zog ich am Seil, damit Ron nachkäme, denn ich wollte das Monster über mir nicht verärgern. Nach wenigen Minuten war er bei mir, offensichtlich sehr besorgt angesichts der Lage hier oben.

Ich nahm die Eisschrauben und kletterte zwischen zwei Eiszapfen weiter, wühlte mich durch morsches Eis unterhalb des Riesenblocks. Als ich ungefähr zwölf Meter über Ron war, trat ich einen vielleicht 15 kg schweren Eisklumpen los, der Ron traf und ihm die Schulter schwer prellte. Ron war verletzt und geschockt. Er schrie und drohte, nicht weiterzugehen, doch sah er bald ein, daß es sicherer war, den Aufstieg fortzusetzen.

Der einzig gangbare Weg sah am schlechtesten aus. Der tote Punkt unter dem gigantischen, auf schmalen Fundament ruhenden Eispilz war ein

drei Meter hohes Schlüsselloch, das sich nach der anderen Seite öffnete. Ich durchstieg es und gelangte auf eine steile, glasharte Eisplatte. 20 m über dem Stand hatte ich dann eine Wächte zu überwinden. Abwechslend setzte ich Eishammer und Steigeisen ein, bewegte mich über die spiegelglatte Platte, hielt nur einmal an, um eine meiner beiden Eisschrauben zu setzen. Ich erreichte die Spitze des morschen, eisigen Rückens als das Seil gerade zu Ende war.

Ron mußte nur noch mit Hilfe der Jümarklemmen durch das Loch hindurch über die Eisplatte hinauf und die Schraube dabei herausdrehen. Kim und Bill folgten am Gepäckseil, das ich direkt zu ihnen hinuntergelassen hatte. Als Ron am Stand angekommen war, stapfte ich eine weitere Seillänge durch eine leichte Schneerinne. Kim und Bill überwandern währenddessen die Eisstelle. Das nächste, sehr steile Teilstück führte mich auf das Gipfelschneefeld, wo ich Stand machte. Es war jetzt vier Uhr.

Völlig erschöpft und ausgedörrt versammelten wir uns am Gipfel, schossen ein paar Fotos, »schwelgten« in der Nachmittagssonne und genossen ein paar Minuten in der Horizontalen. Bills Umarmungen und Tränen spiegelten die Gefühle und Eindrücke wider, die wir alle während der letzten neun Tage in der Wand gehabt hatten.

Der schlimmste Augenblick kam, als wir der Sonne den Rücken kehren und wieder in die kalte, feindliche Welt unter uns eintauchen mußten. Fünfzehn Abscillängen brachten uns mit dem letzten Tageslicht gerade noch rechtzeitig in unser höchstgelegenes Lager. Bis spät in die Nacht war ich noch einmal damit beschäftigt, Eis zu schmelzen.

Die folgenden zweieinhalb Tage verbrachten wir mit dem Abstieg, schliefen je eine Nacht auf dem »Vier-Bohrhaken-Band« und auf dem »Fledermaus-Band«, ehe wir den Wandfuß erreichten. Obwohl erschöpft, waren wir bei jeder der 34 Abscillfahrten sehr ruhig und voll konzentriert. Die ganze Kletterei war nicht eher als Erfolg zu verbuchen, als nicht alle sicher unten angelangt wären. Einige Stunden, nachdem wir die letzte Seillänge hinter uns hatten, liefen wir die Eisrinne hinunter, auf das Basislager zu, nach Hause.

*Nachdruck mit freundlicher Genehmigung aus dem American Alpine Journal 1980.
Übersetzung: Eva-Maria Wolf.*

Mit dem Glück ist es so wie mit dem Abstieg

*Schnell und leicht ist man wieder unten, vergessen
Gasherbrum II – Yosemite*

REINHARD KARL

Ähnlich wie Sepp Gschwendner (s. S. 39) verkörpert heute auch Reinhard Karl den Typus eines »freischaffenden Bergsteigers«. Und seine »Karriere« ist nicht minder originell als die seines Freundes. Da suchte 1978 die Redaktion einer bekannten Illustrierten einen hervorragenden Bergsteiger und Fotografen, dem sie die Teilnahme an der österreichischen Everest-Expedition ermöglichen wollte. Irgend jemand hat den Leuten Reinhard Karl empfohlen. Der nutzte seine Chance, und stand schließlich als erster deutscher Bergsteiger auf dem Gipfel des Everest. Schlagartig war er bekannt. Für seine ausdrucksstarken Fotos interessierten sich nicht mehr nur, wie bisher vorwiegend, alpine Fachredaktionen. Und auch Beraterverträge der Industrie blieben nicht aus. 1979 hat Reinhard Karl seinen zweiten Achttausender bestiegen, den Gasherbrum II.

Aber wie schon nach dem Everest zog's ihn noch im selben Jahr wieder ins Kletterparadies von Yosemite. Das Treiben dort kennt er unterdessen von vier Besuchen wie kaum ein zweiter Europäer und allein am »El Capitan« fünf der bekanntesten »Big-wall-climbings«. (Red.)

Nach dem Mt. Everest sagte ich mir: nie wieder einen Achttausender! Die Rechnung, drei Monate für eine Woche Gipfelbesteigung, ging nicht auf. Ich hatte ziemliche Schwierigkeiten, mich wieder in Heidelberg einzugewöhnen, ich war richtig emotionslos. Ich brauchte ein paar Monate, um wieder »da« zu sein. Es war, glaube ich, nicht die dünne Luft, die mich so traurig-depressiv machte, sondern eher das drei Monate Alleinsein. Zwar war ich immer mit Menschen zusammen, aber als Einsamer unter Menschen. Der Berg, den ich unbedingt besteigen »mußte« und der doch so auf mein Gemüt drückte, verstärkte dieses »Ich allein,

der Berg und alle gegen mich«-Gefühl. Wie gut, daß Heidelberg so weit weg von den Bergen liegt. Es ist erstaunlich, wie kurz die Zeitspanne zwischen »Nie wieder einen Berg« und einem neuen Bergziel ist. Im Winter sehe ich schon wieder alles positiv, da auf über 8000 Meter zu wandeln als atemloser Übermensch, das muß doch ganz schön sein. Zwar genieße ich noch die gemütlichen Fernschabende im Lehnstuhl mit Bier, wenn die Tagesschau die Katastrophenmeldungen in die warme Stube schickt, es ist schön zu Hause zu sein, aber ab März, wenn dann sich wieder mal ein Sonnenstrahl blicken läßt, dann will man eigentlich nur eins – weg.

Mit Hans Schell habe ich die Möglichkeit zum Gasherbrum II mitzufahren.

8035 Meter, im Karakorum. Es wird teuer. Jeder Höhenmeter mehr als eine Mark. Als ich auf dem Frankfurter Flugplatz mit all den Expeditionsmitgliedern zusammentreffe, kommt mir plötzlich die ganze negative Zeit am Everest wieder zu Bewußtsein, das Warten, das müde Herumbhängen in Lagern, das apathische Keuchen und die Leere in meinem Kopf in großer Höhe, der Streit mit den lieben Bergkameraden, die wie ich auch nur ein Ziel im Kopf haben, den Gipfel zu erreichen. Denn ein ungeschriebenes Gesetz lautet: »Die Expedition ist eine Gemeinschaft, aber eine Interessengemeinschaft mit dem Ziel, daß ich selbst den Gipfel erreiche. Die Expedition ist für mich nur dann erfolgreich, wenn ich auch auf dem Gipfel war.« Der Grat zwischen Eigennutz und Gemeinwohl ist sehr schmal. All das und noch mehr kam mir plötzlich zu Bewußtsein: Warum kann ich eigentlich nicht normalen Urlaub mit meiner Frau machen, so wie die Millionen anderen auch? Am Meer oder irgendwo anders? Jetzt ist es zu spät. Aber ich werde es noch nachholen. Alle sind unternehmungslustig und aufgeregt wie kleine Kinder: Kurt will seinen fünften Achttausender machen*), Hanns seinen dritten, Hilmar seinen zweiten. Karl war schon auf über 7000 Meter am Hidden Peak und wurde dann krank. Jetzt will er es wissen. Die anderen, Walter, Gerald, Wolf, Alfred, Ernst, die wollen es mal überhaupt wissen, wie das so ist mit den magischen 8000 Metern. 8000 ist ja auch eine große Zahl. Die gibt schon etwas her. Von der Anzahl her sind wir eine Großexpedition. Aber nur der Zahl nach. Dank der bekannten Sparsamkeit von Hanns waren wir keine

*) s. dazu den Beitrag von Kurt Diemberger: »Meine fünf Achttausender« auf Seite. 109).

Dinosaurier(-expedition), wir sollten hungrige Wölfe werden. Wir mußten mit dem Geld haushalten, denn wir hatten keinen Sponsor, und Pakistan ist nicht Nepal. Die Träger sind wie alles andere um vieles teurer. Wir bezahlten alles aus unserer eigenen Tasche, und das gibt einen ganz schönen Leistungsdruck. Wir waren eine Arme-Leute-Expedition. Mit uns hinein in das Baltoro ging die französische Riesen-Expedition zum K 2. Mit 1500 Trägern ein nationales Berggroßunternehmen. Die ordneten unser halbverhungertes Häufchen erst als Bergwanderer ein, wie wir mit unseren wenigen Trägern und mit unserer armen Ausrüstung mit ihnen in die Bergwildnis hineinzogen. Ich war aber froh, nicht Mitglied ihres straff organisierten Gipfelkommandos zu sein. Abgerechnet wird zum Schluß. Wir bestiegen fast alle den Gipfel trotz schlechten Wetters. Die französische Trikolore blieb naß im Basislager hängen.

Mehr fremdsprachiges Farbfernsehen

Auf den ersten Blick scheint es verlockend, zu fremden Völkern zu gehen und dort einen Berg zu besteigen. Reisen bildet ja bekanntlich. Aber wenn man einen hohen Berg vorhat, dann ist man kein Tourist, nicht offen für alles, was anders oder interessant ist. Man ist ein Bergbesessener, der alles unter dem Blickwinkel sieht, möglichst schnell zum Basislager zu gelangen. Die fremdartigen Städte und Dörfer werden mehr als Problemschungel wahrgenommen. Und zu den Fremden, den Einheimischen, hat man ein Arbeitgebergefühl. Man will eine Dienstleistung, man bezahlt gut dafür und man weiß das auch. In Ländern, wo außer Zeit alles Mangelware ist, ist die Unrast der Zivilisationsneurotiker für die Einheimischen ein einziges Fragezeichen. Da gibt es zum Beispiel gebildete Leute, die die ganze Wirtschaftsgeographie und alle politischen Ereignisse der letzten Jahre des Gastlandes herleiern können, die reden mit archaischen Gestalten wie mit ihren Studenten oder Angestellten.

Dabei gibt es ein paar einfache Regeln, wie man mit jedem Menschen ohne Sprachkenntnisse auskommen kann, selbst am Ende der Welt kurz vor China. Achte den Menschen als Menschen. Nicht als Eselersatz oder als Arbeitstier, der für dein gutes Geld den Mist tragen soll, den du nie und nimmer tragen könntest und wolltest.

Es erscheint allerdings auch fraglich, ob die Touristen, die ziellos umherziehen, um die Kultur oder

ich weiß nicht was zu studieren, viel davon kennenlernen. Denn die Gegensätze zwischen einem westlichen Bildungsreisenden und einem Nepali oder Balti sind so groß. Es ist eigentlich mehr fremdsprachiges Farbfernsehen, was sich da dem staunenden Betrachter offenbart. Und für Freundschaften, da fehlen erst recht die Voraussetzungen. Unter dem Strich bekommt man als Bergsteiger, obwohl von dem Renommierdruck »Ich habe einen Achttausender gemacht« gehetzt, vielleicht doch von dem Land und den Leuten am meisten mit. Schließlich lebt man ja für Monate dort. Und Geld oder gesellschaftlicher Status zählen in den Bergen gar nichts mehr. Da zählt dann nur noch der Mensch. Ich hatte von Nepal so ein Vorurteil im Kopf, »arm, aber freundlich«, dessen Bestätigung ich hier vergebens erwartete. Das heißt nicht, daß die Menschen hier unfreundlich gewesen wären, bestimmt waren sie nicht unfreundlicher als in Deutschland.

Der Weg in das Baltoro-Gebiet ist lang und knallhart. 14 Tage Laufen durch wüstenartiges Gebirge und über Gletschermoränen. Endlose Gletschermoränen ohne Weg, »ein Schritt vor, zwei Schritte zurück«. Die Armut in den Bergdörfern ist riesengroß. Ein Plastikbeutel oder eine leere Gaskartusche sind dort noch Schätze, die das tägliche Leben verbessern. Die Menschen leben meist noch vollkommen autark in bäuerlichen Gemeinschaften. Der Trägerlohn ist die einzige Möglichkeit, zu Bargeld zu kommen. Trotzdem gibt es für sie etwas wichtigeres als Geld-Stolz. Im weitgehenden Gegensatz zu Europa, wo man für Geld nahezu alles macht. Früher gab es in Pakistan häufig Trägerstreiks: ein falsches Wort, und die stolzen Geldlosen warfen die 20 Kilogramm Selbstverwichtungsmüll der Berghelden auf den Gletscher. Da sind schon viele Bergmanager, die das Handbuch »Wie behandle ich Untergebene« nicht richtig gelesen haben, erfolglos aus dem wildesten Gebirge der Welt abgezogen. Heute hat die Regierung auch bis hierher ihren dünnen Arm ausgestreckt und regelt die per Daumenabdruck zwischen den Schreibunkundigen und den Berghelden vereinbarten Verträge. Die Menschen hier scheinen auf den ersten Blick zufrieden zu sein. Weit entfernt von Arbeitsteilung und Persönlichkeitsspaltung. Die ganzheitliche Lebensweise mit eigenem Boden, Arbeitskraft, Haus, Frau und Tieren ist hier schon Jahrtausende alt. Manche gebrauchen für diese Plackerei, nur um zu leben, zu überleben, den Ausdruck sinnvolles, glückli-



«... das heißt nicht, daß die Menschen hier unfreundlich gewesen wären, bestimmt waren sie nicht unfreundlicher als in Deutschland.»

*Foto:
R. Lindner*

ches Leben. Wer aber keine andere Möglichkeit hat, als nur zu leben, für den ist der Begriff Glück oder sinnvolles Leben nicht existent.

Die Religion der Baltis ist der Islam, da wird jetzt wieder für Diebstahl die Hand abgehackt. Ich wünsche den Baltis keine buchstabengetreue Durchführung dieses Gesetzes. Womit ich nicht sagen will, daß es unter ihnen mehr Diebe gibt als bei uns. Aber wenn man auf so einem niedrigen wirtschaftlichen Niveau lebt, und dann kommen gottähnliche Wesen mit unheimlich vielen Sachen für den vollkommen sinnlosen Zweck, einen der unzähligen Berge zu besteigen, dann kann ich verstehen, daß da mal was an den Händen kleben bleibt. Das Braldutal, das zum Baltorogletscher zieht, ist ein hartes Land und die Menschen sind genauso hart, und das, was sie essen, ist noch härter. Tschappattis mit 25 % Sand im Mehl. Wenn ich daran denke, bekomme ich heute noch Sodbren-

nen. Nirgendwo ist mir der dumme Spruch »Der Mensch ist, was er ißt« so aufgegangen. Die Menschen sind äußerlich so wie die Tschappattis – knochenhart. Ich habe immer geglaubt, ich wäre ein harter Mann, was andere aushalten, das kann ich auch. Ich bin, verglichen mit diesen Menschen, ein verweichlichter, verwöhnter Hanswurst, der zufällig vorher schon ein paar Berge bestiegen hat.

Ich habe immer die Penner für die wahren Biwakkönige gehalten, wenn sie nur mit einer Zeitung zugedeckt auf einer Parkbank im Winter die Nacht verbrachten. Aber ich sah hier Leute, die mit 30 Kilogramm auf dem Rücken über das geröllbestückte Gletschereis gelaufen sind. Als mich dann mal ein schätzungsweise 50jähriger fragte, wie alt ich sei, und ich ihm mit den Händen zeigte, daß ich 32 Jahre alt bin, da staunte ich nicht schlecht, als er mir zeigte, daß er jünger als ich war.

Das letzte Dorf heißt Askole, eine armselige Ansammlung von Hütten. Ein paar Kinder machen mit ihren Fingern Zeichen, daß sie ein Bonbon wollen, ein paar Hunde, Hühner, keine Frauen, nicht mal die alten Frauen oder die mit den Riesenkörpern sind zu sehen. Eine Männergesellschaft. Der Gendarm prüft unsere Papiere, der letzte. Hier hört fast alles auf. Wo es keine Polizei mehr gibt, da gibt es nichts mehr. Nur noch Berge, Steine, Eis und Schnee. Wir laufen ohne große Achtung durch, nicht mal das Bett, das man uns zu Ehren in der Mitte des Dorfes aufgestellt hat, das einzige Bett im Dorf, beachten wir. Wie werde ich mich später freuen, hier wieder unter Menschen sein zu dürfen.

Wenn da mal eine Highway nach China führt

Zwei Tage später treffen wir den französischen Riesenbandwurm mit dem Napoleon Yannick Seigneur und seiner 1500-Mann-Armee am Fluß. Vor einem Monat konnte man diesen Seitenfluß des Braldu noch durchschreiten, jetzt ist er ein reißendes Ungeheuer, unmöglich, ohne Brücke das andere Ufer zu erreichen. Die Franzosen bauten eine Seilbrücke. Obwohl es nur eine Minute pro Mann dauert, damit den Fluß zu überqueren, benötigen sie doch fast drei Tage, bis alle ihre Träger mit Lasten drüben sind. Es schien, als wäre Alexander der Große wiedergekehrt.

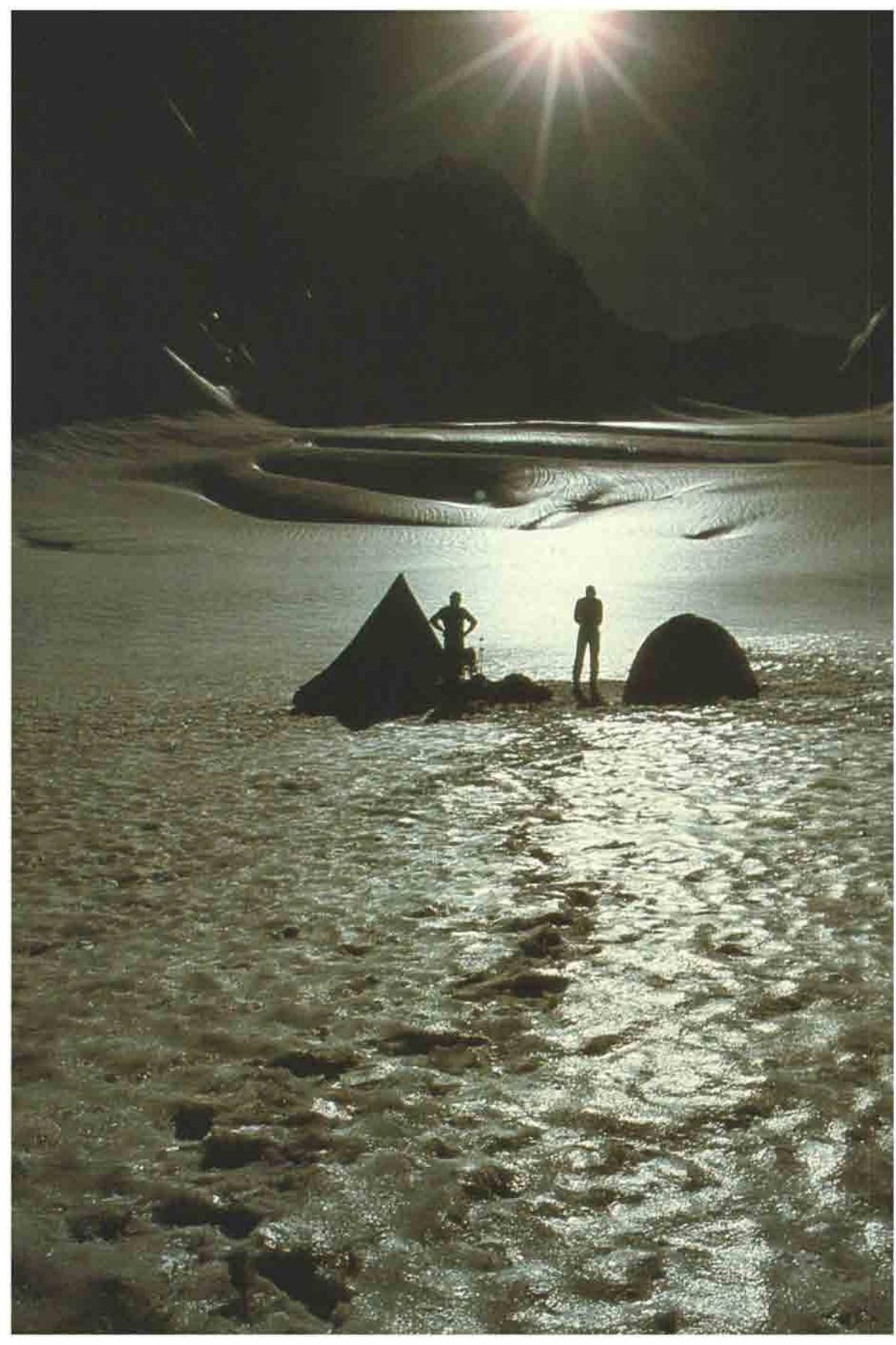
Urdukas ist die letzte Grünfläche auf einem Seitenhang des Gletschers, das letzte Mal Pflanzen, Blumen, es erschien uns, als würden wir Abschied vom Leben nehmen. Gegenüber dieser Aussichtskanzel, die kein Touristikbüro schöner hätte aufstellen können, stehen die Trango-Türme, der Uli Biaho Tower (siehe Seite 125; Red.) und die Paju Peaks wie aufgestellte Bauklötze. Traumhaft schöne Sechstausender. Es heißt, diese Berge seien die Zukunft von Yosemite. Wenn man die Traumzapfen, genüßlich auf dem Sofa liegend, auf Fotos betrachtet, mag das stimmen. Der El Capitan ist dagegen nur ein Turngerüst für Traumländer. Um zum Einstieg vom El Cap zu kommen, braucht man sich nur fünf Minuten vom Auto zu entfernen. Yosemite ist ein Schlaraffenland für Kletterer. Immer schönes Wetter, Klettern ist da wie ein Traum, wenn du nicht mehr willst, seilst du ab, aus, fertig. Eiscream, Bier, Restaurants, alles wartet auf dich. Um zu den Alptraumbergen des Baltoro zu kommen, bist du schon wochenlang un-

terwegs. Klettern kann da kein Spiel sein. Überhaupt tritt da Klettern und Spaß vollkommen zurück. Was hier zählt, ist der Gipfel und Essen. Wenn da mal eine Highway nach China führt, dann wird das vielleicht mal Yosemite Nr. 2.

Von nun ab geht es nur noch über Moränen an dem grandiosen Masherbrum vorbei zu dem noch grandioseren Konkordiaplatz. Links der K 2, 4000 Meter das Tal überragend mit einer Harmonie, die sprachlos macht. Die Stille der Berge raubt einem wirklich die Sprache. Ich schreie irgendetwas, kein Ton, keine Antwort. Nur der Wind säuselt etwas an den Bergen. Der Mt. Everest ist der höchste Berg, aber was ist schon der Höchste. Der K 2, der Berg, der einen Buchstaben weniger als ein bekanntes Fleckenwasser hat, ist der König, ohne Zweifel. Jedenfalls vom Konkordiaplatz aus gesehen. Der Broad Peak rechts von ihm ist da nur ein Geröllhaufen, der zufällig auch über 8000 Meter ist. Der Mittre Peak und der Gasherbrum IV, knapp unter 8000, und dadurch uninteressant, leuchten in der Abendsonne. Zahlen haben selbst hier noch ihre Bedeutung und ihre Macht. Nach weiteren zwei Tagesmärschen erreichen wir unseren Basislagerplatz am Fuße des Hidden Peak. Unser Berg, der Gasherbrum II, ist nur als ganz kleine Spitze zu sehen. Er ist der am weitesten entfernte Berg der ganzen Gruppe. Es tut gut, wieder mal »da« zu sein. »Da« werden wir jetzt für eine Zeitlang bleiben. Ein schöner Platz. Jedenfalls mit einer schönen Aussicht. Steine, Berge, Eis und Schnee, Herz, was willst du mehr.

Ich habe die Berge nie so wie auf Dias gesehen
Ich? Ich möchte keinen Durchfall mehr haben! Der Geist, der mir meinen einzigen Wunsch erfüllt, kommt nicht. Ich habe außerdem das Gefühl, ich sei mit einem angewachsenen Rucksack auf die Welt gekommen. Tragen und Lager errichten: wir besteigen unseren Berg ohne Sherpas, klingt gut, was? Als ich mir zu Hause die Dias im Wohnzimmer anschau, sind das tolle Berge, einfach unglaublich. Ich habe die Schönheit der Berge nur auf Dias gesehen. Ich habe die Berge nie so wie auf den Dias gesehen. Die Berge glichen eher einer Mondlandschaft. Gut, ich war nie auf dem Mond, aber ich habe die Dias davon gesehen . . .
Es gibt eine Froschperspektive und eine Rucksackperspektive, da sieht alles noch viel weniger

*Seite 137: Lager II (6500 Meter)
Foto: R. Karl*





» Die Franzosen bauten eine Seilbrücke. Obwohl es nur eine Minute pro Mann dauert, damit den Fluß zu überqueren, benötigten sie doch fast drei Tage . . . Es schien, als wäre Alexander der Große wiedergekehrt.«

Foto: K. Diemberger

imposant aus. Wenn man dann noch Durchfall hat, dann gleichen die Berge eher riesigen . . . Es ist eben alles eine Frage des Betrachtungspunktes. Mittags auf 6500 Meter ist es so heiß, da liegen wir nackt im Zelt, der Kurt, der Walter und ich, so wie in einer Sauna. Wir reden über unsere Frauen, über andere Frauen, über Trinken und Fressen, nur über Berge reden wir nicht mehr.

Auf 7000 Meter Höhe geht zudem unser Wetterglück zu Ende. Es schneit über einen Meter Neuschnee. Wir warten in den Zelten. Oben gibt es Berge, Eis und Schnee. Unten im Basislager noch Steine, es ist schön, auf Steinen zu sitzen. In der Nähe ist noch eine andere Expedition, eine japanische. Leider sprechen sie fast kein Englisch. Sie ziehen seit Monaten alle Karakorumgletscher entlang. Den Chogolungma, den Hispar, den Biafo, den Baltoro und den Siachengletscher. Wenn man

sich das mal auf einer Landkarte anschaut, wie weit das ist: jeder Gletscher über 70 km lang, alles nur Gletschermoränen durch trostloses Gebirge, kann man sich vorstellen, daß man nach so einer Reise nicht mehr normal sein kann (wenn man es je vorher war). Es sei denn, man schreibt eine Doktorarbeit über Sisyphos und Tantalus. Der Verbindungsoffizier war vorher noch normal. Aber jetzt ist er kurz vor dem Durchdrehen. Wir nennen ihn Captain Homesick. Kapitän Heimweh. Wir hatten alle Heimweh. Die Japaner hatten ein gutes Ausrüstungsstück dabei, das wir nicht hatten. Eine zerlesene »Playboy«-Ausgabe in Japanisch. Nicht, daß uns die nackten Mädchen interessierten. Das war schon alles in der Höhe abgestorben. Nein, die Anzeigen von Autos, Essen, Parties, Schallplatten, Musik, eine Stadt, Straßen, Kinos, Supermärkte, Fernsehapparat und was noch alles interessierten uns. Wir träum-

ten von den normalen Sachen im Leben. Fayyaz, unser Verbindungsoffizier, Captain Homesick und ich, wir spielen mit Steinen und träumen von Rawalpindi. Da beginnt das Leben wieder.

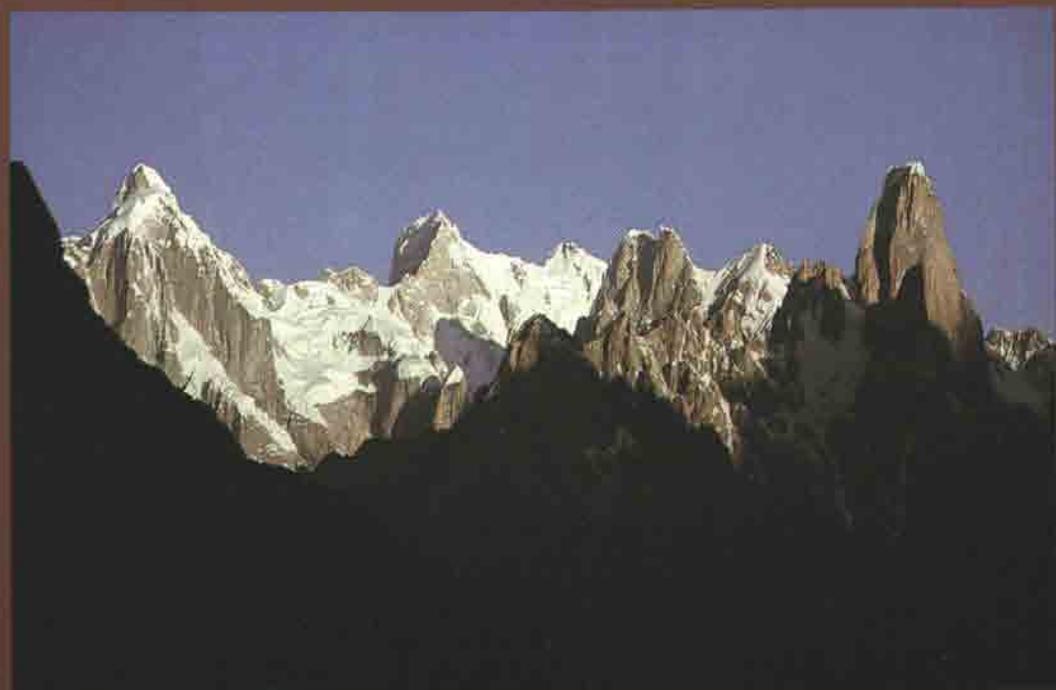
Wir sind jetzt da oben und du bist unten

Das Wetter ist immer noch schlecht. Trotzdem wollen Hilmar, Karl und ich probieren, nach oben zu kommen. Es ist unheimlich anstrengend im tiefen Schnee zu spüren. Trotzdem können wir im Schneetreiben das letzte Lager in 7500 Meter errichten. Wir sind von der Spurerei ziemlich k.o. Hilmar hat seit Tagen einen Höhenhusten. Es hat ihm regelrecht die Sprache verschlagen. Er kann nur noch flüstern, aber er fühlt sich noch stark. Karl geht es einigermaßen, aber er hat etwas Angst vor der Höhe. Ich habe Magen- und Darmbeschwerden. Die Tschappattis haben meinen Magen ruiniert, ich kann nichts mehr essen, alles breche ich sofort wieder. Wir wissen, daß wir, so angeschlagen wie wir sind, nur morgen vielleicht eine Chance für den Gipfel haben, wenn das Wetter mitmacht. Es ist verrückt, so viel Zeit hängt man an dem Berg herum, und dann ist alles von einem Tag abhängig. Wir sprechen mit Hanns über ein Walkie-Talkie im Basislager. Manchmal ist die Technik auch ein Fluch. Er will, daß wir warten, bis auch er oben bei uns ist. Wir sagen, daß wir nur morgen für den Gipfel eine Chance haben. Er versteht es nicht. Wir sagen, daß wir jetzt hier oben sind und es probieren müssen. Er will es nicht verstehen. »Aber eine Expedition ist nur dann erfolgreich, wenn ich oben war.« Diese furchtbare Wahrheit trennt uns jetzt. Wir sagen Hanns: »Wir sind jetzt da oben, und du bist unten. Wir müssen den Berg jetzt probieren.«

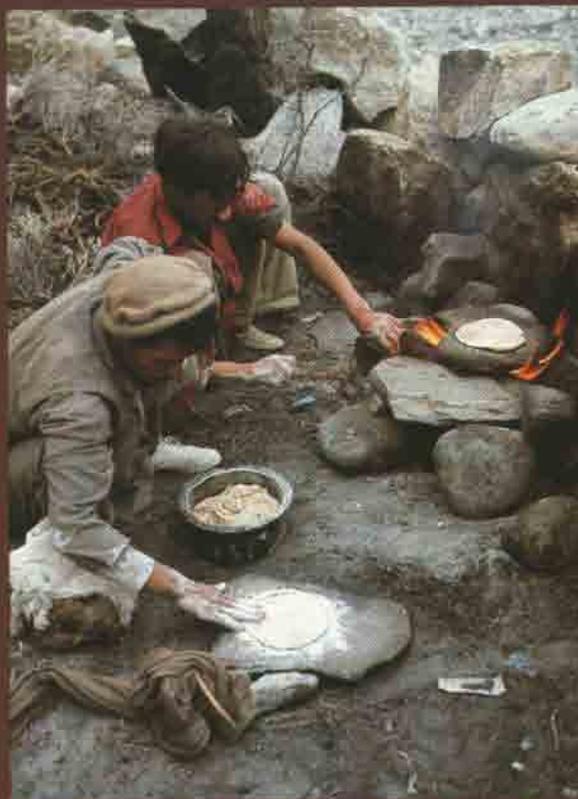
Es ist ein schlechtes Gefühl, entgegen dem Wunsch der anderen zum Gipfel zu gehen. Wir sind jetzt wirklich allein. Morgens, wir kochen zu dritt in einem kleinen Zelt, wir machen uns fertig. Es schneit leicht, der Wind fegt über den Schnee. Mutlos machen wir uns an den Aufstieg. Nach einer halben Stunde sehen wir die Sinnlosigkeit ein und steigen wieder ab. Aus, vorbei, der Gipfel ist für uns vorbei. So ein Pech mit dem Wetter. Ich bekomme einen Magenkrampf und mein Frühstückstee kommt wieder raus. Wir sitzen im Zelt und warten für den Abstieg. Die Tränen laufen mir herunter. Ich weiß nicht: wegen der Schmerzen des Magens oder der Seele? Hierher kommen wir nie wieder zurück. So ein Mist. Warum ist heute kein schönes Wetter. Nein, ich kann einfach

nicht aufgeben. Alles in mir sträubt sich, ich will nicht verlieren. Ich schaue aus dem Zelt, das Wetter hat sich etwas gebessert. Die anderen packen emotionslos ihre Rucksäcke. »Leute, wir müssen es jetzt noch einmal probieren. Wir werden nicht mehr die Kraft haben, es später nochmal zu packen, wir müssen jetzt gehen.«

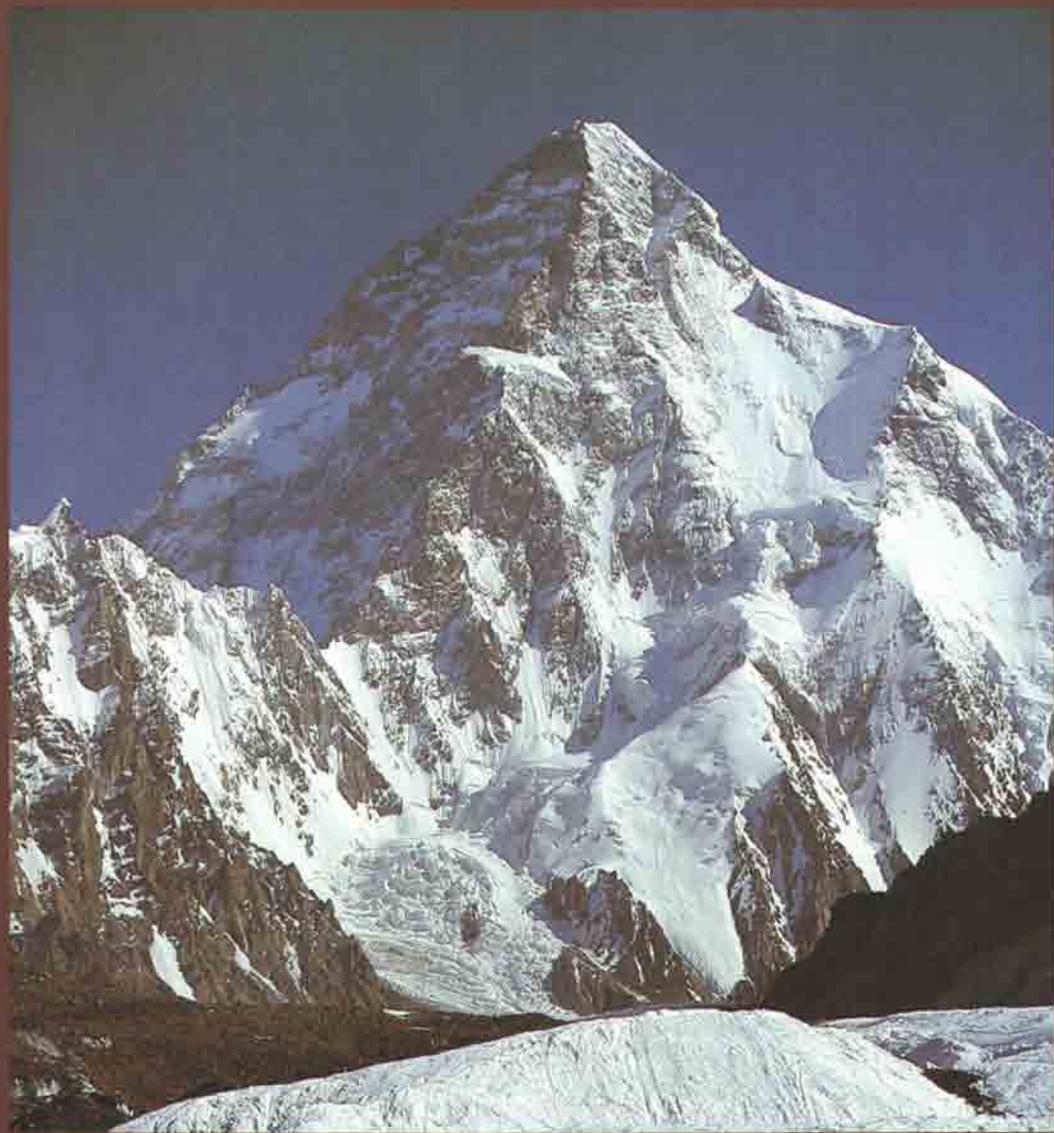
»Also gut, wenn du meinst.« Wir versuchen es nochmal: Die Querung nach rechts ist ein Ski-hang. Aber er ist fast 8000 Meter hoch gelegen. Ursprünglich wollte ich allein den Felspfiler gerade zum Gipfel probieren, das ist viel direkter. Doch wir haben heute nur eine Chance – alle oder keiner. Der Schlußhang ist tief und mühselig. Hilmar gibt auf: »Den Gipfel derpacken wir heute nie«, sagt er mutlos. Karl ist schon zurückgeblieben. O. k., ich werde die Spur bis zum Sattel treten. Ich schaffe es tatsächlich noch, obwohl ich auch nicht mehr kann. Ich bekomme wieder einen Brechkrampf, obwohl schon lange nichts mehr in meinem Magen ist. Nur noch Galle kommt heraus. »Leute, der Schnee ist nicht mehr tief, wir werden es schaffen.« Hilmar kommt, und auch Karl. Hilmar tritt jetzt die Spur. Doch schon nach 100 Metern sind wir wieder in knietiefem Schnee. »Nein, ich kann nicht mehr, den Gipfel, den derblasen wir heute nicht«, flüstert Hilmar ganz leise. Die dünne Luft hat den letzten Rest seiner Stimme geraubt. Ich höre mich folgendes sagen: »Ich werde jetzt bis um drei Uhr die Spur treten. Egal, wo wir dann sind, werden wir umdrehen.« Ich kann nicht mehr. Warum an dem steilen Hang einen Graben ziehen, bloß um da hochzukommen. Da ist doch auch nur Schnee, warum? Das Geheimnis liegt in den Worten: »Ich habe den Gasherbrum II gemacht.« Wenn ich jetzt umdrehe, dann habe ich den Gasherbrum II nicht gemacht, dann war alles sinnlos. Verstehe wer will, aber es ist so. Es ist einfacher, noch zwei Stunden zu spüren, wenn man schon nicht mehr kann, als nur solange zu spüren, bis man nicht mehr kann. Fünf Minuten vor Drei zerstört ein furchtbares Keuchen die Gipfelstille. Ich habe gewonnen. Ich bin oben. Das ist alles, denn sehen kann ich gar nichts. Ich bin in den Wolken. Meine Uhr zeigt drei Uhr. Hilmar kommt, dann der Karl. Wir sind glücklich, weil wir es geschafft haben. Wir allein sind ganz oben und von der normalen Welt ganz weit weg. Von der Aussicht her könnten wir auch auf einem Berg im Allgäu stehen, aber wie gesagt, das Geheimnis liegt in dem Satz: »Ich habe den Gasherbrum II gemacht.«



*Oben: Der Uli Biaho-Turm (rechts; siehe dazu auch den Beitrag von John Roskelley auf Seite 125).
Rechts: Träger bereiten eine Tschappatti-Mahlzeit*



Fotos: R. Karl



*Oben: Der K 2 –
4000 m das Tal überragend.
Links: »Ich oben« –
(nennt Reinhard Karl lakonisch-ironisch dieses
Bild (auf dem Gipfel des Gasherbrum II))*

Fotos: R. Karl

Das ist nicht der letzte Wunsch

Wenn man auf dem Berg oben war, dann hat man sofort den Wunsch, jetzt möchte ich wieder unten sein. Wenn man wieder unten ist, dann folgt: Jetzt möchte ich zum erstenmal wieder auf einem Weg laufen, dann möchte ich wieder unter Menschen sein, dann möchte ich wieder in einer Stadt sein, dann wieder zu Hause, und dann möchte ich bei meiner Frau sein. Das ist nicht der letzte Wunsch, er ist der erste, aber der letzte in der Reihenfolge, der in Erfüllung geht. Auf dem Gletscher gehen uns noch die Lebensmittel aus. Die letzten zwei Tage wanken wir vollkommen kraftlos über den Gletscher. In meinen Hungervisionen träume ich, wie ich mit einem Warenkorb durch den Supermarkt gehe und unter den Tausenden von Waren genau das herausuche, was mir schmeckt. Dann steige ich in das Auto und fahre davon. Es muß schön sein, einen Zündschlüssel zu haben, sich in ein Auto zu setzen und dahin zu fahren, wohin man will. Ein Auto, muß das schön sein, in einem Auto zu sitzen und fahren, nicht mehr laufen. Wir treffen auf zwei Träger, die von einer anderen Expedition zurücklaufen. »Mein Gott, die haben was zu essen für uns, die geben uns wirklich was zu essen.« Sie machen gleich ein Feuer und backen auf den Steinplatten Tschappattis. Es kam mir die ganze Zeit vor, als seien Tschappattis das Training für »Wie lerne ich Steine essen«. Aber sie sind doch viel besser als Steine. Unsere Lebensretter kommen mit dem Backen gar nicht nach. Unseren Auftritt in Askole werde ich nie vergessen. Es ist ein tiefes Gefühl, auf einem Weg zu gehen und wieder in eine menschliche Siedlung zu kommen.

Die Menschen kommen heraus und begrüßen uns freundschaftlich. Der Bürgermeister, der Hadschi soundsoviel, er war schon in Mekka, kommt und lädt uns in sein Haus ein. Er begrüßt uns feierlich.

Wir lächeln. Plötzlich werden wir wie die Tiere, wir sehen eine Dose, eine Konservendose. »How much« – wir sehen nur noch die Dose. »20 Ropies«, o. k. Gierig öffnen wir sie. Es ist Käse drin. Es dauert keine Minute, dann ist sie leer. »More?« Er hat 8 Dosen. Dann hat er noch eine große Marmeladenbüchse und viele Eier und eine Ziege und viele Tschappattis und Hühner. Der Hunger ist gestillt, aber das Heimweh noch nicht. Weiter, Skardu, die erste Stadt, das erste Bier. Der Frankfurter Flughafen, der haut einen immer um. Da weiß man, daß man wieder in Deutschland ist. Perfektion in Beton.

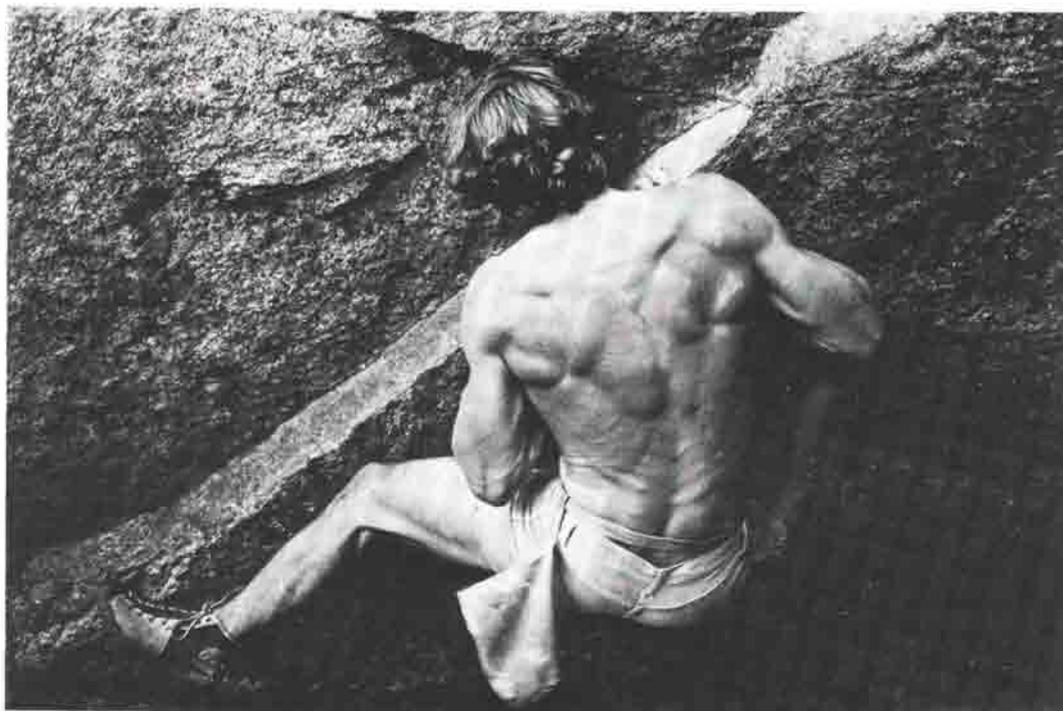
Der El Capitan steht immer noch

»Ihre Frau ist in Amerika«, sagt der Hauswirt. »Haben Sie denn keine Post bekommen? Ich glaube, sie ist in Colorado.« Also auf nach Colorado. Was nützt es mir, zu Hause, aber allein zu sein. In Colorado finde ich meine Frau Eva; außerdem gibt es schöne Berge, Rocky Mountain High-John Denver, den Diamond-Wall und den Eldorado Canyon zum Klettern. Mit meinen dünnen Expeditionsarmen macht es nicht so viel Spaß zu klettern. Ich kann keine Berge mehr sehen. Ich interessiere mich nur noch für Hamburger, Eis-cream und Peanutbutterbrote. Wo kann man sich den Traum besser erfüllen, mit einem Auto über die Highways zu brausen, als in Utah und Nevada. Mein Gott ist es in der Zivilisation so schön. Ich würde lieber als Hausmeister in einem Atomkraftwerk mein Leben fristen als in einem Baltidorf, und ich würde gesünder leben. Wenn ich Durst habe, kaufe ich mir eine Cola, wenn ich Hunger habe, einen Hamburger, ich höre Musik, ich lese Zeitung, ich fahre Auto. Ich kaufe alles, was ich will, ich lege mich in eine Badewanne und in ein Bett. Ich spreche mit Menschen, die mir sagen, ihr Leben sei sinnlos, sei entfremdet, sie sehen keinen Sinn im Leben. Sie wundern sich über mich, warum ich glücklich erscheine, wenn ich in einen Hamburger beiße.

Eines Tages erreichen Eva und ich wieder Yosemite. Der El Capitan steht immer noch und ist noch genauso hoch wie beim erstenmal. Aber wenn einen Berge nicht interessieren, schaut man sie mit anderen Augen an. Vielleicht objektiver. Mein Gott, das ist ein Stück Felswand, great, marvellous, beautiful, ja schön, eine Felswand, nicht mehr. »Was haltet ihr jetzt davon, ein Eis essen zu gehen?« Was soll ich jetzt mit Felsen? Im Tal ist es eng und heiß.

Wir fahren hoch nach Tuolumne Meadow. High sein, frei sein, auf einem Dome sein. Diese Berge dort oben haben menschliche Formen, Riesenbusen aus Granit, daran gibt es phantastische Reibungsklettereien. Der Granit ist viel grobkörniger als unten im Tal. Würfelgroße Feldspatkristalle geben Griffe und Tritte. An der Dike-Route am Piwiak Dome zieht eine Quarzader durch die glatten Platten.

Ich glaube, es gibt keine schönere Kletterei auf der ganzen Welt als an diesen Domes. Der Fairview Dome, der Daff Dome und der Lembert Dome. Flach beginnen die vom Gletscheris der Eiszeiten



»Bouldern«

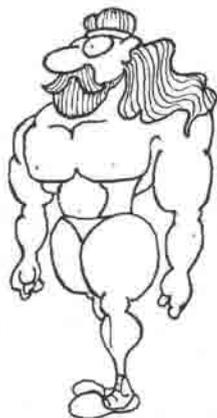
Foto: R. Karl

blitzblank gehobelten Platten, zuerst kann man noch laufen, dann braucht man schon die Hände, das Klettern beginnt, in halber Domehöhe muß man richtig schwer klettern, an den Kristallen sich festhalten und mit den Füßen auf Reibung hochschleichen. Der Glaube an die Reibungskraft der Schuhsohlen macht alles. Unter uns liegt der Tenaya-See, eine Straße führt daran entlang. Es ist Sonntag, die Hells-Angels von Los Angeles machen eine Clubrundfahrt mit ihren Easy-Ridern. Die bestaunen uns nicht schlecht, wie wir da hoch krabbeln. Wir bestaunen ihre Motorräder. Es

kommt kein richtiger Kontakt auf. Sie fragen uns, ob wir nicht Angst haben herunterzufallen und wir fragen, wie schnell ihre Motorräder sind. Dabei wollen wir alle das Gleiche, frei sein. Während Eva und ich hochklettern, donnern sie mit ihren Maschinen los und jagen ihrem Traum nach.

An der Straße stehen ein paar Boulder-Blöcke herum. Boulder bedeutet: kleine Felsblöcke, Findlinge. Daran »bouldern« Ron Kauk und John Bachar herum. Sie sind »Boulderer«, daß heißt, sie klettern nur an diesen Blöcken. Die maximal fünf Meter hohen Blöcke genügen ihnen als Berg. Am Anfang war ich diesen Leuten gegenüber etwas überheblich. »Das sind Typen, die sich nicht mehr als fünf Meter vom Erdboden wegtrauen.«

»Den Gorilla
spazieren-
führen,
der
in mir wohnt.«

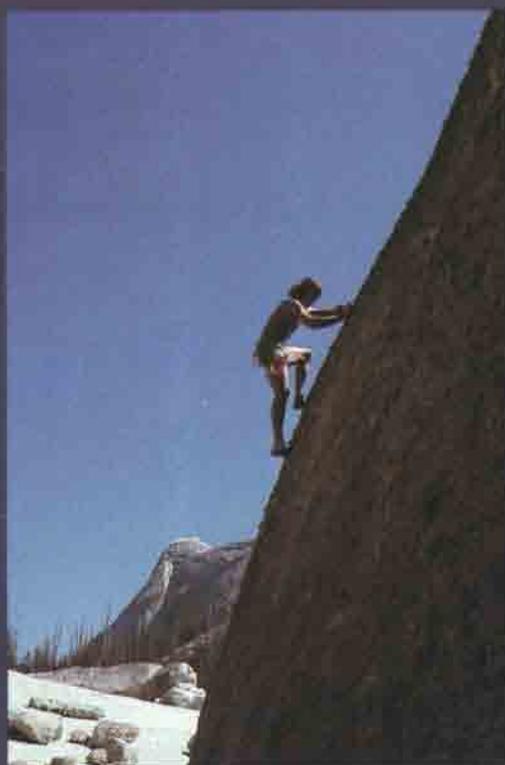


Zeichnung:
S. Schrank

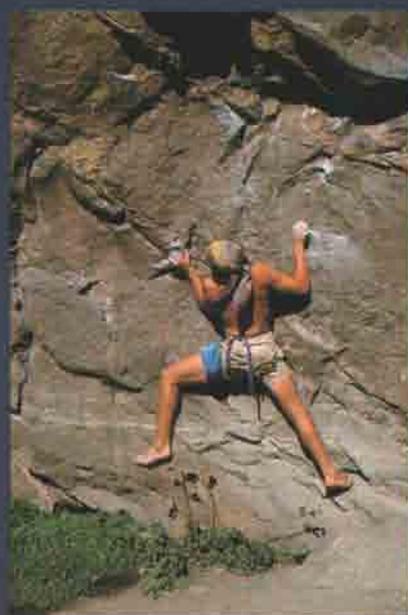
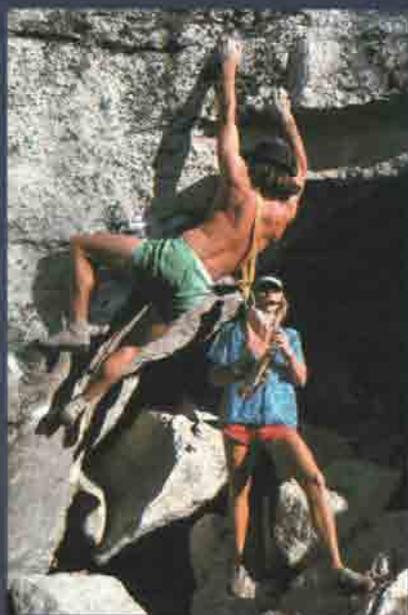
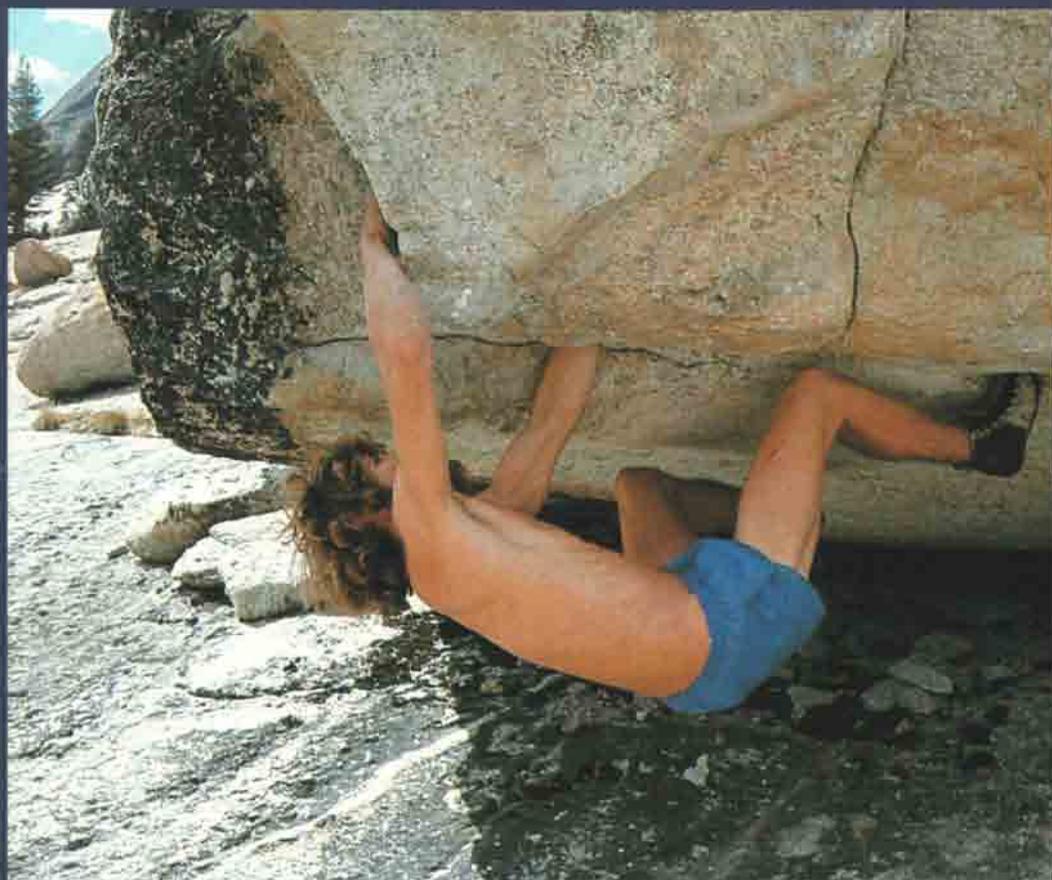
John zeigt mir sein Problem, an dem er schon seit Monaten probiert. Es ist eine drei Meter hohe, vollkommen glatte, stark überhängende Kante. Es ist unglaublich, daß man sich daran festhalten kann. Ich kann es nicht, nicht mal für eine Sekunde. Ron probiert, das ist mehr Turnen am Fels. Die Kante ist das von der Natur gestellte Problem. John bläst Saxophon. Ron bouldert. Er ist unheimlich geschickt. Mit seinen Eisenfingern und



*Oben: Im Yosemite Valley –
Rechts: »Ich glaube, es gibt
keine schönere Kletterei
auf der ganzen Welt als
an diesen Domes«.*



*Rechte Seite:
Oben: »Eine neue Qualität
Fels/ Mensch ist da erreicht.«
Unten links:
»John bläst Saxophon,
Ron bouldert.«
Unten rechts:
»Wo hat man beim Berg-
steigen soviel per-
sönliche Freiheit?
Spaß muß es machen.«*



Fotos:
R. Karl

seiner ausgefeilten Fußtechnik kann er sich an kleinsten Felsrauigkeiten festhalten. Sowa habe ich vorher gar nicht für möglich gehalten. Eine neue Qualität in dem Verhältnis Fels-Mensch ist da erreicht. Obwohl man Ron und John auf den ersten Blick als Ausgefippte bezeichnen würde, sind sie in Wirklichkeit Leistungsfetischisten. Ich habe noch nie solch Besessene gesehen, die ihrer Besessenheit nur für sich selbst nachgingen. Täglich machen sie Powerwork an ihrem selbstentworfenen und selbstgebastelten Kraftzentrum: Klimmzugstangen mit verschiedenen Griffgrößen, Seiltanzen zur Verbesserung des Gleichgewichtssinns, Jogaübungen für die Flexibilität und Drogen zur Verbesserung der Gemütslagen.

Hochleistungssportler, die Drogen zur Bewußtseinsweiterung nehmen und ihren Sport nur für sich selbst machen. Wo gibt es das sonst noch. Daß die Größe des Berges für das Erlebnis vollkommen uninteressant ist, ist mir da richtig aufgegangen. Eines Tages schafft John sein Problem. Oben – nach drei Metern – freut er sich bestimmt so wie ich mich auf dem Mt. Everest. Er hat sein Problem gelöst. Niemand außer ihm hat das vorher gemacht. Und wahrscheinlich niemand außer ihm auf der ganzen Welt kann das auch machen, seine drei Meter. Wir bouldern jeden Tag, wenn ich nicht mehr will, ziehe ich meine EB-Schuhe aus und lege den Chalk-bag weg. Dann springe ich in den Tenaya-See, um mich vom Magnesia und meinem Ehrgeiz reinzuwaschen. John und Ron rauchen ihre Joints und ich lese Carlos Castaneda, um beide besser zu verstehen. »Separate Reality« und »Tales of Power«, die schwierigsten Klettertouren im neuen Superschwierigkeitsgrad 5.12, wurden benannt nach Castanedas Buchtiteln. 5.12 ist eine Zahl. Doch 5.12 bedeutet sehr viel. Eigentlich sollte man ein Erlebnis nicht auf Zahlen aufbauen. Aber so wie 9,9 bei hundert Meter eine unheimliche Geschwindigkeit bedeutet, so bedeuten diese 5.12 eben irrsinnig schwierige Kletterei. Manchmal sind Zahlen viel ehrlicher als Worte. Obwohl John viele 5.12er erstbegangen hat (und Ron hat an der Erstersteigung des Uli Biaho-Turms, Bericht s. S. 125, entscheidenden Anteil; Red.), seine Sache ist Bouldern. Der Stoff, mit dem sich die Kletterträume verwirklichen lassen, sind Magnesia und EB's, mehr braucht man nicht. Wenn man nicht mehr will, kann man sofort aufhören. Wo hat man beim Bergsteigen so viel persönliche Freiheit, und wo kann man so schwierig ohne Angst klettern? »Fun, man« – Spaß muß es

machen. Ich habe Spaß am Leben, ich fühle mich »Free and Easy« – richtig frei und leicht kann man sich nur in Kalifornien fühlen. In Deutschland hatte ich manchmal die Ahnung, Klettern sei die erste Stufe von Geisteskrankheit, aber hier ist Klettern der Ausdruck von überschüssigem Lebensmut. Nur wenn man sich gut fühlt, kann man auch gut klettern. Vielleicht ist es das Geheimnis von Ron und Johns Kletterqualitäten. Es ist ein schönes Gefühl, wenn man spürt, wie man jeden Tag stärker wird. »Den Gorilla spazieren führen, der in mir wohnt«, sagt John zum Bouldern. Ich habe das Gefühl bei ihm, es ist schon King-Kong. Noch wahrscheinlicher, daß die Cowboymentalität bei ihm durchkommt. Bouldern ist wie Rodeoreiten. Der Fels, der so störrisch wie ein Ochse dasteht, braucht sich nicht mal zu schütteln, um den Mächtigen-Bezwinger in den Staub zu werfen . . .

Evas und meine Zeit geht zu Ende, wir gehen wieder runter in das Tal. Der El Cap steht immer noch. Ich sehe ihn jetzt wieder mit Alpinistenaugen. »Da will ich hinauf.«

Die Erde ist noch so nah

Das Klettercamp ist staubig und schmutzig wie eh und je. Wir lernen Martin und Verena Götz kennen. Ein Glücksfall. Verena und Eva mögen sich und wollen wandern. Ich kann Martin für das »Shield« begeistern. Einen Big-Wall hat er zwar noch nicht gemacht. In den fünf Tagen aber, die uns am El Cap erwarten, wird er es schon lernen. Die nächsten Tage sind mit Betteln nach Ausrüstung ausgefüllt. Schließlich brauchen wir 80 Haken in allen Größen, 120 Karabiner, Hängematten, Jümars, Pulley, Hämmer und die vielen existentiellen Kleinigkeiten, die so wichtig sind. Daß unsere Route ist eine technische Tour.

8 Seillängen davon A 4, von Charlie Porter zum erstenmal mit Rurps, Knifeklades, Bohrhaken und Copperheads hochgenagelt: dort, wo der El Cap am steilsten und monolithischsten aussieht. Er muß ein gutes Fernglas besessen haben, um die dünnen Rurps-Rißspuren zu entdecken. Mit normalen Augen betrachtet sieht man da nur goldgelben, glatten Granit. Die ersten El Cap-Routen wie die »Nose« wurden zuerst technisch gemacht. Heute kann man 80% davon freiklettern. Als Freiklettern aufkam, war künstliche Kletterei nicht plötzlich out. Warum auch, es ist eine Spielform, eben die, mit Hammer und Haken einen Berg zu besteigen. Die Amerikaner haben bei den technischen Touren einen kleinen Trick ange-

wandt, um es für die Wiederholer ebenso spannend wie für die Erstbegeher zu machen. Sie nehmen ihr Material immer mit. Somit bleibt außer dem Informationsvorsprung, »ich weiß, das es möglich ist«, das Abenteuer erhalten.

Wir präparieren die ersten fünf Seillängen. Ein Eintritt in eine Arena wie eh und je. Es ist diese spezielle El Cap-Atmosphäre, der blaue Himmel, der goldene Granit, der Mut und die Angst zugleich, die Erwartung und Spannung auf die nächsten Tage, das Vertrautmachen mit dem Berg und das erste Zusammenarbeiten mit dem Partner. Ich predige wie ein Klettertrainer und erkläre Martin das Jümmern und wie man einen Materialsack mit möglichst geringem Kraftaufwand hochzieht. Abends nach dem Abscilen, unten im Camp, üben wir noch an einem Seil, das von einem Baumast herunterhängt, in eine Hängematte einzusteigen. Das ist sehr schwierig: in den Jümmern zu hängen und in einen Schlafsack zu schlüpfen und damit noch in die Hängematte zu kommen und sich noch die Schuhe auszuziehen. Das ganze Lager lacht über uns, wie wir da zu zweit am Baum hängen mit unserem Big-Wall-Trockenkurs. Nur Martin lacht nicht, er fängt langsam an zu ahnen, auf was er sich da eingelassen hat. Anschließend gehen wir alle noch in das Restaurant und dann noch in die Mountain-Bar. Wir nehmen bewußt richtig Abschied von der Erde. Im ersten Licht fährt uns Eva zum El Cap. Alles ist noch dunkel und grau. Wir schleppen unsere hundert Kilo hoch zum Einstieg. Dann beginnen wir an den Fixseilen hochzusteigen, Sack nachziehen, hochsteigen, wir fangen an zu klettern, Martin führt. Der El Cap beginnt im ersten Licht zu leuchten. Das Team Martin-Reinhard arbeitet sich den Berg hoch. Wir klettern die ersten zehn Seillängen der Salathe-Route, dann müssen wir drei Seillängen die »Triple Direkt« verfolgen, und dann kommt das eigentliche »Shield«. Bis dahin denken wir noch nicht, denn bis dahin kann noch viel kommen. Das kommt erst morgen dran. Der erste Tag ist eigentlich immer der schwierigste. Der Sack ist noch am schwersten. Die Zeit, diese fünf Tage, die auf uns noch warten, belasten noch unverkürzt die Tagträume von der Zukunft. Fünf Tage sind eine Menge Zeit. Und dann das Gedankenspiel »jetzt kann ich noch umkehren – wenn ich nicht mehr will«: Wenn jetzt was Dummes passieren sollte, ich wäre nicht unglücklich, umkehren zu müssen. Leider passiert meistens nichts, sondern erst weiter oben, dann, wenn man nicht mehr so leicht zurück kann. Ei-

gentlich habe ich diese Momente der Umkehrgedanken bei jeder schwierigen Tour. Der erste Tag ist eben der schwierigste, die Erde ist noch so nah.

Jetzt müssen wir

Die drittletzte Seillänge vor dem ersten Biwak beginnt viel schwieriger, als ich erwartete. Nach ein paar Metern kann ich aber einen Klemmkeil legen. Dann klettere ich weiter frei den diagonalen Riß hoch. Es kommt ein Haken. Erfreut hänge ich das Seil ein und ruhe mich aus. Vollkommen unerwartet verliere ich das Gleichgewicht und falle nach hinten ins Bodenlose. »Vertrauen ist gut – Kontrolle ist besser«. Ich habe keine Todesangst, denn wenn der Tod in der Nähe ist, dann beginnt ja der Film abzulaufen, der das ganze Leben im Zeitraffer zeigt. Der Film kommt nicht, kein schlechtes Zeichen. Nach zehn Metern lande ich weich mit den Füßen auf dem Band. Das Seil hat gerade noch die meiste Sturzenergie aufgenommen. Martin erwacht erschreckt aus seinen Träumen. Ich liege auf dem Rücken, ganz schlecht ist es mir vor Schreck. Das wäre an sich der plausible Grund um umzukehren. Mein rechtes Bein blutet und schmerz wahnsinnig. »Aber jetzt nicht, so was kann der Berg nicht mit mir machen, so nicht!« Nach einer kurzen Pause mache ich mich mit meinem rechten dicken Bein und mit meinem Knacks im Selbstbewußtsein wieder nach oben. Der Haken, der mir den Denkkettel verpaßt hat, hat nichts zu lachen. Man sollte selbst leichtere Seillängen nicht unterschätzen. Das wird uns auch die nächsten Tage nicht mehr passieren, denn es kommen ab morgen nur noch schwierige Seillängen A 3, das Dach, A 4, die Endlosigkeit der glatten Wand und . . .

»Weiter wollen wir nicht mehr denken.«

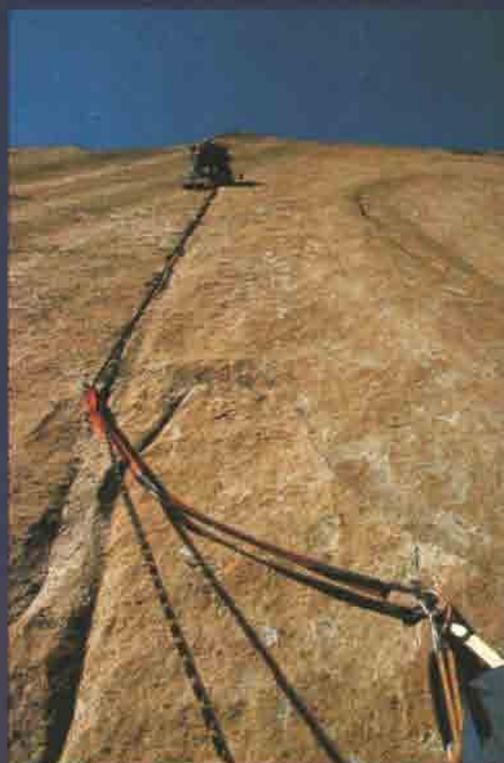
Gegen Mittag des zweiten Tages erreichen wir den »Point of no return« – den Punkt, wo man nicht mehr umkehren kann. Über uns breitet sich das 10-Meter-Dach aus.

»Also, wie sieht es aus, wollen wir weiter?« Martin: »Ja«, Reinhard: »Ja! Sonst hätten wir ja nicht die ganze Angst im Bauch so hoch herauftragen müssen!«

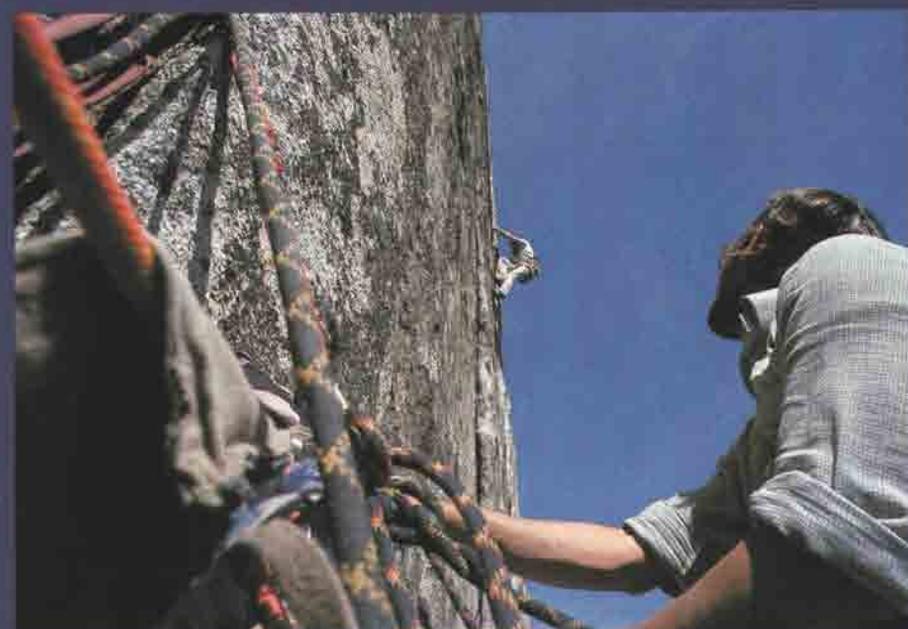
Einzelheiten unserer Tour wird ja der Martin schildern (s. S. 151 bis S. 156; Red.); auch, wie wir über das große Dach gekommen sind. Als wir da endlich drüber sind, wissen wir: »Jetzt können wir uns nur noch selbst helfen.« Denn runter durch Abseilen ist nicht mehr möglich. Und Retter von oben können uns erst recht nicht erreichen. Wir



*Oben und rechts:
 »Wir sind in einer toten Zone,
 und nur wir selbst können uns
 da wieder herausbringen« (der
 Schatten des gerade emporschwebenden
 Verpflegungssacks deutet
 im Bild oben die Neigung außer-
 halb der Vertikalen an).*



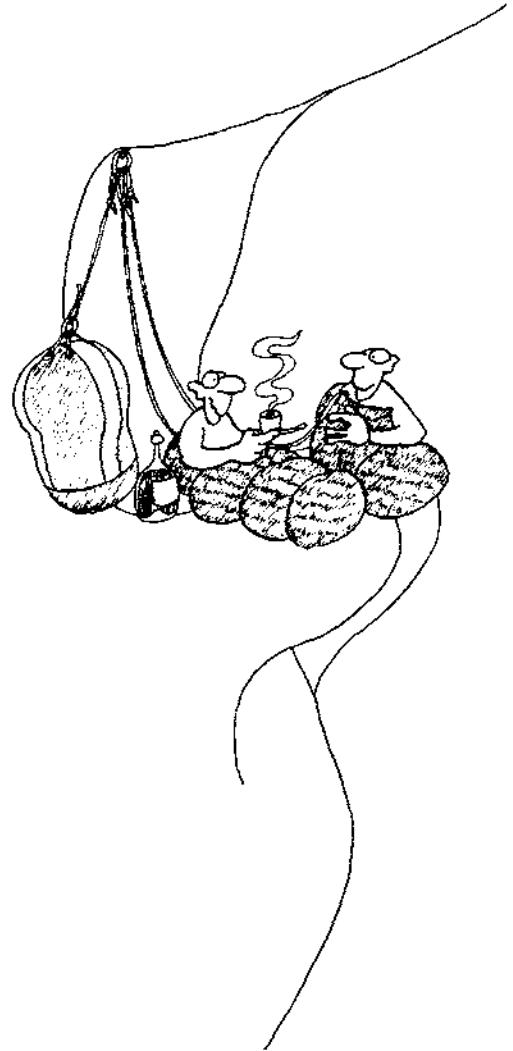
*Rechte Seite:
 Oben: Die Schlüsselstelle am
 Shield, das Dach. Darüber ist
 Abseilen nicht mehr möglich;
 sowenig wie Rettung von oben.
 Unten: »... das macht das
 Klettern wesentlich einfacher.«*



Fotos:
R. Karl

sind in einer toten Zone, und nur wir selbst können uns da wieder herausbringen. So komisch das klingt, das macht das Klettern wesentlich einfacher. Denn jetzt müssen wir. Unsere Situation ist vollkommen klar: nur über den Gipfel führt der Weg wieder zu den Hamburgern und den Frauen. Ich frage mich selbst, wie ich nach Pakistan wieder in so eine Situation kommen konnte. Aber Angst ist einfacher zu ertragen als Hunger. Angst ist eigentlich nur ein Frühwarnsystem. Es kann etwas passieren, aber wenn du aufpaßt, dann ist es ein kalkulierbares Risiko: Ein Spiel zwar ohne Netz und ohne doppelten Boden, dafür gibt es ein Seil, das zwei Tonnen aushält und das ganze Eisenzeugs. Und zu Essen haben wir genug dabei, das liegt alles unten im Sack zwischen den Bierdosen. Dennoch, so ein Frühstück in der Hängematte zum Beispiel, das ist wirklich unheimlich. Die Amerikaner schalten dazu den Taperekorder ein und lassen sich erst mal durch Jimmy Hendrix auf Touren bringen. Wenn sie dann noch Angst haben vor dem Weg nach oben, dann hilft ein Joint. Mit unserem amerikanischen Bier können wir leider keinen Beruhigungseffekt in punkto Angst verspüren. Martin spricht von »Gottesversuchung«, da hinaufzuklettern. Der liebe Gott stellt uns immerhin seine Schutzengel zur Verfügung. Und so erreichen wir eines Abends doch die letzte Seillänge nach all den Hämmergezeiten. Die Hände funktionieren noch, obwohl sie aussehen, als wäre ein großer Stein draufgefallen. Blaue Fingernägel zeugen von den Mißerfolgen, die Haken zu treffen. Noch ein Kamin, dann plötzlich ein Baum, eine Hochfläche, wir sind aus der Wand, wir haben es geschafft. Wir schlafen nochmal auf dem Gipfel. Ohne Kletterausrüstung fühlt man sich ja so leicht und ohne Angst so gut. Wir erzählen noch lange in die Nacht hinein von dem Shield, von der Vergangenheit. Morgen werden wir wieder in die Gegenwart zurückkehren.

Ich grübele, welche dieser so unterschiedlichen Berge und Bergtouren mir mehr Spaß gemacht haben. Auf den Dias sehen das Karakorum und der El Cap toll aus, aber ich weiß noch, daß die Berge anders sind als sie auf den Bildern erscheinen. Nachts in den Träumen erscheint mir noch manchmal die Wirklichkeit. Warum ich da immer noch hoch will, obwohl es manchmal so schrecklich ist? Vielleicht ist es mit dem schwierigen Kampf so wie mit dem Aufstieg. Weil er so anstrengend ist, bleibt er tief im Gedächtnis. Mit dem Glück ist es wie mit dem Abstieg. Schnell und leicht ist man wieder unten, vergessen.



Oben: »Wenn sie dann noch Angst haben vor dem Weg nach oben, dann hilft ein Joint«.

Zeichnung: S. Schrank

*Anschrift des Verfassers:
Reinhard Karl,
Gaisbergstr. 74, D-6900 Heidelberg.*

Spielplatz El Capitan

Abenteuer am »Shield«

HANS MARTIN GÖTZ

Was sich in der Kletterszene von Yosemite abspielt, hat seit Jahren auch für Europas Spitzenkletterer leitsternhaften Charakter. Der neue Aufschwung des Freikletterns hierzulande ist hauptsächlich dem amerikanischen Vorbild zu danken. Die Amerikaner selbst haben freilich nie aufgehört, auch die technische Kletterei als »Spielart« weiterzuentwickeln. Hinter dieser Entwicklung steht indessen eine ganz andere Idee als hinter der, die sich in unseren Klettergebieten Anfang der siebziger Jahre mit den großen Bohrhakenschlachten von selbst totgelaufen hat. Der Bohrhaken hilft ja unabhängig von der Felsstruktur nahezu überall weiter. Sein Einsatz bedeutet Arbeit, oft Schwerstarbeit, zielt aber darauf ab, das Unmögliche im Fels, somit das Abenteuer, auszuschalten: je gedankenloser er gebraucht wird, desto mehr. Hinter den Neuentwicklungen der Amerikaner (ein Riesensortiment aller denkbaren Keilformen, »rurps«, Knif blades = Messerblathaken u. a.) hingegen steckt die Absicht, die unveränderte Felsstruktur möglichst raffiniert zu nutzen, also den Bereich des Möglichen, somit des Abenteuers, zu erweitern. Was »machbar« ist, bleibt abhängig vom Geschick, Gleichgewichtsgefühl, Können und Mut derer, die diese Hilfsmittel einsetzen (Red.).

Januar 1980

Wir sitzen nun schon den soundsovielten Tag in unserer mickrigen Holzhütte, gute zehn Stunden vom Fuß des Cerro Torre entfernt. Die berühmtesten patagonischen Stürme haben auch unser Hofen auf diesen Traumberg bald davongebblasen. Illusionen, Träumereien besetzen ihren Platz.

So wundert es mich gar nicht, als Reinhard plötzlich mit seinem schwärmerischen Englisch über Bill Denz, unseren australischen Leidensgenossen, herfällt, und vergangene Yosemite-Erlebnisse auffrischt.

Hinter Bills Brille, von zahllosen Drähtchen – anstelle der gebrochenen Bügel – wie ein vornehmes Monokel auf seinem Wuschelkopf gehalten, blitzen glücklich blaue Augen auf.

Aus unserer patagonischen Trübsal haben wir uns alle drei in die kalifornische Traumwelt des Yosemiteales hinübergerettet und lassen vor uns so exotische Namen wie Mescalito, Magic Mush-

room, Tangerine Trip, Excalibur, Shield und wie sie alle heißen mögen, Revue passieren.

Kühne, von den Technokraten unter den Kletterern ausgetüftelte Routen stehen dafür, die sie dem monolithischen Felsklotz am Eingang zum Yosemite-Tal, El Capitan genannt, abgetrotzt haben.

Bill, der Technikspezialist, der sich auch am Cerro Torre an der Bohrhakenroute des Cesare Maestri versucht, hat sich in Patagonien mit dem wohl führenden amerikanischen »Technokraten« Charlie Porter verabredet.

Charlie wollte zuvor aber, wohl um sich auf patagonische Wetterverhältnisse vorzubereiten, mit einem Kajak ums Kap der Guten Hoffnung paddeln.

Seither wird er nun von Bill vermißt; und der ist schon seit zwei Monaten am Cerro Torre. – Wir sind entsetzt.

Gerade zwölf Wochen ist es erst her, als Reinhard und ich am »Shield« des El Capitan geklettert sind, eine der berühmtesten Kreationen Charlie Porters. Waren wir da etwa auf den Spuren eines Verrückten?

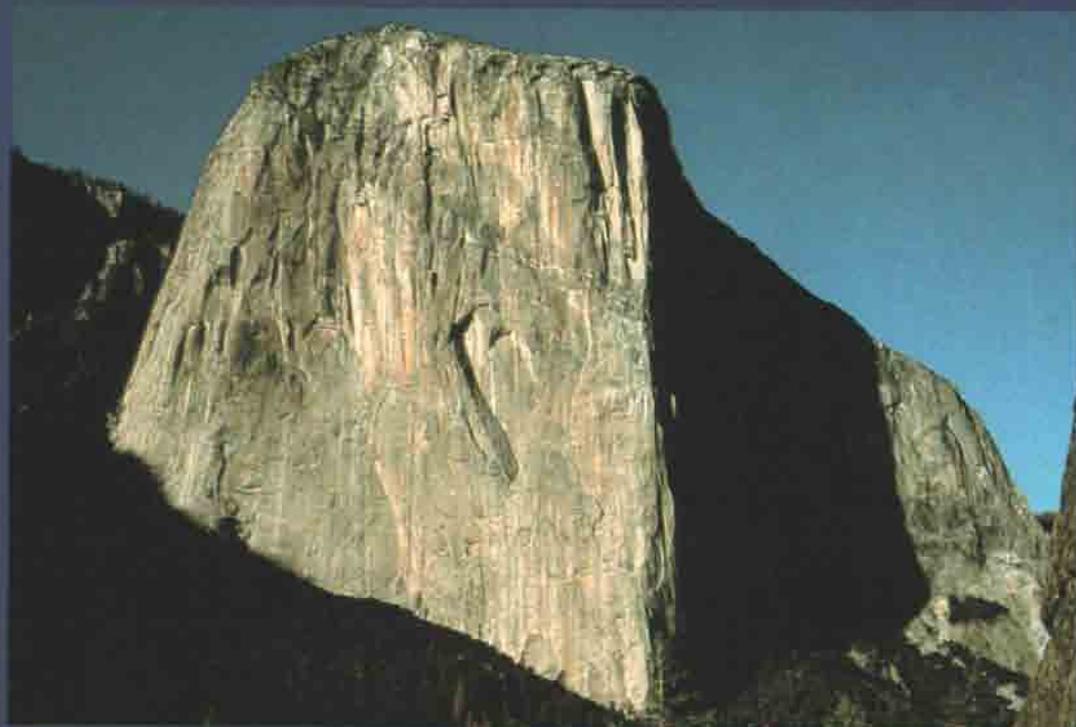
Oktober 1979

Die Moorwiesen im Yosemite-Tal sind schon fast ausgetrocknet. Große Flächen ihrer steppengelben Gräser sind von tausenden Paaren Touristenbeinen flachgetrampelt; kraftlos so spät im Jahr, können sie sich nun nicht mehr aufrichten. Von Jahr zu Jahr ist ihnen aber das gleiche Schicksal beschieden, denn aller Augen richten sich von hier aus auf den El Capitan, dem »Häuptling« unter den Felsen und Wänden im alten Indianertal »Yosemite«.

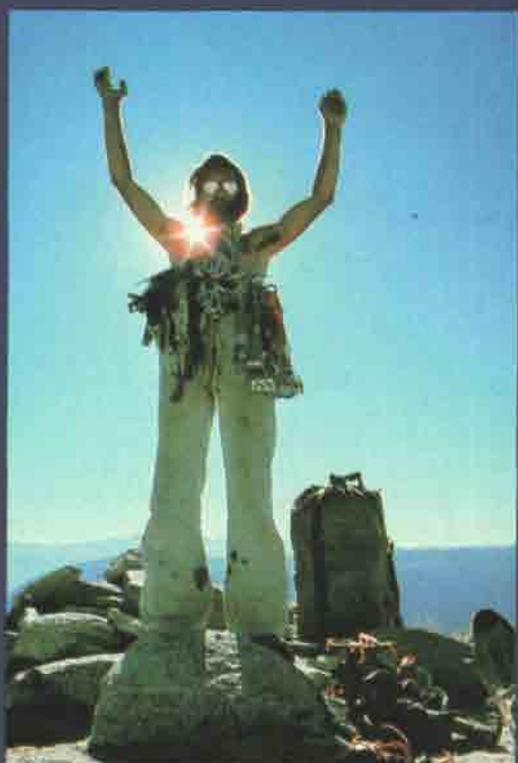
Und nirgendwo sonst im Valley ist so viel aufregend atemberaubende Klettergeschichte geschrieben worden, wie in den Wandfluchten des »El Cap«. Dabei zeigt er eigentlich schlichte Architektur: links vom Betrachter Südwestwand, rechts die Südostwand.

Nur der Südpfeiler zwischen den beiden Wandseiten springt deutlicher hervor.

So wurde er nicht umsonst die »Nase« getauft, als er 1958 seine ersten Besteiger fand. Warren Harding und seine Freunde hatten aber an der Nase den Beweis erbracht, daß der El Capitan kletterbar war, zehn und mehr Tage in einer Wand verbracht werden konnten. Den Nachfolgern blieb die Aufgabe, das logistische Problem zu lösen, den gigantischen Aufwand an Zeit und Material zu re-



Oben: Der »El Cap« – besonnt die Südwestwand (Routenbild siehe Seite 155).
Rechts: Auf dem Gipfel des »El Cap« – »the game must go on«.
Unten: Einer der »Unentbehrlichen«: ein »Rurp«.



Fotos:
R. Karl



duzieren. Der große Run auf die noch nicht durchstiegenen Wände konnte beginnen.

Ohne den Einfluß schon längst etablierten alpinen Bergsteigertums entwickelten Robbins, Frost, Pratt, Chouinard und andere spezifisch kalifornische Techniken, die bis heute zur Anwendung kommen. Geklettert wird mit Einfachseil, und alles, was nicht unmittelbar in einer Seillänge gebraucht wird, läßt man in einem großen Seesack beim Sichernden zurück. Dieser steigt später mit Hilfe von Steigbügeln am fixierten Seil hoch, während der Sack vom ersten mit einem Flaschenzugsystem am Halbseil emporgehievt wird. Anfang der siebziger Jahre, als sich noch die halbe europäische Bergsteigerwelt am »Wer setzt die meisten Bohrhaken«-Spiel ergötzte, war der »American Sportsman« soweit, seinen steinigen Spielplatz »El Capitan« mit noch raffinierteren Mitteln auszutricksen.

Konsequent in ihrer sportlichen Selbstbeschränkung setzten sie dem Bohrhaken-Vandalismus sogenanntes »fast bolting« entgegen.

Dabei wird das Bohrloch nur noch andeutungsweise geschlagen. In der Aushöhlung wird dann ein spitzgefeilter Metallfinger (Skyhook) angesetzt, an dem es sich für einige cm höher steigen läßt. Noch Mutigere erdachten sich Aluminium- oder Kupferdübel (Smashies, Blobies), die sich, verbunden mit kurzen Kabel- oder Bandschlingen, auch in seichte Mulden und Vertiefungen dengeln lassen und dort wie zäher Kaugummi an den Wänden haften. Doch insbesondere dem Felshaken aus Hartstahl wurden die abenteuerlichsten Formen verpaßt.

Vom Emmentaler Käse-ähnlichen »Bong« bis hin zur abgesägten Spitze eines Messerblattes (Rurp). Mit ihrer rigorosen Anwendung wurden sie zu Jokern für neue, phantasievolle Routen westlich und östlich der Nase.

Und es wurde nicht zum Spiel mit gezinkten Karten, als sich 1972 der schon erwähnte Charlie Porter mit Gary Bocarte auf diesem mächtigen Granschild, in nicht mal 100 m Horizontalentfernung von der Nase, durch die Südwestwand »nagelte«.

Obwohl Zu- und Ausstieg auf bereits begangenen Routen (Salathe, Triple direkt und Magic Mushroom) stattfanden, war die Hybridzüchtung »Shield« schnell akzeptiert.

Es war die Linie, die wie von einem magischen Linal durch die konturlose Platte gezogen – oben

und unten von gewaltigen Dächern abgeschnitten – faszinierte.

Auch Reinhard Karl und ich waren bald von der »Faszination Shield« gepackt.

Sehr behutsam führten wir an mehreren Abenden unsere Frauen hinaus zu den Moorwiesen unter dem Capitan, um das »logistische« Problem Nr. 1 zu lösen. Eva und Verena beschlossen daraufhin ihre Abreise, wollten uns aber vorher noch beim Einkauf der Lebensmittel »tatkräftig unterstützen«. Weitaus schwieriger war dann die »Ergänzung« unserer Ausrüstung, wollten wir doch ursprünglich in den wenigen Ferienwochen »en famille« klettern; dementsprechend spärlich war unsere Ausrüstung. In einer großen Schnorraktion zapften wir die verschiedensten Quellen an, bis unser Bedarf gedeckt war. Glück für uns, daß der Informationsfluß im Valley einen Sättigungsgrad erreicht hat, der durch nichts mehr zu überbieten ist:

Hervorragende Routenskizzen (topos) und exakte Materiallisten schützen vor unliebsamen Überraschungen.

Schließlich saßen wir wie Alteisenhändler vor unserem Materialberg, wobei ich an einen Satz des kalifornischen Altmeisters Royal Robbins dachte: »Die Herausforderung des El Capitan war schon immer mehr eine Sache der Überwindung von Angst, als nur die Lösung des technischen Problems.«

Tatsächlich zum Fürchten waren dann bald darauf unsere Rucksäcke angeschwollen, die wir nur unter großem Schweißopfer die wenigen Meter von der Straße zum Einstieg bringen konnten. Die Logistik hatte uns nicht nur die Mitnahme von 25 l Wasser – Biergeschmack bevorzugt – empfohlen, sondern auch die Vorbereitung von 3 Seillängen tags zuvor. An deren erster schnurrte Reinhard am Fixseil mit seinen Steigbügeln jetzt empor. Seltsamerweise war mir da weit weniger Erfolg beschieden, trotz heftiger Bemühungen, die übliche Seildehnung mit noch raumgreifenderen Schritten zu überbieten. Noch am Tag zuvor beim Baumtraining im Camp war ich bestens eingerichtet. Hatte die Schlingen speziell auf meine Hebelverhältnisse zurechtgeknotet. War ich Opfer eines bösen Streichs? Oder hatte sich da doch noch Angst eingeschlichen, die Unfähigkeit verursachte? Dann dieser teuflische Nachziehsack, dessen Reibung auf den relativ flachen ersten Seillängen der Salathe-Route ich nur meine 78 kg Körper-

gewicht in maikäferähnlichen Pumpbewegungen entgegengesetzt konnte.

Und während wir immer umfangreichere Flaschenzugsysteme ausknobelten, kletterte man auf der Talseite gegenüber mit T-Shirt und Magnesiabeutel.

Nachmittags fliegt Reinhard im harmlosen A-1-Riß mit einem schlechtgeschlagenen Haken durch die schwülheiße Luft, worauf wir uns gleich ein Bier gönnen. Sonst ist nichts passiert.

Auf den »grauen Bändern« – nach 14 Seillängen – richten wir unser erstes Biwak ein. Noch haben wir Boden unter den Füßen, noch können wir umdrchen. Nur noch heute sind unsere Frauen im Tal...

Wir wollen jedoch im Spiel bleiben; wollen Poker statt Mau-Mau.

Am nächsten Tag wird mir der Eintritt in die höhere Spielklasse beinahe verwehrt. Nachdem ich von Reinhard gute 10 m in die Waagrechte hinaus weggeklettert bin, will es mir nicht gelingen, den ersten Haken ins Schild zu setzen. Soll das A 4 sein? Also die denkerische Unmöglichkeit, sich an Haken fortzubewegen. Immer wieder aufs Neue wage ich den letzten Versuch, wobei ich beim allerletzten tatsächlich einen Haken im Riß verklemmen kann. Reinhard nimmt's gelassen hin; endlich konnte er einmal in Ruhe seinem Beruf als Fotograf nachgehen. Zum erstenmal kann ich von meinem Standplatz aus den Nachziehsack bestaunen, der wie ein überdimensionales Uhrpendel in die Leere hinausschießt und immer wieder für kurze Zeit hinter der Dachkante verschwindet. Als Ergebnis des zweiten Tages bleiben gerade vier Seillängen unter dem Strich, und zum erstenmal der Versuch, in einer Hängematte Schlaf zu finden. Die Angst vor sich lösenden Haken und brüchigem Schlingenmaterial verhindert ihn. Dafür ist Reinhard am nächsten Morgen voll auf der Höhe. 6 m über mir hatte er sich »gebettet«, nun beschließt er sein morgendliches »Geschäft« zu

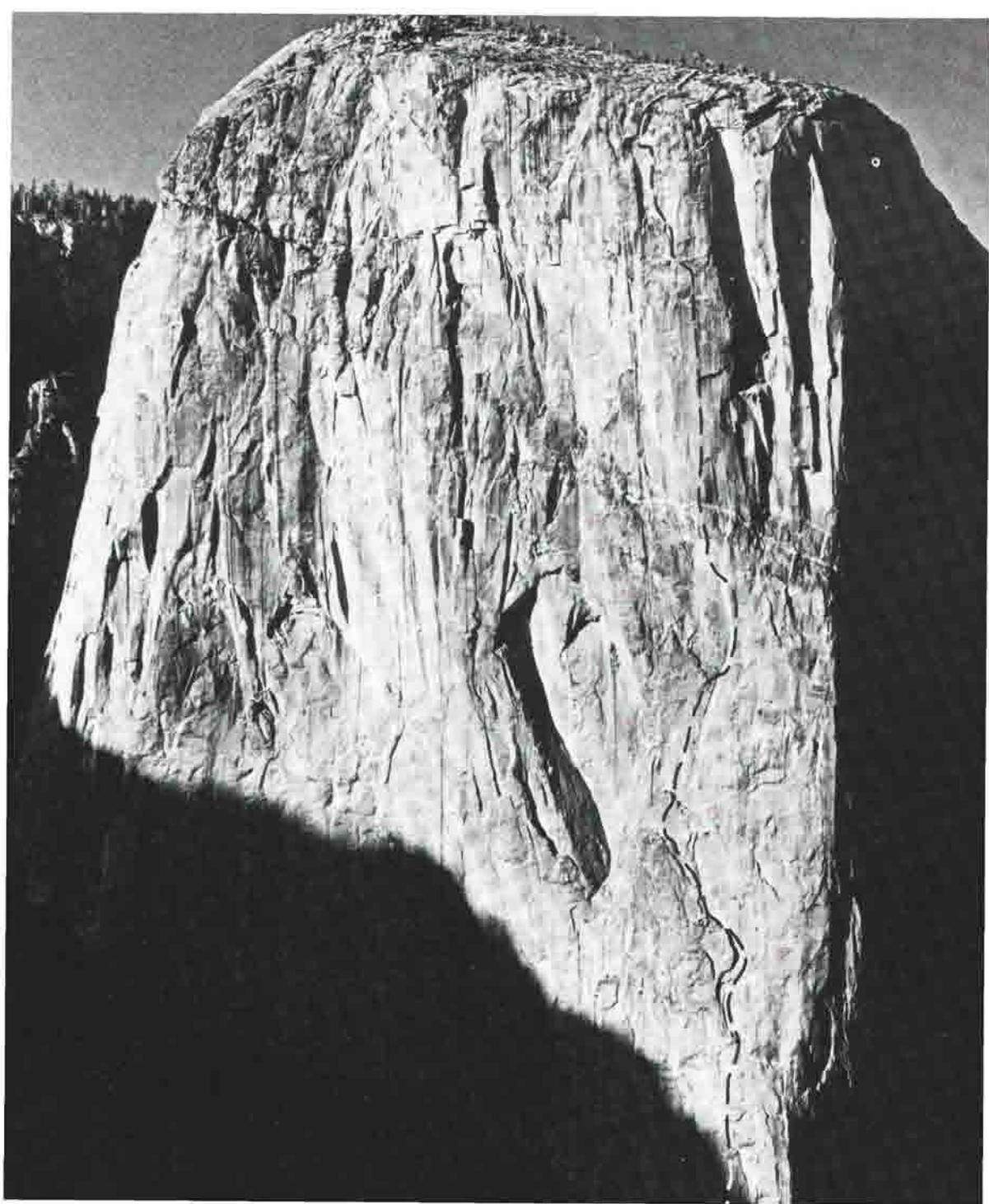
erledigen. Reinhard's Gattin Eva hatte wohl in der Auswahl der Leibspeisen 100%ig seinen Geschmack getroffen, und so begann er zielstrebig mit den langwierigen Vorarbeiten.

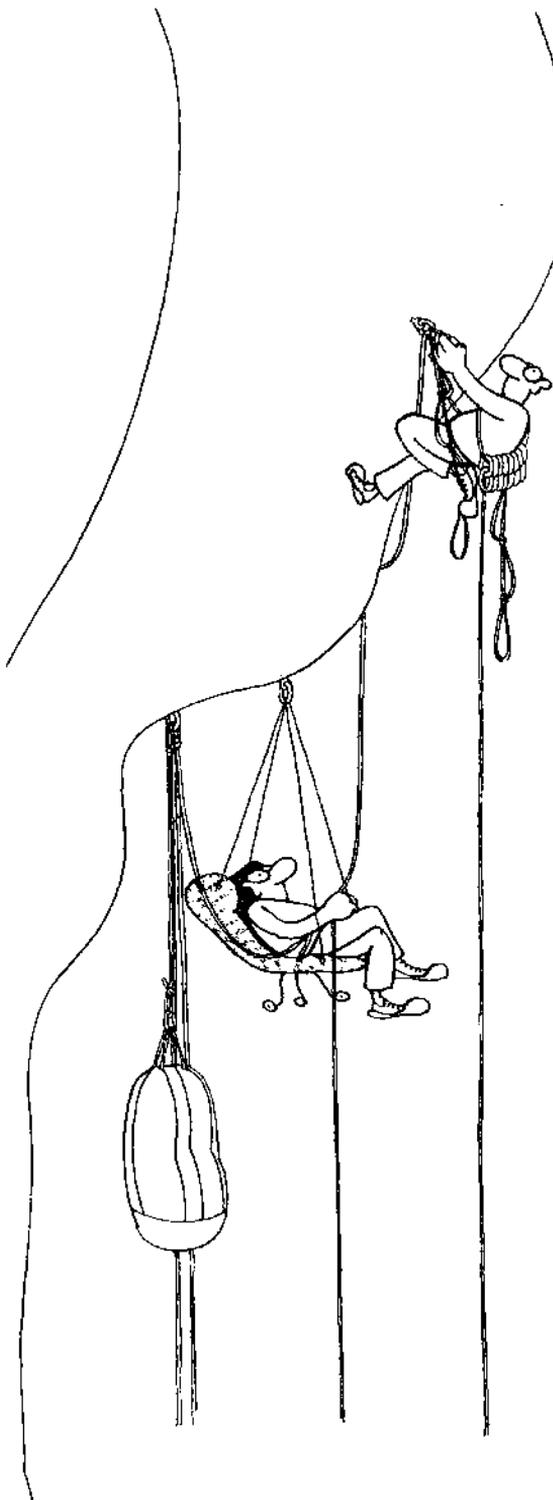
Aus der Froschperspektive befürchtete ich schon das Schlimmste und war nicht wenig erstaunt über meine Fehleinschätzung der Vertikalen. Ich blieb sauber.

Wir waren nun in einer eigenen Welt, abgeschlossen von allem Irdischen und der Rettung von außen. Die »Straße des Spiels« bestand auf den nächsten 300 m aus einem einzigen haarfeinen Riß, der nur an zwei Stellen kurz unterbrochen war.

Die Bohrhaken dort waren für uns Geschenke des Himmels, denn 20 oder gar 30 rups oder abgebundene Messerhaken dürften im Ernstfall wenig Sicherheit bedeuten. War das vielleicht A 4? Also ständig einem Sturz am Stand vorbei, einem Faktor 2-Sturz gewärtig zu sein? Oder war es eben die Kunst, einen rurs überhaupt anzubringen? Charlie Porter war ein Experte des rurs. Keiner konnte mehr über den rurs und dessen Anwendung gewußt haben als er. Charlie muß in den rurs hineingeschlüpft sein und sein Innenleben erforscht haben. Hypersensibilisiert für die Dimensionen des Blättchens, seiner Kräfteverteilung und seiner Schärfe. Und er war ein Künstler, so sehr, daß er sogar eine Beißzange benutzte, um bei der Entfernung seiner rurs den Fels nicht zu beschädigen. Wir dagegen übten uns bis zum Abend in der Kunst, die Fähigkeiten des jeweiligen Seilersten zu preisen und zu loben, um das Spiel mit der Angst – das beginnt, wenn man wieder selber dran ist zu führen – noch etwas hinauszuzögern. Der dritte Tag hat uns wieder vier Seillängen höher gebracht, und noch einmal müssen wir uns in die Himmelbetten legen. Doch erstmals nach drei Tagen gelingt es mir diesmal sogar die Schuhe über Nacht zu lüften. Und trotz der Schmerzen in den Handgelenken vom heftigen Hammerschlagen, den vom Klettergürtel wundgeriebenen Hüf-

*Seite 155: Der El Capitan mit seiner besonnten Südwestwand. Eingezeichnet die Führe über das »Shield«. Hans Martin Götz und Reinhard Karl, die diese Führe 1979 gemeinsam »begingen«, bewähren sich auf diesen Seiten auch als Autorenschaft. Jeder schildert aus seiner Warte und entsprechend dem eigenen Temperament, wie er diese »Hybridzüchtung« erlebt hat.
Foto: R. Karl*





ten, finden wir wenigstens stundenweise Schlaf. Sicher können wir keine »Heimatgefühle« entwickeln, doch begegnen wir unserer »Raumwelt« nun mit zunehmender Gelassenheit. Empfinden wir die Luft um uns herum als neues Medium. Nicht umsonst nennen die Amerikaner so sein Gefühl »spacy«.

Als wir dann am späten Vormittag des nächsten Tages »unsere neue Welt« verlassen, auf das »Chickn-head-Band« aussteigen, wollen sich die Glieder der Freude im Kopf noch nicht so recht anschließen. Die ersten Schritte auf dem mit hühnerkopfgroßen Gesteinseinlagerungen gespickten Band werden allmählich zur Begegnung und Erfahrung mit unserer alten Welt; ihren körperlichen Bedürfnissen, der Freude über die befreite Kommunikation mit Reinhard und, – daß wir im Spiel fair geblieben sind.

Zur Nachmittagsschicht bekommen wir noch vier Seillängen der »magischen Schwammerlrout« (Magic Mushroom) vorgesetzt. In den A 3 und A 2-Längen legt Reinhard noch einmal urwüchsige Kraft in seinen amerikanischen Felshammer. Wohl um mich zu ärgern, denn mein Hammermodell »made in Germany« nimmt sich vergleichsweise dazu wie eine Fliegenpatsche aus.

Immer mehr verzweifelte, kraftlose Schläge sind notwendig, bis ich die Risse wieder »sauber« habe. Das schwarzverdrehte, zum Schutz um die Handrücken geklebte Hansaplastband vermischt sich zur blutgetränkten, klebrigen Masse. Ein letztes Mal wechseln wir im Ausstiegskamin den »Spieltisch«: Der Kampf gegen Müdigkeit, Hunger und Durst wird zum Krampf mit dem immer wieder sich verklemmenden Materialsack.

Und droben: nicht mehr als ein Plastikkanister mit vergammeltem Altwasser, der im abendlichen Dunst versinkende Half Dome und im Traum die Gewißheit »the game must go on«.

Links: »... doch begegnen wir unserer »Raumwelt« nun mit zunehmender Gelassenheit.«

Zeichnung: S. Schrank

*Anschrift des Verfassers:
Hans Martin Götz,
Schmidweg 4, D-8011 Aschheim.*

Als bergsteigender Geologe in der Antarktis

PETER VON GIZYCKI

Langsam verliert die viermotorige Herkules LC 130 an Höhe, durch die kleinen Fenster sehen wir eine ungewohnte, uns fast schon unbekanntes Farbe: Grün. Grüne Wälder, sattgrüne Wiesen mit den weißen Tupfen großer Schafherden, leuchtend grüne Bäume – ein wohlthuender Anblick. 10 Wochen lang waren wir fast nur von Schnee und Eis umgeben, haben wir uns aufgehängt auf dem »kältesten, stürmischsten, trockensten und lebensfeindlichsten aller Kontinente«: Antarktika. Und doch verspüre ich etwas Bedauern in mir, daß diese beeindruckende und abwechslungsreiche Zeit nun schon Vergangenheit ist, die Gedanken sind noch rückwärts gerichtet auf das große Erlebnis: Flüge über das endlose Inlandeis und über Gletscher, die kilometerweit hinausgehen in das offene blaue Meer, von Eisbergen umsäumt. Robbenmütter mit ihren Jungen, die erstaunt aus den Wasserröhren des zugefrorenen McMurdo Sounds schauen und sich denken mögen »schon wieder Touristen«. Die Zusammenarbeit und die Kamradenschaft mit Menschen verschiedenster Nationalität. Das Wachliegen im knatternden Zelt, weil man Angst hat, der Sturm würde es davonblasen. Und die grenzenlose Stille auf einem der Gipfel der Ellsworth Mountains.

Doch das Rumpeln der Maschine beim Aufsetzen auf der Landebahn in Christchurch, Neuseeland, holt mich zurück in die Wirklichkeit. Wir sind wieder angekommen in der Ausgangsbasis der Amerikaner für ihre Unternehmungen auf dem 6. Kontinent.

Vorgeschichte

Begonnen hat dieses Unternehmen eigentlich im Herbst 1978 in Nepal, wo mich während einer bergsteigerischen Expedition ein Brief von Prof. H. Miller aus Münster erreichte, und der mich fragte, ob ich mich an der geologischen Erforschung der Ellsworth Mountains, des höchsten Gebirges der Antarktis, beteiligen wolle. Infolge des neu erwachten Interesses der Bundesrepublik Deutschland an der Antarktisforschung und ihrer Aktivitäten wurden von der amerikanischen »National Science Foundation« (NSF) zwei deutsche

Geologen als Gäste für das große Projekt des »United States Antarctic Research Program« (USARP) in den Ellsworth Mountains in der Saison 1979/80 eingeladen.

Nach fast 40jähriger Pause zeigt die Bundesrepublik wieder Interesse an diesem riesigen Kontinent, der mit seinen 14 Millionen km² 56 mal so groß wie die BRD und dessen Oberfläche zu 98% von Eis bedeckt ist. Gründe für dieses Interesse sind neben wissenschaftlichen Ambitionen vor allem ökonomische Überlegungen: Die antarktischen Gewässer stellen mit ihren Krill-Vorkommen noch eine gewaltige Eiweißreserve für die Ernährung dar. Ferner sind unter der bis zu vier km dicken Eisedecke Bodenschätze und Energiereserven vorhanden, deren Erschließung aber auf Grund technischer Probleme in naher Zukunft wohl noch nicht möglich sein wird. Die Bundesrepublik strebt an, Mitglied des Antarktisvertrages zu werden, der 1961 von 12 an der Antarktisforschung beteiligten Nationen geschlossen wurde.

Ziel dieses Vertrages, der 1991 ausläuft, ist es, die Gebiete südlich des 60. Breitengrades ausschließlich für die friedliche Forschung zu nutzen. 1978 wurde die BRD, vertreten durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft, Mitglied im »Scientific Committee of Antarctic Research« (SCAR). Dieses Komitee dient den einzelnen Mitgliedsstaaten als wissenschaftliches Beratungsgremium. Die BRD ist durch ihren Beitritt verpflichtet, einen selbständigen und dauerhaften Beitrag zur wissenschaftlichen Erforschung des 6. Kontinents zu leisten. Daher wird im Südsommer 1980/81 auf dem Filchner Schelfeis die deutsche Forschungsstation errichtet werden, die Aufträge für den Bau eines Polarschiffes sind vergeben und in Bremerhaven wird ein zentrales deutsches Polarinstitut gegründet.

Aber bereits in der Vergangenheit führte Deutschland erfolgreiche Unternehmungen in der Antarktis durch: 1901–03 die Expedition unter der Leitung von E. von Drygalski mit dem Forschungsschiff »Gauß«, 1910–12 arbeitete W. Filchner mit der »Deutschland« im Weddell-Meer und 1938/39 unternahm A. Ritscher auf der »Schwabenland-Expedition« in der Ostantarktis

photogrammetrische Vermessungen vom Flugzeug aus, eine für die damalige Zeit wegweisende Leistung.

Anreise

Ende Oktober 1979 flog ich mit Dr. Werner Bugisch, einem Geologen von der TH Darmstadt, nach Los Angeles, wo wir uns mit den amerikanischen Wissenschaftlern unter Leitung von Prof. Gerry Webers trafen. Da die US Marine für die logistische Unterstützung (Flugzeuge, Hubschrauber, Schiffe) des Antarktisprogrammes zuständig ist, fliegen wir mit einer Militärmaschine vom Typ Starlifter LC 141 in 20 Stunden über Hawaii nach Christchurch, dem Stützpunkt für den Weiterflug in den Süden. Einen Vorgesmack auf die notwendige Flexibilität gegenüber den dort herrschenden Wetterverhältnissen bekommen wir in den nächsten Tagen: Voll eingekleidet in die warme Polarausrüstung (Unterwäsche, Spezialhosen und -parka, Fellmütze und Gummi-Wärmeschuhe mit Luftpolster), um für alle Eventualitäten während des Fluges gewappnet zu sein, stellt sich kurz vor Abflug heraus, daß wir infolge von Schneeverwehungen in McMurdo nicht landen können. Da sich außerdem der Aufbau unseres Camps in den Ellsworth Mountains wegen Wetter- und Flugzeugproblemen verzögert, »müssen« wir noch einige Tage den angenehmen Frühling in Neuseeland genießen.

Doch schließlich bringt uns ein 7stündiger beeindruckender Flug mit einer Herkules Maschine, die mit Schneekufen ausgestattet ist, über das anfangs noch offene, später von Eis bedeckte Meer, über die endlosen Gletscher und Berge des Nord-Viktorias Landes nach McMurdo, der amerikanischen Basis auf dem Ross Island. McMurdo selbst ist eine häßliche Ansammlung von Baracken, Versorgungslagern, Laboratorien, Treibstofftanks und Leitungen. Übertagt wird dieses Bild allerdings vom Mt Erebus, 3800 m, dem einzig aktiven Vulkan auf diesem Kontinent, über dessen Gipfel oft Rauchwolken stehen. Im Südsommer, d. h. von November bis Februar, leben hier bis zu 800 Menschen, die mit der Durchführung des amerikanischen Programmes befaßt sind, während in der Zeit zwischen März und September ca. 80 Menschen überwintern. Wenn das Eis des McMurdo Sounds im Dezember aufbricht, können Tanker und Versorgungsschiffe diesen südlichsten Hafen der Welt erreichen. Anfangs ist es ein etwas seltsamer Zustand, wenn es um »Mitternacht« noch taghell ist und die Sonne im Süden steht, während sie mittags von Norden herabscheint. Aber man gewöhnt sich schnell daran und hält im wesentlichen den von zu Hause her bekannten Arbeits- und Schlafrhythmus ein. Die folgenden zwei Wochen sind mit verschiedensten Aktivitäten ausgefüllt, in mehreren Kursen werden wir mit den Problemen eines Aufenthaltes in dieser unwirtlichen Gegend vertraut gemacht:

*Robben an
den Wasser-
löchern in der
Umgebung von
McMurdo auf
dem zugefro-
renen Meer.*



*Foto:
P. v. Gizycki*



McMurdo, die amerikanische Basis in der Antarktis auf dem Ross Island, Ausgangspunkt für alle Unternehmungen. Im Südsommer leben dort bis zu 800 Menschen, im Winter etwa 80. Foto: P. v. Gizycki

Gebrauch von Funkgeräten und Durchführung des Funkverkehrs, Benutzung von Schneemobilen einschließlich der Nansen-Schlitten zur Fortbewegung und zum Lastentransport auf den Gletschern, Gebrauch von Feuerlöschern, da Brände in den Lagern eine große Gefahr darstellen können. Das Kernstück dieser Vorbereitungen ist ein dreitägiges »Überlebenstraining« außerhalb von McMurdo, bei dem wir mit alpiner Ausbildung bekannt gemacht werden, schließlich sind auch »alpenferne« Teilnehmer dabei: Gehen auf dem Gletscher und in steilerem Gelände, Sicherungstechniken und Spaltenbergung. Interessant sind für mich zwei Methoden, sich in einem flachen Gelände vor plötzlich hereinbrechenden Stürmen zu schützen: 1) Das Ausheben eines Grabens, der oben mit ausgesägten Schneeblöcken abgedeckt wird. 2) Der Bau eines »Schneeberges«. Dazu wird möglichst viel Gepäck auf einen Haufen gelegt, darüber Schnee bis zu ca. 2,50 m Höhe geschaufelt, den man zwischendurch festklopft, und schließlich wird ein seitliches Loch hineingegra-

ben, durch das das Gepäck herausgeholt wird. Das Innere wird weiter vergrößert und es entsteht eine komfortable Höhle, in der wir zu dritt eine angenehme Nacht verbringen. Allerdings sind wir doch froh, daß wir unsere Behausung bei strahlendem Sonnenschein errichten konnten, im Ernstfall wäre es wohl ungemütlicher geworden. Bei Ausflügen in der Umgebung verbringen wir auch viele Stunden auf dem Eis vor den Wasserlöchern, aus denen die Robben herauskommen und in deren Umgebung sie sich in großer Zahl aufhalten.

Die Ellsworth Mountains

Am 2. Dezember ist es endgültig soweit, und wir fliegen, eng zusammengedrängt zwischen zahlloser Ausrüstung, mit einer Herkules in vier Stunden die ca. 2000 km zu den Ellsworth Mountains. Dieses Gebirge wurde zum ersten Mal 1935 von Lincoln Ellsworth während seines historischen Fluges über die Westantarktis gesehen. Es liegt zwischen dem Polarplateau im Westen und dem Filchner

Schelfeis im Osten und erstreckt sich in ungefährer N-S-Richtung über 350 km, während seine O-W-Ausdehnung nur ca. 90 km beträgt. Durch den mächtigen Minnesota Gletscher werden die Ellsworth Mountains in einen nördlichen Teil, die Sentinel Range, und in einen südlichen Teil, die Heritage Range, getrennt. Mit Bergen um die 5000 m weist die Sentinel Range die höchsten Gipfel der Antarktis auf. Auf Grund der schweren Zugänglichkeit gehören sie jedoch trotz ihrer relativ guten Aufschlußverhältnisse zu einem der am wenigsten erforschten Gebirge dieses Kontinents. Von einigen kleinen Erkundungen abgesehen führten die Amerikaner in drei aufeinander folgenden Jahren, beginnend 1961/62, erfolgreiche wissenschaftliche Expeditionen in die Ellsworth Mountains durch und legten damit die Grundlage für den heutigen Kenntnisstand.

Die geologische Bedeutung des Gebirges wird aus der geographischen Position heraus deutlich: Die Ellsworth Mountains sind Teil der geologisch jüngeren und aktiven Provinz der Westantarktis, bilden aber gleichzeitig mit einigen kleineren Gebirgszügen ein wichtiges Bindeglied zu der älteren und stabileren Provinz der Ostantarktis. Während diese von einem bis zu 1,8 Milliarden Jahre alten Gesteinsschild gebildet wird, setzt sich die Westantarktis aus jungen Falten- und Vulkangebirgen zusammen, die sich über die antarktische Halbinsel bis in die Anden Südamerikas fortsetzen. Daher birgt die geologische Entwicklung der Ellsworth Mountains wichtige Fragen in sich wie die nach dem kontinentalen oder ozeanischen Charakter der Westantarktis, nach der Natur der Verbindung zwischen Ost- und Westantarktis, nach der Fortsetzung der zirkumpazifischen Schwächezone und, vor allem nach Gondwanaland. Dieser Urkontinent, zusammengesetzt aus Südafrika, Afrika, Australien, Indien und der Antarktis brach im Lauf von vielen Jahrmillionen auseinander, so daß die Antarktis vor ca. 7 Millionen Jahren ihre heutige Position erreichte.

Ziel der wissenschaftlichen Erforschung ist es daher, ein besseres Verständnis für den Zusammenhang und die ehemalige Lage speziell der drei Kontinente Südamerika, Südafrika und Antarktis vor der Kontinentaldrift-Bewegung zu bekommen. Voraussetzung dafür ist es, Aussagen über den Ablagerungsraum, die potentiellen Herkunftsgebiete und die Ablagerungsbedingungen der Gesteine machen zu können.

Die Gesteine der Ellsworth Mountains setzen sich

vornehmlich aus einer ca. 13 000 m mächtigen Sedimentfolge zusammen, die in fünf Formationen unterteilt wird. Altersmäßig reichen sie vom Jungpräkambrium (700 Mill. Jahre) bis ins Perm (240 Mill. Jahre). Die Sedimente sind stark gefaltet, zeigen aber nur einen schwachen Überschiebungsbau. Von der jüngsten Formation abgesehen sind die Sedimente und Vulkanite schwach bis mäßig metamorph. Paläontologische Funde wie Trilobiten, Mollusken, Brachiopoden und andere Fossilien haben einige Zeitmarken im Kambrium, Devon und Perm geliefert.

Das Camp Macalester, benannt nach der Universität, von der die Hauptgruppe der Geologen stammt, liegt auf dem riesigen, in der näheren Umgebung spaltenlosen Minnesota Gletscher in 1200 m Höhe. Es besteht aus fünf »Jamesways«, Barackenkonstruktionen aus Holzgerüsten, die mit Segeltuch bedeckt sind und die als Restaurant, Schlafquartiere, Funkstation und Aufenthaltsraum dienen. Wir haben einen großartigen Blick auf das 60 km entfernte Vinson Massiv, 5140 m, und Werner und ich ertappen uns manchmal gegenseitig, wenn wir »verstohlene« Blicke darauf werfen. In Spitzenzeiten sind hier bis zu 70 Personen untergebracht, die Gruppe der Wissenschaftler (40) setzt sich im wesentlichen aus Geologen zusammen, die auf den Gebieten der Paläontologie, Sedimentologie, Petrographie, Tektonik, Geochemie und Paläomagnetismus arbeiten. Daneben gibt es noch Glaziologen, Geophysiker, Geodäten, Meteoritenforscher und sogar einen Historiker, der sich mit der noch jungen Geschichte der Antarktis befaßt. Der andere Teil besteht aus Personal für die Versorgung des Lagers, wobei besonders die hervorragende Köchin zu nennen ist, sowie aus den Hubschrauberbesatzungen einschließlich der Mechaniker. An Komfort ist von der heißen Dusche über Spülklosett bis hin zur Waschmaschine alles vorhanden, einschließlich der abendlichen Filmvorführungen! Aber zum Glück verbringen wir doch die meiste Zeit draußen im Gelände in Dreimannzelten, wo es individueller zugeht.

Um die wissenschaftliche Arbeit durchzuführen, werden von den einzelnen Arbeitsgruppen, die aus Sicherheitsgründen mindestens aus drei Teilnehmern bestehen, verschiedene Methoden praktiziert: 1) Tagesexkursionen mit einem oder mehreren Schneemobilen und Schlitten zu den Aufschlüssen von entsprechendem Interesse. 2) Tagesausflüge mit Hilfe zweier Hubschrauber (der



Camp Macalester, Hubschrauberlandeplatz und Schneemobile mit Blick zum Vinson-Massiv. »Überhaupt hat mittlerweile die Technik ihren vollständigen Einzug in die Antarktis gehalten, so daß wir nur noch mit Bewunderung die Leistungen und Entbehrungen der Polarforscher der historischen Ära betrachten können.« Foto: P. v. Gizycki

dritte bleibt immer im Camp für eventuelle Rettungsmaßnahmen), die mehrere Gruppen nacheinander ins Gelände fliegen und abends wieder abholen, es sei denn, das Wetter ist inzwischen schlecht geworden und man »darf« draußen bleiben. Daher muß auch die Überlebensausrüstung immer mitgenommen werden. Bei Bedarf steht einer Gruppe auch den ganzen Tag über ein Hubschrauber zur Verfügung, so daß sie sich an Stellen von Interesse absetzen lassen kann, um dort zu arbeiten. 3) Aufenthalte von mehreren Tagen oder Wochen im Gelände. Dazu wird man vom Hubschrauber in einem oder mehreren Flügen in das jeweilige, meistens weiter entfernt liegende Gebiet geflogen, wo man sich mit seinen Zelten einrichtet. Z. T. hat man in diesen Lagern auch Schneemobile dabei, um die Flexibilität und den Arbeitsradius zu erhöhen. Entsprechend den Anforderungen können diese Camps auch alle paar Tage verlegt werden, ohne daß dabei in das Camp Macalester zurückgeflogen wird.

Entscheidend für einen erfolgreichen Ablauf ist eine gute Koordination der unterschiedlichen Wünsche und dank der guten Zusammenarbeit zwischen dem organisatorischen Leiter John Spletstoesser und den Teilnehmern klappte es

sehr zufriedenstellend. In dem Zusammenhang muß auch die große Effektivität der Funkgeräte genannt werden, die schließlich nicht nur dazu verwendet wurden, um mit dem nächsten Heloflug wieder tiefgefrorenen Hummer anzufordern oder das zu Ende gegangene Bier ersetzen zu lassen.

Überhaupt hat mittlerweile die Technik ihren vollständigen Einzug in die Antarktis gehalten, so daß wir nur noch mit Bewunderung die Leistungen und Entbehrungen der Polarforscher der »Historischen Ära« betrachten können. Während R. Amundsen 1911 mit seinen Gefährten und den Hundeschlitten acht Wochen für den Weg zum Südpol benötigte, fliegen heute die Herkules Maschinen diese Entfernung in vier Stunden. Während wir uns gerade mit Lachs, Steaks und Gemüse gestärkt haben, lese ich, daß X. Mertz bei der Expedition von D. Mawson zum magnetischen Südpol 1912 an einer Überdosis von Vitamin A gestorben ist, die er sich durch den Verzehr der Leber ihrer Schlittenhunde zuzog, andere Lebensmittel waren nicht mehr vorhanden. Dies hat man allerdings erst vor einigen Jahren durch medizinische Forschung erkannt. Vom »Abenteuer Antarktis« kann heutzutage also nur noch begrenzt gesprochen werden.

Fast zwei Wochen arbeite ich mit Werner sowie Vladimir Samsonov, einem Austauschgeologen aus Leningrad (ein amerikanischer Geologe ist dafür eine Saison auf einer der sowjetischen Antarktisstationen), in der nördlichen Sentinel Range, z. T. auch noch in Verbindung mit einer amerikanischen Gruppe. Wir nehmen Profile der anstehenden Gesteinsschichten für detaillierte Untersuchungen der Sedimentgefüge und des tektonischen Gefüges auf, beproben Gesteine für sedimentologische, petrographische und geochemische Zwecke, suchen Fossilien und führen tektonische Messungen durch. Wir wollen damit den Sedimentationsablauf und den tektonischen Bau kennenlernen sowie Aussagen über Stratigraphie, Fazies und Paläogeographie machen. Grundlage für alle Arbeiten ist die geologische Karte 1 : 1 000 000, von den Amerikanern herausgegeben. Unsere Erfahrung im Hochgebirge kommt uns dabei zugute, denn manchmal sind die Geländeverhältnisse doch recht alpin, und die Amerikaner sind uns dankbar, wenn wir Profile in den schwierigen Gebieten aufnehmen. Aber schließlich war unser bergsteigerischer Hintergrund auch ein Kriterium bei der Auswahl der Interessenten. Es macht viel Spaß, in dieser großartigen Umgebung zu arbeiten, sich mit den entdeckten Problemen auseinanderzusetzen und sich selbständig und unabhängig die Aufgaben einzuteilen. Auch wettermäßig haben wir in diesem Abschnitt viel Glück, es ist immer schön, wir können abends noch bis 10 Uhr im Freien ohne Handschuhe kochen, so windstill ist es. Und tagsüber sitzen wir manchmal im Hemd auf den bis zu 2800 m hohen Gipfeln, die wir im Zuge unserer geologischen Aufnahme erstiegen haben, manche wohl zum ersten Mal, und sind immer wieder fasziniert von dem endlosen Blick auf das Inlandeis. Ab und zu hat man den Eindruck, eine Herbststimmung wie bei uns in den Alpen vor sich zu haben, wenn nur die Bergspitzen aus dem Wolkenmeer ragen. Allerdings tauchen hier die »Nunatakker« (einzelne, kleine Berge) direkt aus dem flachen, spaltenlosen Inlandeis heraus.

Ein bergsteigerischer Abstecher

In den folgenden Tagen werden wir die Geologie etwas zurückstellen, da wir die zweite Besteigung des Mt Vinson versuchen wollen, mit 5140 m der höchste Berg der Antarktis. Wir, das sind Werner, der seine bergsteigerischen Erfahrungen in den Westalpen gesammelt hat, Vladimir, der im Pamir

unterwegs war, und ich habe mich schon im Hindukusch, Karakorum und Himalaya »herumgetrieben«. Wir haben uns allerdings auch ein wissenschaftliches Ziel gesteckt, denn wir wollen auf dem Gipfel ein großes, farbiges Signaltuch befestigen, das wir von den Geodäten des »US Geological Survey« (USGS) erhalten haben. Sie sind in dieser Saison damit beschäftigt, genaue Koordinaten für eine topographische Kartierung der Sentinel Range zu erarbeiten. Daher wäre es für sie eine große Unterstützung, den höchsten Punkt des Gebirges mit ihren Theodoliten von den Gletschern westlich und östlich des Vinson Massivs anzupeilen und damit in ihr Netz einpassen zu können. Die bisher erschienen vier Kartenblätter im Maßstab 1 : 250 000 lassen doch einiges an Genauigkeit zu wünschen übrig. Der Mt Vinson wurde im November 1966 von einer amerikanischen Expedition zum ersten Mal erstiegen. Ihr glückten auch noch bergsteigerisch schwierigere Ziele wie der Mt Tyree, 4965 m, und der Mt Gardner, 4686 m.

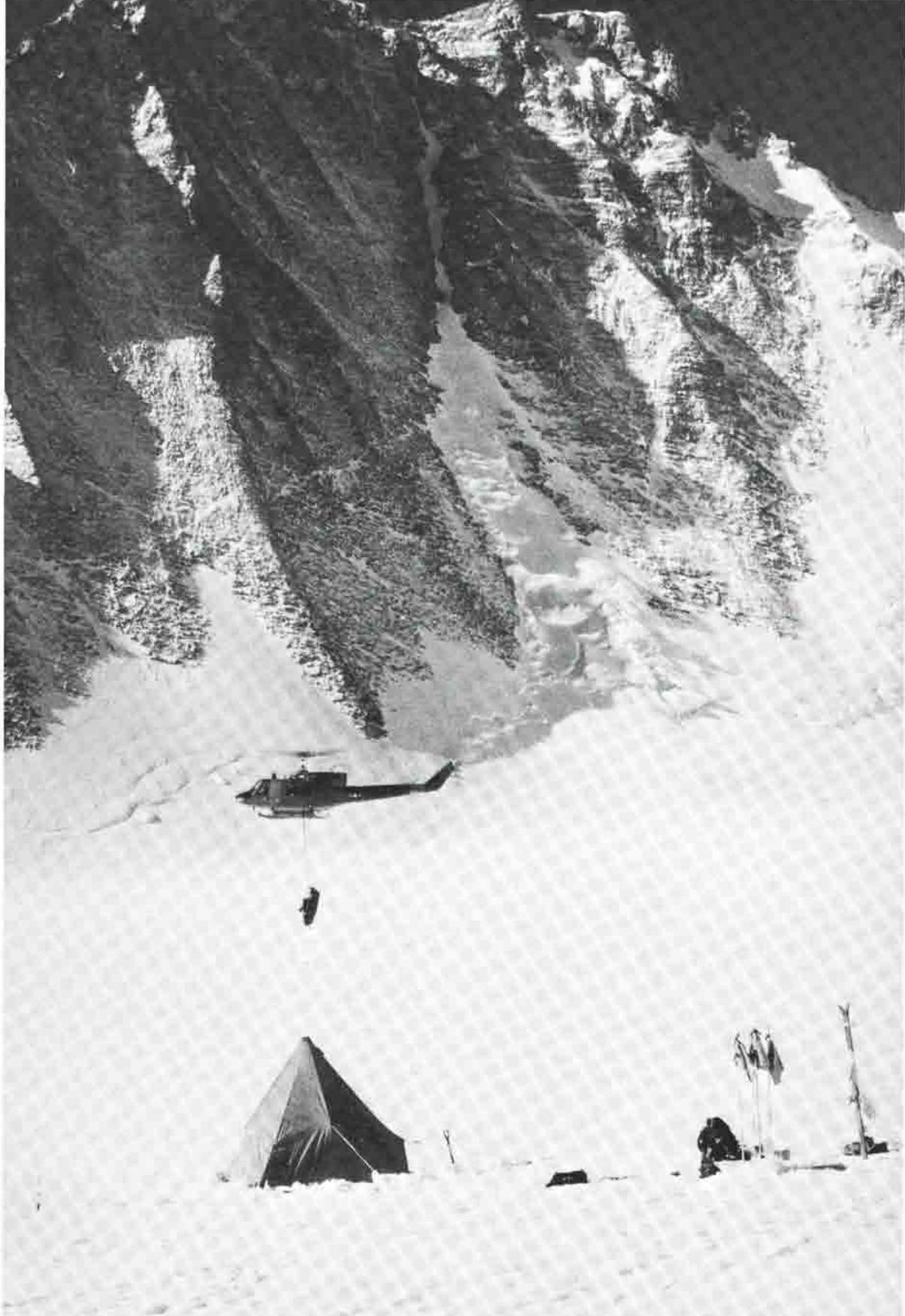
20. 12. 1979

Mit Hilfe des Hubschraubers verlegen wir unser Camp von der nördlichen Sentinel Range in ihren zentralen Teil zu einem Platz auf 2500 m Höhe westlich des steil aufragenden Vinson Massivs. Vor der Landung zieht der Hubschrauber noch eine Schleife, so daß wir einen guten Einblick in den unteren Teil der geplanten Route erhalten. Aus der Literatur und von Luftbildern her kennen wir den Weg unserer Vorgänger, für den auch wir uns entschieden haben, da er für unsere Möglichkeiten die größte Aussicht auf Erfolg darstellt. Wir können nicht viel Zeit investieren und werden es daher im Westalpenstil versuchen, allerdings begünstigt die Ausrüstung nicht gerade unser Vorhaben, da sie nicht fürs Tragen konzipiert ist: So wiegen bereits das Zelt und das Funkgerät über 20 kg. Aber durch unsere Geländetätigkeit und das damit verbundene »Steineschleppen« haben wir uns schon etwas an einen entsprechenden Rucksack gewöhnen können.

Rechte Seite:

Das Ausgangslager für die Besteigung des Mt. Vinson auf 2500 m. Der Hubschrauber transportiert gerade ein Schneemobil, an den Kufen ist ein Nansen-Schlitten befestigt. Im Hintergrund Mt. Epperly, ca. 4800 m, aus paläozoischen Quarziten aufgebaut, der beherrschenden Formation im zentralen Teil der Sentinel Range.

Foto: P. v. Gizycki



Nach einem kräftigen Essen («schon wieder Hummer») und einer kurzen Fahrt mit dem Schneemobil wird es gegen 18 Uhr ernst: Der bergsteigerisch anspruchsvollste Teil der Route, ein bis zu 55° steiles und 500 m hohes Fels- und Eiscouloir führt hinauf in die Scharte eines wilden Felsgrates, der vom Mt Shinn, 4900 m, herabzieht und den Weiterweg versperrt. Leider finden wir schlechte Eisverhältnisse vor, eine dünne Schicht Pulver auf Blankeis, so daß wir viele Stufen schlagen müssen, zumal Vladimir keine Frontalzacken an seinen Steigeisen hat. Es vergeht viel Zeit mit Sichern und wir sind überrascht, als wir erst nach 24 Uhr die Scharte auf 3100 m erreichen. Da jedoch auch noch um diese Zeit die Sonne hoch am Himmel steht, ist man beim Bergsteigen in der Antarktis mit der Zeiteinteilung flexibler als bei uns zu Hause. In der Scharte finden wir noch Aluminiumstangen der Amerikaner, die sie wohl für ihre fixen Seile verwendet haben. Der weitere Anstiegsverlauf über den steilen Gletscher macht einen guten Eindruck, soweit er einsehbar ist und daher legen wir uns beruhigt in unserem Zelt nieder.

21. 12. 1979

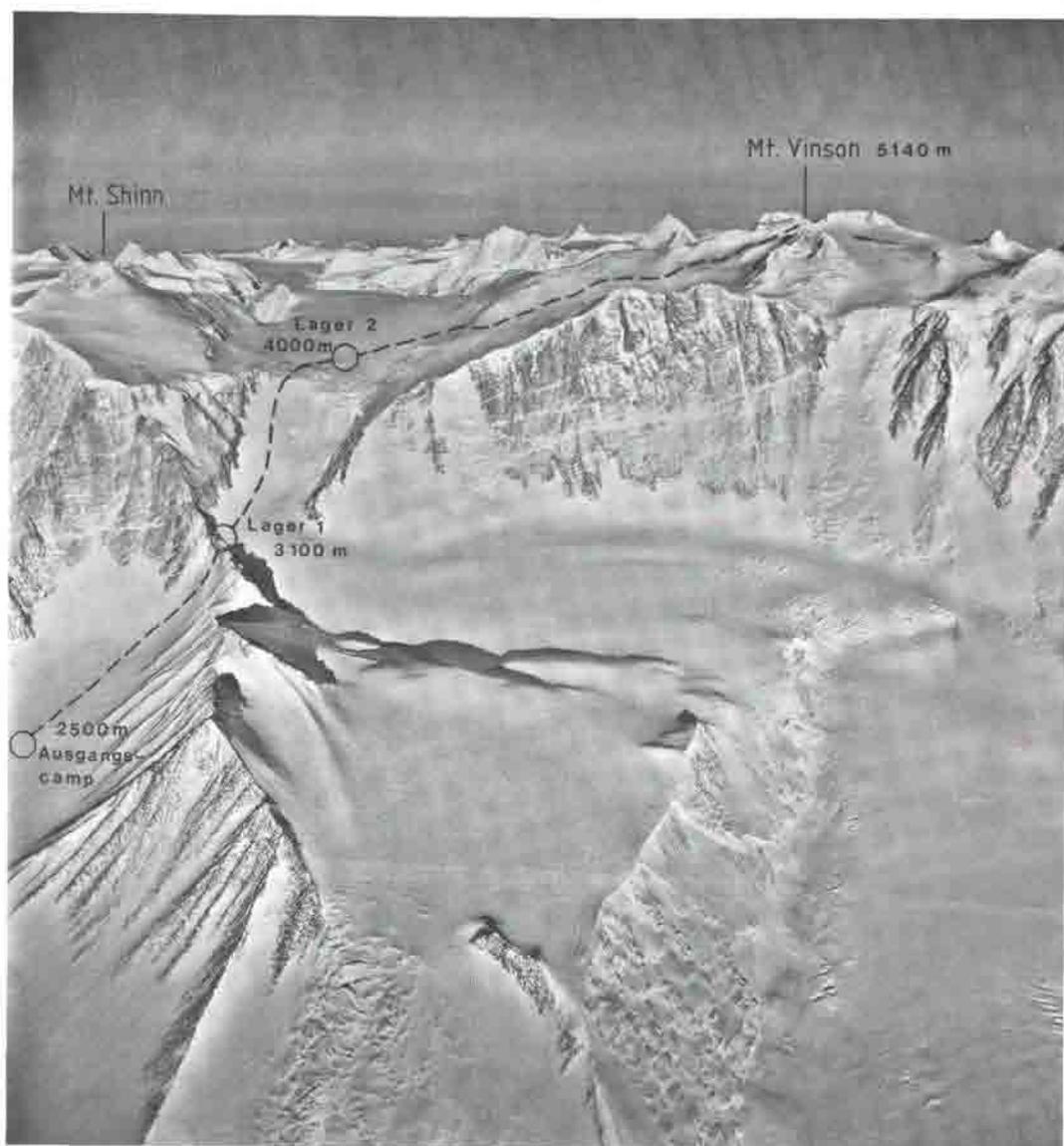
Um 8 Uhr ist Funkverkehr mit Camp Macalester, und wir vereinbaren, daß der nächste Kontakt erst wieder am 23. 12. morgens ist, so daß wir das Funkgerät hier deponieren können. Da wir noch vor uns hindösen und ausgiebig frühstücken, kommen wir erst um 12 Uhr weiter. Dafür haben sich inzwischen die Schneefahnen, die sich oben am Gletscher und an den Graten gegen den Himmel abzeichneten, gelegt. Wir gehen wieder am Seil und kommen bei günstigen Verhältnissen gut voran. Die Route führt uns über einen anfangs flachen, später sich steiler aufschwingenden Gletscher, der nur ab und zu von Spalten durchsetzt ist. Auf ca. 3900 m erreichen wir die Abbruchkante des Gletschers, blaues Eis tritt zutage und gibt damit einen Hinweis auf die Stürme, die hier herrschen können. Inzwischen bläst auch ein unangenehmer Wind, die Zehen werden langsam kalt und so stellen wir auf fast 4000 m gegen 18 Uhr unser Zelt auf. Der Weiterweg sieht nicht mehr problematisch aus, allerdings sind wir uns über den höchsten Punkt nicht im Klaren, und wir haben morgen noch eine große Etappe vor uns: 1200 Höhenmeter, verbunden mit einer beträchtlichen Horizontalfertigung. Aber ohne Rucksack werden wir es schon packen! Die Aussicht ist beeindruckend: Unmittelbar vor uns erhebt sich der fast 5000 m

hohe Mt Shinn mit seinem weiß leuchtenden Gipfeldreieck, das die markanten Felsgestalten des Mt Tyree und Mt Gardener noch verdeckt. Unser Ausgangslager ist schon ein verschwindend kleiner Punkt auf dem endlosen Weiß des Gletschers geworden. Im Zelt sind die Füße bald wieder aufgewärmt, der Benzinkocher schnurrt noch lange vor sich hin, unser Flüssigkeitsbedarf ist groß und auch der Appetit läßt nichts zu wünschen übrig: Das unten im Camp vorgekochte Huhn mit Nudeln findet eifrige Abnehmer. Der Schlaf ist allerdings nicht sehr tief, die Höhe macht sich wohl bemerkbar und außerdem »profitiert« jeder vom Umdrehen seines Nachbarn, schließlich haben wir nur ein Zweimannzelt.

22. 12. 1979

Heute liegt am Morgen eine Wolkendecke unter uns, nur die Berge über 3000 m schauen heraus, auch der Himmel ist etwas verschleiert. Das Wetter wird uns doch jetzt nicht im Stich lassen? Gegen 9 Uhr marschieren wir los, es ist ziemlich kalt. Bei guten Verhältnissen gehen wir am Rand einer riesigen Gletschermulde entlang, das Seil verbindet uns, wir wollen kein Risiko eingehen. Der Weg zieht sich, auch ohne Rucksack, endlos dahin, aber daran, daß hinter dem Mt Shinn die Felsgrate des Tyree und Gardener auftauchen, erkennen wir doch, daß wir an Höhe gewinnen. Das Wetter bessert sich wieder, nachmittags ziehe ich sogar meinen »underliner« aus, da es mir warm geworden ist. In einer weiten Scharte auf ca. 4900 m entscheiden wir uns für den linken Gratverlauf, doch nach einiger Zeit müssen wir erkennen, daß der Rücken uns gegenüber offensichtlich höher ist. So steigen wir die kostbaren Höhenmeter wieder hinab und nehmen den Gipfelgrat in Angriff. Konditionell geht es uns relativ gut, und von der Höhe merken wir nicht zu viel. Der Grat bäumt sich noch etwas auf, einige Grattürme werden umgangen oder überklettert und dann gibt es keinen Zweifel mehr:

Kurz nach 17 Uhr stehen wir zu dritt auf dem höchsten Punkt der Antarktis, vor uns flattert die Fahne der Amerikaner an einem Bambusstock, die vor 13 Jahren dort aufgesteckt wurde. Die Ränder sind zwar etwas ausgefranst, aber ansonsten ist sie noch gut erhalten, es ist wohl die Fahne der »National Geographic Society«, die die Expedition seinerzeit unterstützt hat: Gelbe Sterne auf blauem Grund. Unter einigen Steinen ist eine kleine Blechbüchse mit den Fahnen der Mitglieder der Vereinten Nationen und zur allgemeinen



Luftbild mit der Anstiegsroute zum Mt. Vinson (5140 m); eine Schrägaufnahme aus dem Jahr 1959, Flughöhe ca. 7500 m. Mit freundlicher Genehmigung des US Geological Survey.

Überraschung finde ich eine getrocknete Aprikose, die ich mit Genuß verzehre. Sie schmeckt, als käme sie gerade frisch aus der Packung. Ähnliche Erfahrungen hat man auf Grund der trockenen Luft auch schon mit wesentlich älteren Lebensmitteln der frühen Polarforscher gemacht. Wir freuen uns sehr über unseren Erfolg und können noch gar nicht glauben, daß uns dies so problemlos gelungen ist. Wir sitzen fast eine Stunde ohne An-

orak und Handschuhe auf dem Gipfel, um uns eine großartige Aussicht: zahllose Gipfel, nur einige von ihnen sind erstiegen, »Tummelplatz« noch für Generationen von Bergsteigern – vorausgesetzt, man käme überhaupt an den Fuß der Berge! Und da die National Science Foundation infolge sicherheitspolitischer und logistischer Erwägungen gegen bergsteigerische Unternehmungen auf dem 6. Kontinent eingestellt ist, sind die

Aussichten sehr gering. Gegen Westen gehen die Berge bald in das Inlandeis über, gegen Osten verlieren sie sich Richtung Filchner Schelfeis. Im Süden können wir mit Mühe den Welcome Nunatak in 60 km Entfernung ausmachen, an dessen Fuß Camp Macalester liegt. Endlos weit reicht der Blick, z. T. ragen nur Bergspitzen aus dem Wolkenmeer, eine unwirkliche Stimmung hat sich unser bemächtigt – dem Himmel etwas näher?

Doch auch hier holt uns der Ärger mit der Technik in die Wirklichkeit zurück, unsere beiden 6x6 Kameras sind nicht mehr sehr funktionstüchtig, Probleme mit dem Verschluß und dem Transport. An einem Skistock befestigen wir unser Signaltuch – drei Wochen später gelingt es den USGS-Leuten, die Markierung mit dem Theodoliten aus 2500 m Höhe und 25 km Entfernung anzupeilen und somit für ihr Koordinatennetz zu verwenden. Also auch in dieser Hinsicht ein erfreuliches Ergebnis. Schließlich machen wir uns auf den Rückweg und sind schon kurz nach 20 Uhr wieder am Zelt, hinunter geht es doch etwas schneller.

23. 12. 1979

Am frühen Morgen packen wir unser Zelt zusammen und sind nach 1 1/2 Stunden wieder bei unserem zurückgelassenen Funkgerät auf 3100 m angelangt, um dem Funkkontakt nachzukommen. Auch den weiteren Abstieg durch das Couloir bringen wir gut hinter uns und mittags sind wir zufrieden in unserem Lager angekommen.

24. 12. 1979

Der Rücktransport ins Hauptcamp gestaltet sich noch etwas dramatisch, da wir inzwischen von dichten Wolken eingehüllt sind. Von der anderen Gruppe aus der nördlichen Sentinel Range hören wir, daß sie wegen schlechten Wetters und Sturm in den beiden letzten Tagen kaum aus dem Zelt konnten! Glück muß man eben auch haben! Diese sogenannten katabatischen Winde entstehen auf Grund des Luftdruckunterschiedes zwischen dem hochgelegenen Polarplateau und den niedrigen Randzonen. Sie streichen entlang der Gletscher, die vom Inlandeis herunterkommen und können recht kräftig blasen, wie wir später in der Heritage Range auch noch erlebten. Dabei konnten wir nachts kaum schlafen, da die Zeltwände derartig laut knatterten und wir befürchteten, mit unserem Zelt davonzufliegen. Aber die Scott Zelte sind für derartige Verhältnisse konstruiert worden und bewährten sich sehr gut. Dieses relativ niedrig gelegene Windniveau ist wohl auch ein Grund dafür,

daß die Fahne auf dem Mt Vinson nach 13 Jahren immer noch vorhanden war. Dabei muß man auch noch die äußerst geringen jährlichen Niederschlagsmengen von weniger als 100 mm berücksichtigen.

Schließlich gelingt es dem Piloten am Abend doch noch, uns abzuholen, und zu unserer Überraschung haben wir einen faszinierenden Rückflug, da wir in der einzigen Wolke steckten und das gesamte Vinson Massiv im schönen Licht vor uns liegt. So sind wir am Heiligabend im Camp. Post und Weihnachtsplätzchen sind von zu Hause gekommen, und am 1. Weihnachtsfeiertag wird ein festliches Menü mit Weihnachtsliedern zelebriert.

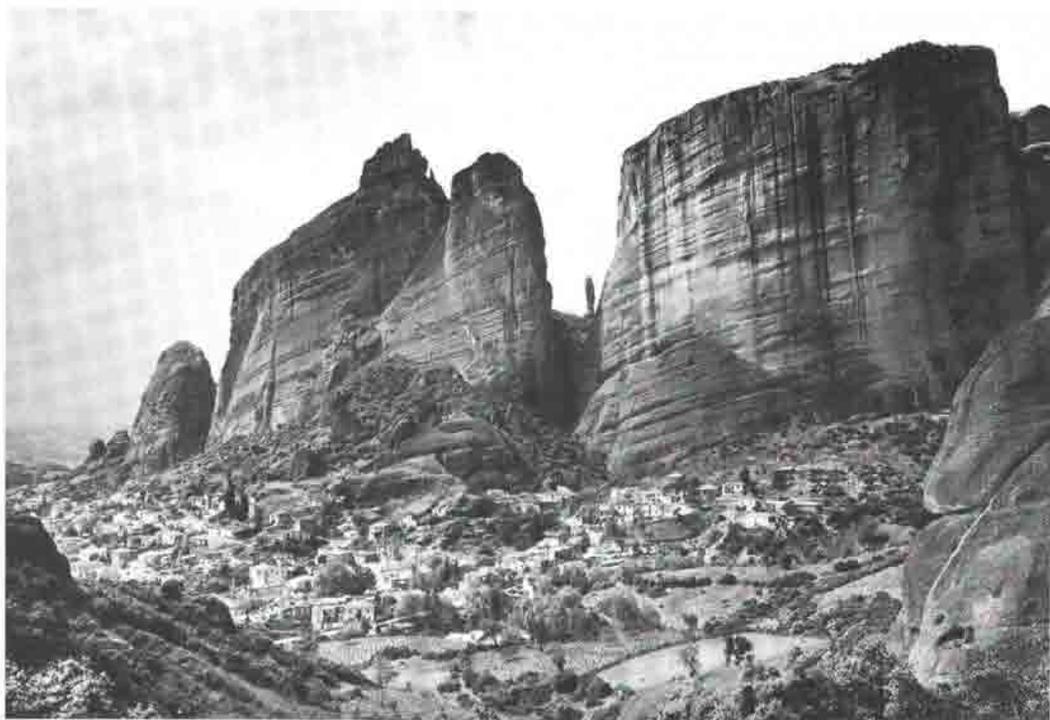
Ausklang

Die folgenden drei Wochen bildeten Walt aus Kalifornien, Vladimir aus Leningrad, Masaru aus Osaka und ich aus München in der Heritage Range die internationalste Gruppe der Ellsworth Mountains. Für mich persönlich der positivste Aspekt des ganzen Unternehmens war das Zusammenarbeiten, das Kennenlernen und sich Auseinandersetzen mit den Teilnehmern unterschiedlichster Herkunft und Mentalität. Neben den schon erwähnten Nationalitäten waren noch Engländer, Neuseeländer, ein Schweizer und ein Norweger dabei. Weit über das Gebiet der wissenschaftlichen Zusammenarbeit hinausgehend hatten wir Gelegenheit uns mit den Ansichten und der Denkweise anderer zu konfrontieren und vertraut zu machen, der »Blick über den eigenen Horizont hinaus«. Und dies in einem Rahmen, der dazu schon auf Grund seiner zeitlichen Dauer und seiner Intensität ganz andere Voraussetzungen schuf, als sie z.B. bei irgendwelchen touristischen Unternehmungen möglich wären.

Doch einmal begann sich die Spirale des Rückfluges wieder zu drehen und nach Aufenthalt in McMurdo, Neuseeland und Hawaii bin ich Ende Februar 1980 wieder zu Hause angekommen. Die folgenden 1 1/2 Jahre werde ich am Geologischen Institut der Universität Münster mit der Auswertung beschäftigt sein und dabei noch von der Erinnerung an dieses großartige Erlebnis zehren.

Anschrift des Verfassers:

*Dr. Peter von Gizycki,
Geologisch-Paläontologisches Institut
der Universität Münster,
Gievenbecker Weg 61, D-4400 Münster.*



Blick über Kalambáka zur Großen Heiligen (links) und zum Alyssos (rechts).

Foto: H. L. Stutte

Die Felsen von Metéora

Landschaft und Klettern im nordgriechischen Thessalien

DIETRICH HASSE

Ostern 1977. Mit Lothar Stutte, dem Gefährten der meisten Metéora-Abenteuer, sitze ich auf dem sagenumwittertsten Metéora-Gipfel, dem Alyssos, dessen bergsportliche Erstersteigung uns da gerade gelungen ist. Macchia-Gesträuch und eine Wiese voll leuchtend farbiger Anemonen, Lilien, Orchideen um uns. Die riesigen Felspfeiler vom Kloster Aghia Trias bis hin zum Kloster Aghios Stéphanos gegenüber unseres fast 300 Meter hohen Alyssos-Ostabsturzes bieten einen eindrucksvollen Anblick. Doch auch der Anstieg, der uns aus der schroffen Nordwestschlucht herauf zum Gipfel führte, war imponierend. Dies zumal bei dem Gedanken, daß hier vor gut einem halben Jahrtausend Mönche oder ihre Helfer mit unvorstellbarer Todesverachtung hinaufgeklettert sind. Wohl gingen sie im unteren Wandteil genau so vor, wie wir das auch bei anderen hiesigen Gipfeln feststellen konnten: Von den oberen Sprossen ei-

ner angelegten Leiter wurde ein Balkenlager ins Gestein gemeißelt. Am darin verankerten Balken band man eine zweite Leiter fest, um mit ihrer Hilfe das nächste ungangbare Wandstück zu überwinden und wieder ein Loch in den Fels zu meißeln. Nun wurde eine dritte Leiter befestigt und so weiter. In Abständen von rund fünf bis sechs Metern kann man da und dort ebensolche Balkenlager erkennen, die in ferner Vergangenheit zur ersten Ersteigung der Türme gedient haben. Aber im oberen, überhängenden Teil des Alyssos-Aufstiegs dürfte der, der damals vorangegangen ist, trotz allem nur möglichen Hilfsmiteinsatz eine Anzahl sehr schwieriger Züge (heutiger Schwierigkeitsgrad V) in freier Kletterei überwunden haben. Von wohl nirgends sonst auf der Erde sind vergleichbare Kletterleistungen aus ähnlich früher Zeit bekannt.

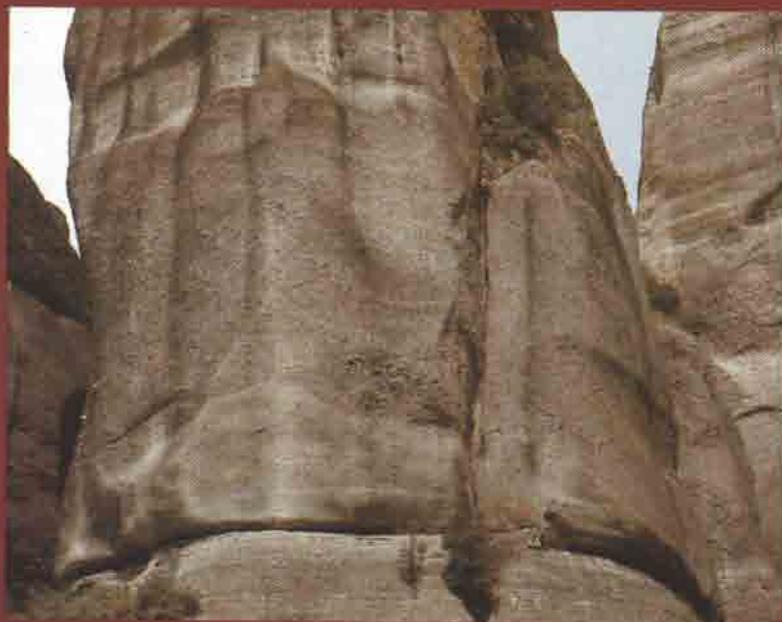
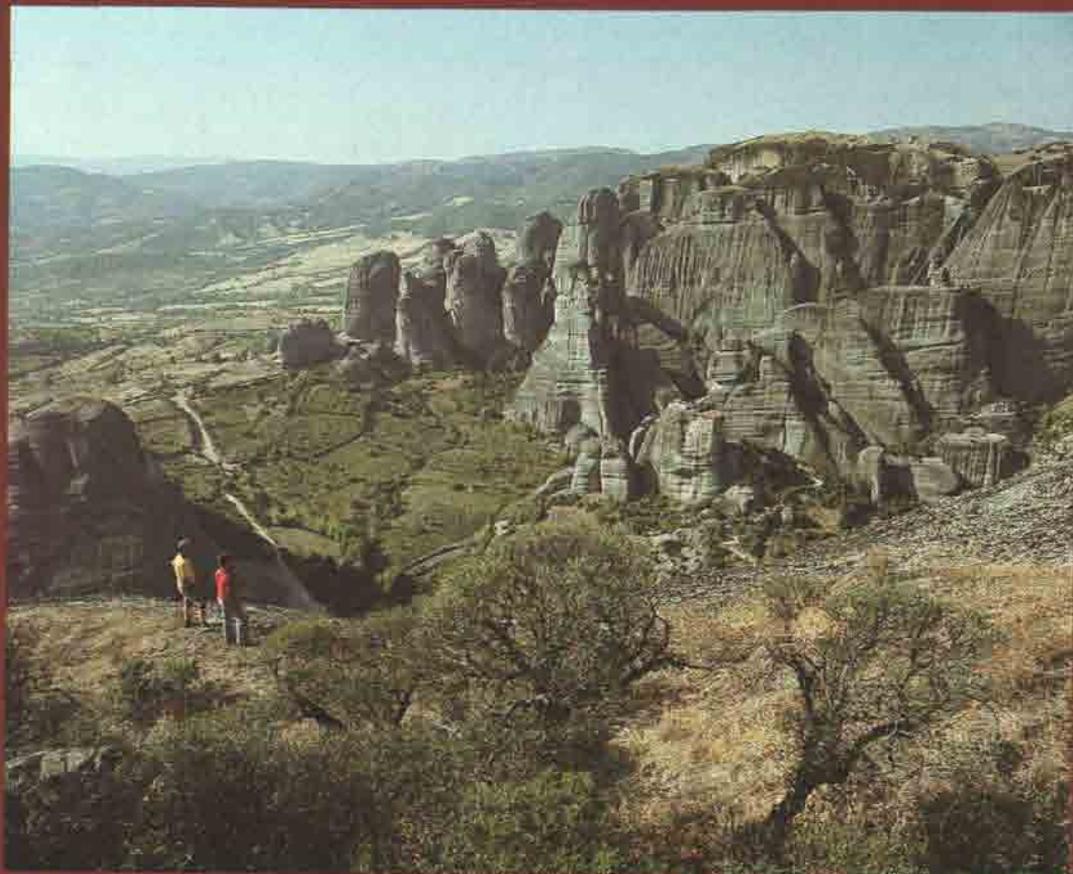
500 bis 600 Jahre liegen sicherlich zurück, seit das letztmal Menschen hier oben gestanden haben. Die spärlichen Reste des gewiß nur kurze Zeit bewohnt gewesen, verfallenen, offenbar recht kleinen Aghios-Alyssos-Klosters mit seinen ausschließlich hölzernen Bauten, denen wir da soeben nachgespürt haben, sollen aus dem 14. oder

15. Jahrhundert stammen. Lothar hat einen glasierten Tonkrug mit schönem Dekor gefunden. Wir werden ihn wohlverpackt mit hinunternehmen und an das Archäologische Institut der thessalischen Hauptstadt Larissa schicken. Dem Institutsdirektor verdanken wir die offizielle Genehmigung zum Klettern in Metéora. Der Krug stand auf einem überwölbten Felsband, nicht weit von der Stelle, wo wir ein in den höhlenartigen Überhang gemaltes Fresko entdeckt haben. Nahebei ein von Moos und Gras durchwachsender Haufen Dachziegel, die einst ein längst verfallenes, verrottetes Holzhaus bedeckt haben mögen. Auf der Nordseite der gewölbten Gipfelfläche befinden sich zwei aus dem Fels gehauene Zisternen. Die eine, kreisrund, mißt nicht ganz zwei Meter im Durchmesser und ist wassergefüllt. Die andere besitzt einen rechteckigen Grundriß von ähnlicher Größe; in ihr wächst Schilfgras. Um möglichst viel Regenwasser in die Zisternen zu leiten, haben die alten Mönche in die schräge Felsplatte oberhalb zwei Auffangrillen gekerbt.

Und noch etwas: Wir haben hier oben eine lebende sowie das Skelett einer toten Schildkröte gefunden. Außerdem weist der lockere Boden des weiträumigen Gipfels zahlreiche Wühlhöcher auf, die von Schildkröten stammen dürften. So gibt es von ihnen, wie es aussieht, noch mehrere. Wie aber können sie nur auf den isolierten Gipfel gelangt sein? Einmal oben, bieten Gras, Kräuter und Macchia genügend Futter und Schutz; auch reichbares Trinkwasser wie alles Notwendige sonst ist vorhanden. Doch das Heraufkommen der plumpen Reptilien bleibt ein Rätsel. All die Jahrtausende, seit sich die ehemals zusammenhängende Konglomeratablagerung in Türme aufzulösen begann, vermochten die Schildkröten hier oben gewiß nicht zu überdauern. Sind sie etwa einst von den Mönchen heraufgebracht worden? Oder waren es die im Felsrevier von Metéora allgegenwärtigen Schmutzgeier, von denen beobachtet worden sein soll, daß sie Schildkröten aus großer Höhe auf Steinboden fallen lassen, um nach Bersten des Panzers an ihr Fleisch zu gelangen? Angesichts der Macchia und des lockeren Erdreichs, wovon große Teile des Alyssos-Gipfels bedeckt sind, könnte das eine oder andere Tier so etwas schon überlebt haben. Das jedenfalls scheint uns vorerst die plausibelste Erklärung. . . Als vor ein paar Jahren unser bergsteigerisches Erschließen der thessalischen Metéora-Felsen bekannt wurde, meldete ein verehrungswürdiger

Alter unter den österreichischen Bergfreunden seine Bedenken an, ob wir damit nicht einmal mehr zur Verarmung unsrer Erde beitragen. Durch Entschleierung neuer Bereiche werde sie zunehmend letzter Geheimnisse beraubt. – Seine Sorgen haben manches für sich. Kein Zweifel, daß unser Planet eines Tages zum ringsum bekannten, übererschlossenen, vielleicht langweiligen Umfeld für den Menschen degeneriert sein wird. Die Klage zunehmender »Entzauberung« unsrer Erde trifft alles geographische, touristische und sonstige Erschließen, selbst die Öffnung einer Landschaft als Wander- und Klettergebiet. Andererseits gelten die Meteorenklöster schon lange als Fremdenattraktion; unbegreiflich, daß man an dieser Landschaft bislang verhältnismäßig achtlos vorübergegangen ist. Wird nicht gerade durch ihre »Entdeckung« (zumal für manchen der dort Heimischen) ein Zugang zu neuen, beglückenden Lebensqualitäten bereitet? Für uns alle bedeuten Wandern und Bergsteigen tiefgreifende Lebensbereicherung, der Zugang zum Erlebnis Metéora, jenes in seiner verwunschenen Abenteuerlichkeit so erhaltenswerten Felsenreichs, keineswegs dessen »Entzauberung«. Was nützt alle Verwunschenheit, wenn wir sie – wie so viele Metéora-Besucher – nicht wirklich erleben?

Im Sommer 1975 kamen wir erstmals nach Metéora, ein Ziel, das ich seit gut 20 Jahren vor Augen hatte. Von Delphi her waren wir, Sepp Eichinger, unsere Frauen und ich, über das Parnasgebirge gefahren. Trikala im Rücken, sahen wir endlich voll innerer Spannung aus dem Dunst des Westhessalischen Beckens die Felsen von Metéora aufragen. Für Kalambáka, das Städtchen am Bergfuß, hatten wir kaum einen Blick. Bizarr standen die gelbgrauen Konglomeratfelsen vor dem fahlblauen Nachmittagshimmel. Kiesel-durchsetzter Sandstein als verwitterter Rest einer tertiären Sand- und Geröllaufschüttung des alten Piniósflusses. Vom Gesteinsmaterial her entspricht das dem spanischen Montserrat, der auch mit seinem altherwürdigen Kloster Parallelen aufweist. Vom Montserrat war uns bekannt, daß es da sehr schwierige Kletterrouten gibt. Wahrscheinlich wird es hier ähnlich sein, meinten wir, möglich schien das auf jeden Fall. Wir nutzten die verbleibenden Nachmittagsstunden, um noch ein paar Blicke auf die bis 300 Meter hohen Wände und Türme sowie die berühmten Klöster zu werfen. Eine durch Kastráki, den zweiten Metéora-Ort, und weiter um das Felsgebiet führende Straße bietet gute Gelegenheit dazu.



*Oben:
Blick von Südosten
auf die Felsen der
westlichen Haupt-
gruppe über dem
Weinberg.*

*Links: Seilschaft am
Weinbergwächter-
Talweg.*

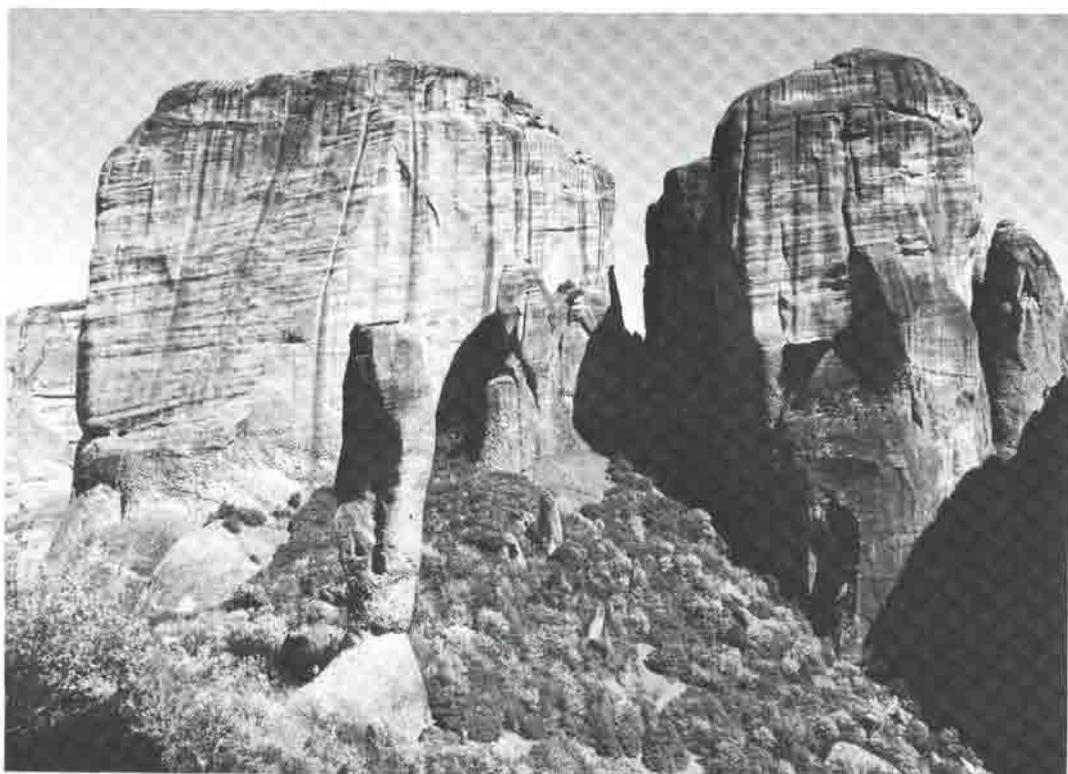
*Fotos:
H.L. Stutte*

Unsere hochgesteckten Erwartungen wurden keineswegs enttäuscht. Erst standen wir gebannt unter einem der riesenhaften Konglomerattürme, dann blickten wir hinauf zu einem der verwegenen angelegten Klosterbauwerke und meinten, von seiner Kühnheit kaum weniger beeindruckt zu sein. Die abenteuerlichen Klosteranlagen auf hohen freistehenden Felsen brauchen keinen Vergleich mit unseren markantesten mittelalterlichen Burgen zu scheuen. Neben den sechs erhaltenen Klöstern in diesem Bereich bemerkten wir noch einige Klosterruinen. Außerdem verwitterte Holzverschlüsse und -spreizen, die hier und da in Felsenhöhlen klemmen, Reste alter Eremitagen. Ihr Zugang kam uns mehr als fraglich vor. Doch irgendwie empfanden wir die zyklische Landschaft mit den Spuren ihres historischen Hintergrundes als eine wohlabgestimmte Harmonie. Kletterspuren jüngerer Datums entdeckten wir vorerst nicht. Welchen Einheimischen wir dieser Tage und später auch fragten, Bergsteiger hatte hier noch niemand gesehen. Angesichts all der verlockenden Klettermöglichkeiten waren wir außerordentlich erstaunt darüber. Ein Kletterverbot gab es, wie wir hörten, aber nicht. Stiegen doch Hirten und andere junge Burschen seit alter Zeit immer wieder auf einige der Felsen. Später fanden wir mehrfach Hinweise auf die Ersteigung einiger der besonders massigen Felstürme bei Kletterschwierigkeiten des I. bis hoch in den IV. Grad hinein. Zum Schlagen spezieller Schnitz- und Ikonenhölzer waren ein paar unerschrockene Männer aus Kastráki, wie uns erzählt wurde, wiederholt zu baumbewachsenen Felsbändern vorgezogen. Über ungangbare Steilstufen haben sie sich mit Leitern und dergleichen hinweggeholfen, schluchtüberbrückende Balken kamen zum Einsatz, schließlich sogar Seilwurf um eigens dafür eingetriebene Holz- oder Eisenstempel. damit, am derart fixierten Hanfstrick hangelnd, das Ziel erreicht werden konnte. Der Anstieg auf den Píxari ist ein mutiges Beispiel dafür. Die Ersteigung des Sourlotis kann als die wohl eindrucksvollste Kletterleistung Einheimischer aus jüngeren Tagen bezeichnet werden. Um Schafe auf dem verhältnismäßig umfangreichen Gipfelplateau zu weiden (über den Sommer sollen wiederholt um die dreißig Stück da oben gewesen sein), hieß es erst einmal, mit viel Wagemut über eine rund zwanzig Meter hohe Steilwand klettern. Ein Bravourstück vom oberen IV. Schwierigkeitsgrad! Anschließend folgen dort noch annähernd achtzig Meter scharfer Kaminkletterei. An den Beinen

zusammengebunden, hat man die Schafe seinerzeit mit Seilen hinaufgezogen und im Herbst wieder herabgebracht.

Unsere Bemühungen, angestammte Felsnamen zu erfahren, blieben für viele Gipfel erfolglos. Fast nur die besonders großen oder klosterbewehrten Steinklötze waren benannt. Hinsichtlich der anderen Türme, wie unverwechselbar sie für unsere Begriffe auch aussehen, konnten uns weder ortskundige Einwohner Kastráki oder Kalambákas noch Mönche weiterhelfen. Zu unserm Erstaunen erwiesen sie sich überhaupt unfähig, die charakteristischen Felsgestalten als Individuen zu erkennen. Offenbar empfindet der Einheimische die Felstürme so gleichförmig wie die Bäume eines Waldes. Dementsprechend nennt man die Metéora-Felsen in ihrer thessalischen Heimat auch »Felsenwald«, und wer gibt schon Waldbäumen Eigennamen? »Ein Wald von felsigen Gebilden, mehr als tausend«, lesen wir bei der Nonne Theotekni (Seite 15), und wir haben dasselbe an Ort und Stelle auch sagen hören. Daraus ist ersichtlich, wie hier der gefühlsbestimmte Eindruck einer scheinbar unüberblickbaren Felsenzahl das verstandesmäßige Erfassen des einzelnen, in seiner Form einmaligen Felsgebildes verhindert. In Wahrheit gibt es nicht tausend, sondern reichlich achtzig freistehende Konglomerattürme im engen Metéora-Gebiet. Hinzu kommen vielleicht noch hundert herausragende, mehr oder weniger schroffe Felsrücken, teils als Steilabstürze ausgebildet, die nach hinten zu in flachere Berghänge übergehen und dort von Wiesen oder dornigem Macchia-Gebüsch bewachsen sind. Für unsere Kletterziele, die monolithischen Gipfel, mußte die Namensgebung in vielen Fällen von uns selbst vorgenommen werden, wobei wir uns selbstverständlich an Gebietseigenes, In-die-Landschaft-Passendes hielten.

Zurück zum Sommer 1975. Unsere ersten Metéora-Tage verbrachten wir neben Klosterbesuchen mit Streifzügen durch das für uns vorerst undurchschaubare Gewirr schroffer Wände, Schluchten und Scharten. Natürlich wunderten wir uns, daß es weder eine topographische Metéora-Karte gab (und gibt) noch irgendwelche Beschreibungen oder Skizzen von Wanderwegen oder Hirtenstiegen durch die faszinierende Felswildnis. Ebenso fehlt es an Schrifttum, das informiert, was dies beispielsweise für eine Klosteranlage und jenes für eine uralte Eremitage ist. Es scheint auch niemand zu existieren, der sich dafür interessiert oder gar darüber Bescheid wüßte. So gelang es uns nicht,



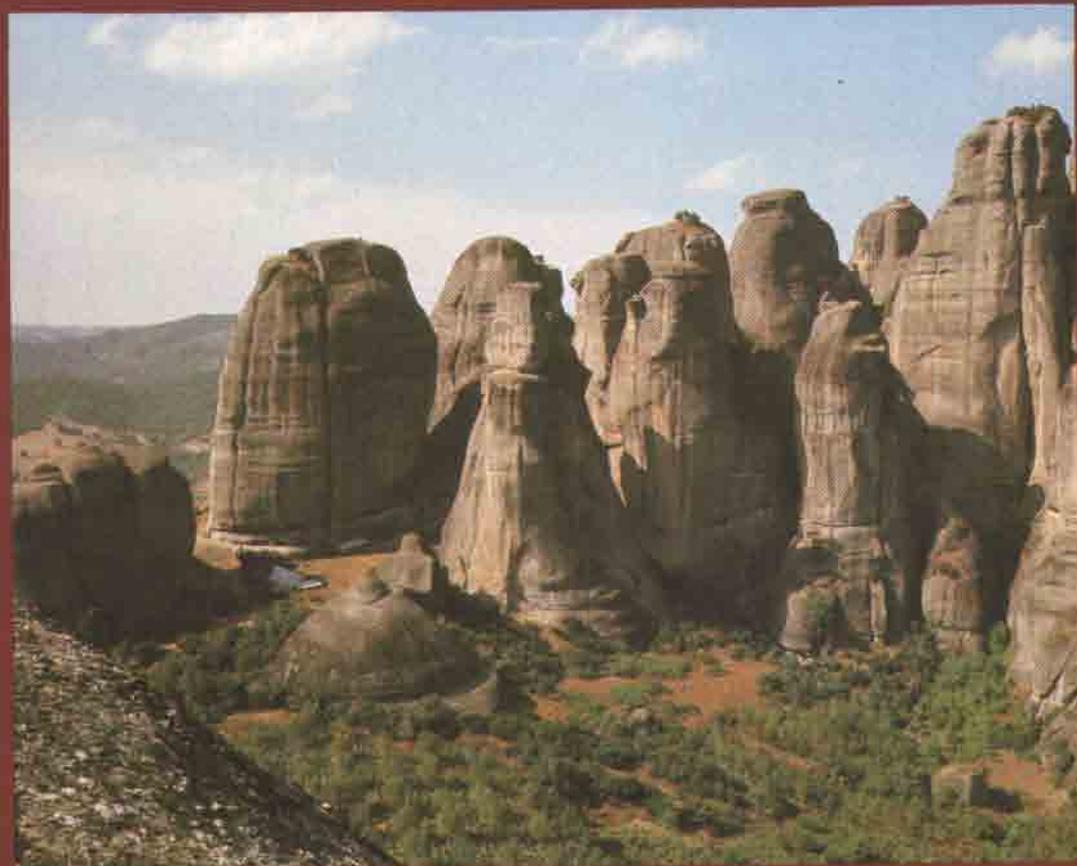
Links Sourlotis, darunter die Spindel, rechts Modi (südl. Hauptgruppe).

Foto: H. L. Stutte

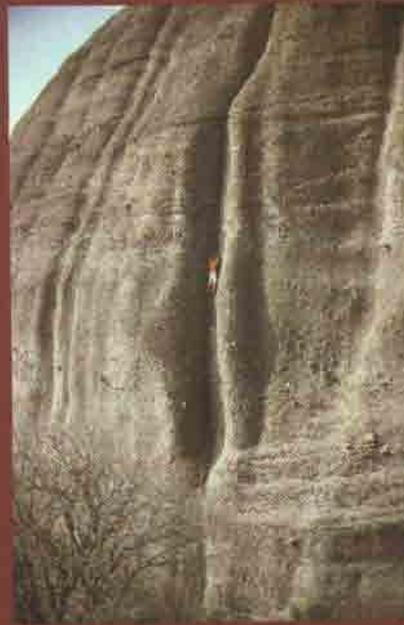
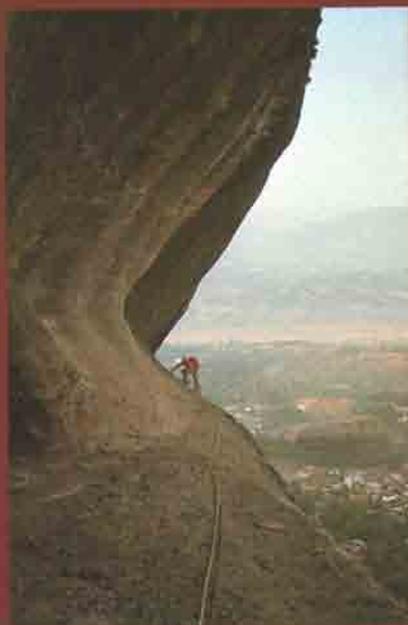
auch nur irgendetwas über diesen außergewöhnlichen Erdenfleck zu erfahren, das über dürre Prospektangaben hinausgegangen wäre. Ziemlich verloren irrten wir durch das verwirrende Steinlabyrinth, wobei es mit der Ersteigung von fünf etwa hundert Meter hohen Gipfeln zu einer ersten Fühlungsnahme mit dem Metéora-Konglomerat kam. Einer davon, der Nordöstliche Kumariesturm, zeigte sich bereits begangen (1970 neben einigen andern Türmen durch die Berliner Bodo Zöphel und Uwe Weinreich). Auch im Aufstieg des Kastrákirturms, eines der bedeutendsten dortigen Gipfel, trafen wir später auf einen Haken. Vermutlich ist mancher der Felsen während des Zweiten Weltkriegs erklettert worden, als eine Einheit der Fünften Gebirgsdivision eine Zeitlang in Kalambáka stationiert war. Sicher wissen wir nur, daß man damals auf der Großen Aghia (Große Heilige) die deutsche Reichskriegsflagge gehißt hatte.

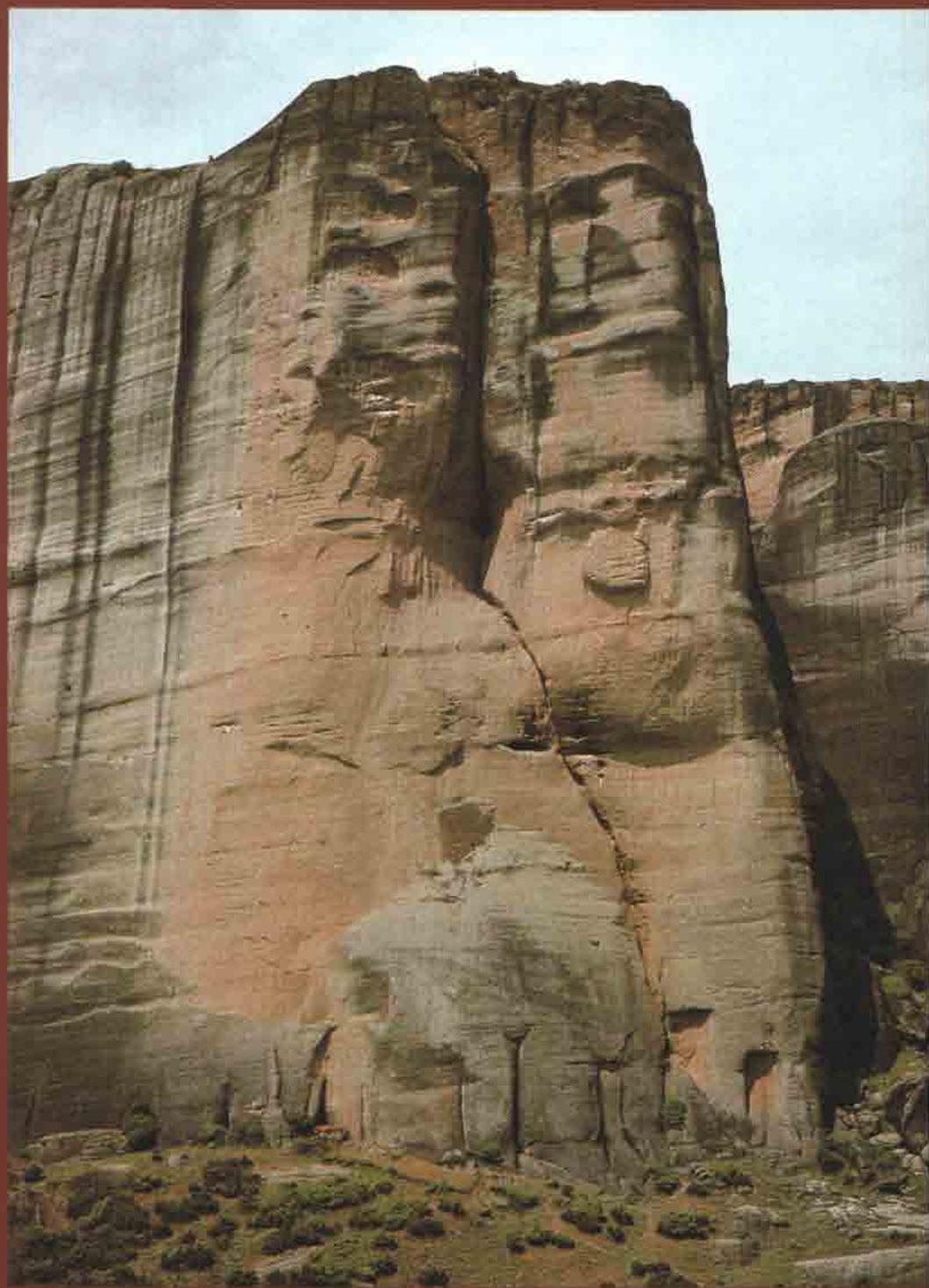
Das Unvermögen, hinreichend zu sichern, erwies sich im Metéora-Fels anfangs als besonderes Problem. Sicherungsschlingen oder Klemmkeile

bringt man nur selten unter, Normalhaken ebensowenig. Ohne zu bohren, ist Hakenschlagen fast nirgends möglich. Unsere Touren im Sommer 1975 zeigten ganz eindeutig, daß wir mit den handelsüblichen Hakentypen, selbst den Bohrhaken, nur eine höchst fragwürdige Erschließung betreiben konnten. Falls sich aus unsern Anfängen vor allem unter den Einheimischen eine sportliche Bewegung entwickeln würde (was heute inzwischen eingetreten ist), waren die von uns 1975 geschlagenen Sicherungs- und Abseilhaken absolut unzureichend und daher unverantwortbar. – Zurück in Deutschland, wurde sondiert und erprobt und am Ende beschlossen, bei weiterer Erschließung der Metéora-Felsen Stand- und Abseilplätze mit dem Typ des Alpenvereins-Sicherheitshakens (M16) zu versehen, der eine Bruchfestigkeit von 3000 Kilopond aufweist. Harte Sturzttests mit einem steingefüllten Sack, die wir alsbald im Metéora-Konglomerat durchführten, haben uns seine vorzügliche Eignung voll bestätigt. Seither sind sämtliche Metéora-Routen mit dem verlässlichen Sicherheitshaken oder einer Variante davon ausgestattet worden, beispielgebend und verpflichtend.



*Oben:
 Felstürme in der
 westlichen
 Hauptgruppe;
 v. li.: Echofels
 Bischofsmütze,
 Kelch, Zwillings-
 türme,
 Weinbergwächter,
 dahinter Glocke
 und Piniösturm,
 ganz rechts Ka-
 sträkitturm.
 Rechts:
 Unteres großes
 Band im Nord-
 westweg,
 ganz rechts »Weg
 des Wassers« am
 Heiligen Geist
 (südliche Haupt-
 gruppe).*





Alyssos-Ostwand.

Fotos: D. Has

tend für jede weitere Erschließung. Auch die Zwischenhaken (Bohrkronen vom gleichen, im Metéora-Kletterführer dargestellten System, aber M10 oder besser M12) ließen wir in der Absicht stecken, für die Wiederholung der Touren das Mitnehmen von Hammer und Haken unnötig zu machen. Dies besonders auch deshalb, damit es nicht zu mehr Haken kommt als dem im Führer beschriebenen Erschließeraufwand. Alle künftigen Metéora-Kletterer sind aufgerufen, dafür zu sorgen, daß die dortigen Routen nicht vernagelt werden. Es wäre schade um ihre Schönheit und ihren sportlichen Wert. Klettern im Metéora-Konglomerat bedeutet überwiegend freies, dabei oft ausgesetztes, zwischensicherungsarmes Steigen. Wer nicht bereit ist, auch einmal zehn und mehr Meter im IV. oder V. Schwierigkeitsgrad frei auszugehen, der mag lieber die Hände von so einer Tour lassen. Andererseits sollen die Routen wenigstens ein vernünftiges Mindestmaß an Sicherungspunkten aufweisen, damit eine Durchsteigung für diejenigen, die den vorhandenen Kletterschwierigkeiten gewachsen sind, ein verantwortbares sportliches Erlebnis und kein Hasardspiel wird. Gefährlich wird Stürzen im Konglomerat der rauhen Oberfläche wegen stets sein.

Bei einigen unsrer Neuanstiege waren wir auf Hilfhaken und Trittschlingen angewiesen. Wo indes ein Aufstiegsproblem weithin nur künstlich zu lösen schien, haben wir uns nicht darum bemüht. Grundsätzlich gilt das sportliche Prinzip, künstliche Kletterhilfen bloß dort anzuwenden, wo sie tatsächlich nötig sind. In einigen Fällen haben wir oder andere mit Hakenhilfe erschlossene Passagen inzwischen hilfsmittellos geklettert. Nachdem der insgesamt geringe, aber doch vorhandene Anfangsbruch abgeräumt ist und die Haken vertrauenswürdig stecken, lassen sich jetzt Stellen frei bewältigen, deren Risiko bei der Erstbegehung zu groß schien. Mancher Haken, bei dem man sich das ursprünglich nicht vorstellen konnte, läßt sich frei anklettern. – Andererseits kommt es vor, daß eine Metéora-Route auf hundert oder mehr Meter höchstens Schwierigkeiten des unteren V. Grades aufweist – sie mag steil sein, trotzdem gute Griffe bieten –, dann jedoch folgt unversehens eine Stelle, die, mit Hakenhilfe begangen, A0 oder A1 bewertet werden muß. Hilfsmittellos geklettert, bedeutet der abdrängende Meter knallharten VI. Grad. Sollte man hier in Zukunft nur noch der freien Durchsteigung das Wort reden? Auf die Weise würde so manche

märchenhaft schöne Route (Beispiel: Ypsilotéora-Kante V-, A1 oder VI) ausschließlich zum Feld für Experten, »Normalverbraucher« hätten in ihr nichts mehr zu suchen. Ist es unbedingt und in jedem Fall so, daß allein die (durchwegs) freie Route ein erstrebenswertes sportliches Ziel sein kann? Wäre es sinnvoll, hiermit ein Stück Elbsandstein-Reglement nach Metéora zu verfrachten? Auf die Art müßte manche Metéora-Führe gestrichen werden, darunter einige der größten und schönsten, nicht zuletzt alle bisherigen Anstiege am Aghion Pnéwma (Heiliger Geist). – Mir scheint für Metéora ein anderer, der »fränkische« Weg, der bessere: Wer es hilfsmittellos machen will, soll es versuchen und seinen Erfolg, durchaus berechtigt, im Gipfelbuch vermerken. All die andern mögen den Anstieg auf »klassische« (der Erstbegehung entsprechende) Weise begehen und so ihre Erfüllung finden. Dies scheint mir für die relativ hohen Metéora-Wände, die zum Teil zwischen Mittel- und Hochgebirgsdimensionen liegen, eine angemessene Regelung, Erweiterung statt Einengung! Noch etwas zum Erschließen: Von oben gesichertes »Erstbegehen« kann nur als eine lächerliche Karikatur unseres Bergsports empfunden werden. Vor derlei Turnübungen soll man Metéora bewahren, die erhoffte Anerkennung wird das nicht finden.

Die fast durchwegs vorhandene Zuverlässigkeit des Metéora-Gesteins hat uns von Anfang an begeistert. Bei mehreren hundert Seillängen, die da inzwischen geklettert worden sind, trafen wir sicher nicht mehr als zehn brüchige an. Daß zumal bei einer Neutour ein weit herausgewitterter Kiesel ausbrechen kann und man gut daran tut, ihn vorsichtig zu belasten, ist eine andere Sache. Häufiger Flechten- und Moosbewuchs machen das Klettern bei Nässe nahezu unmöglich. Insofern hat sich der empfohlene Ostertermin als reichlich frühe Jahreszeit erwiesen, etwas später ist günstiger. Bei Trockenheit bietet der Metéora-Fels eine eindrucksvolle Vielfalt an Touren, die zu den schönsten zählen, die ich im Lauf von über dreißig Kletterjahren kennengelernt habe.

Vergleichbares gilt für die Landschaft. Der Bonner Geograph Alfred Philippson (1864 – 1953) nennt Metéora »eine der seltsamsten Landschaften Europas, deren Formen lebhaft an die der Sächsischen Schweiz erinnern, sie aber bedeutend an Großartigkeit übertreffen.« – Nun, wer mit der Sächsischen Schweiz, dem Elbsandsteingebirge vertraut ist, wird statt Großartigkeit lieber Größe

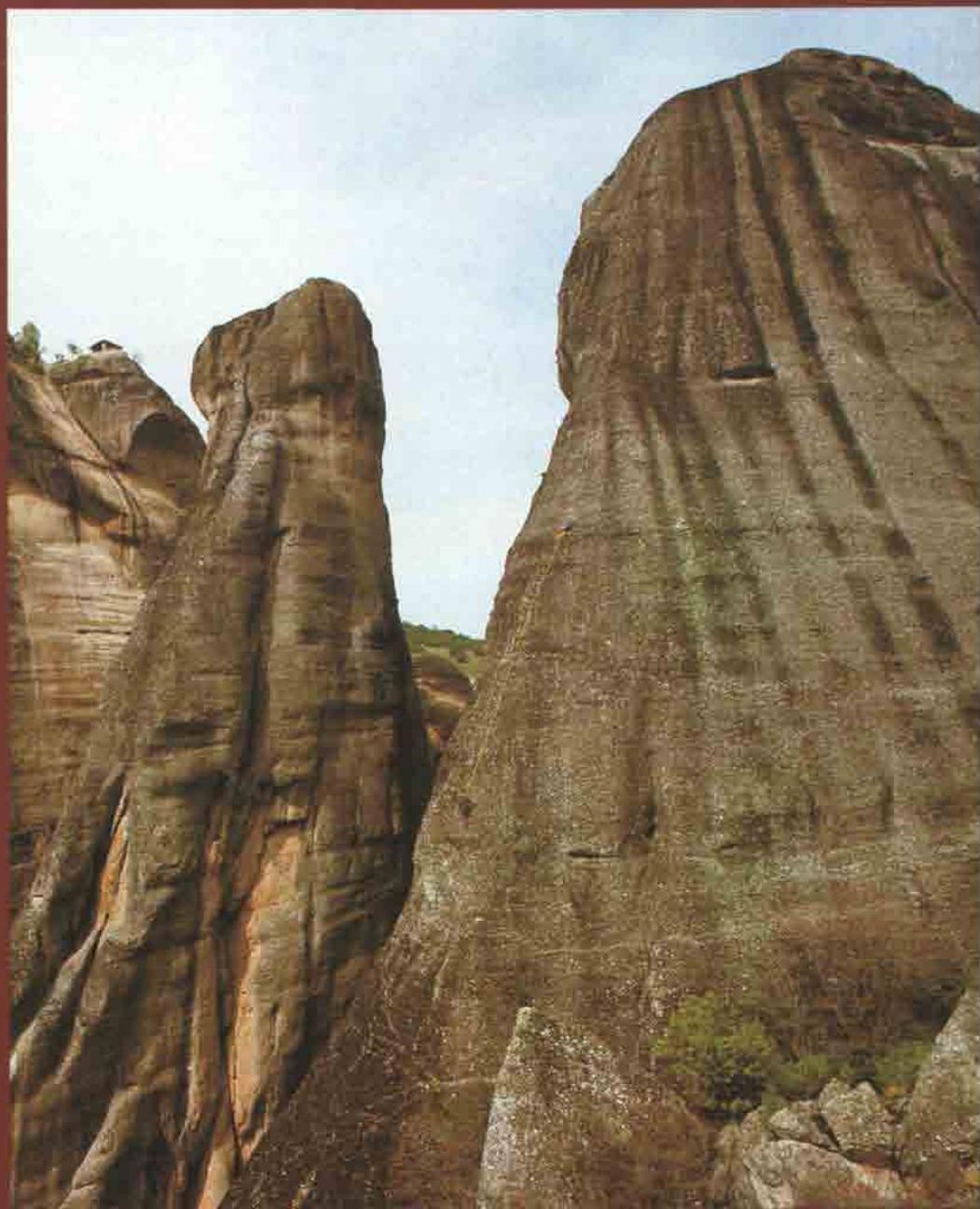
sagen. An Höhe übertreffen die Metéora-Türme die Elbsandsteingipfel tatsächlich bei weitem; ihre Schönheit mit der der Elbfelsen zu vergleichen, bedeutet jedoch allein schon größtmögliches Lob. Philippons Begeisterung für Metéora geht auch noch aus seinen weiteren Ausführungen hervor: »Dieses Labyrinth von engen, senkrechten Schluchten zwischen den düsteren, himmelanstrebenden Felsgebilden, die bei jedem Schritt dem Wanderer in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit immer neue Formen zeigen, dazu die üppige Buschvegetation, die den Fuß der Riesenpfeiler mit lebendigem Grün umgibt, die Ausblicke auf die Ebene mit ihren Ackerfluren und Maulbeerhainen, mit dem breiten Schuttbett des Peneiós (Piniós) und jenseits auf die schneebedeckten Häupter des Pindos, das alles hinterläßt einen Eindruck, den ich mit keinem anderen mir bekannten vergleichen könnte. In die tiefe Stille dieser grausigen Felsspalten, denen sogar das belebende Rauschen des Wassers fehlt, das wir sonst in derartigen Klammern nicht zu vermissen pflegen, tönt wie ein Klang aus einer fernen fremden Welt helles Glockengeläut. Wir glaubten uns in voller Einsamkeit – und doch sind ringsumher menschliche Wohnstätten errichtet. Hoch oben auf den Plattformen der einzelnen Felsen, oft von den Schluchten aus unsichtbar, erheben sich stattliche Gebäude mit Türmen, Erkern und Bogengängen. Es sind die berühmten Klöster der Metéora. In wilder, gewalttätiger Zeit, in der nicht Recht noch Gesetz unter den Menschen galt, in der die Miniaturreiche griechischer, fränkischer, serbischer, albanischer Dynastien über Nacht aus dem Boden schossen und in nichts verschwanden, in der die Herrscher wechselten, die Landschaften wie ein Spielball von Hand zu Hand geschleudert wurden, in den kriegerischen Zeiten des 14. Jahrhunderts sind diese Klöster hier an unnahbarer Stelle errichtet worden. Fromme Sehnsucht nach Ruhe und Frieden, die die greuelvolle Zeit nirgendwo anders als hinter Klostermauern darbot, der Abscheu vor den nicht endenwollenden Freveltaten, die den griechischen Boden mit Blut düngten, trieb sanftere Gemüter in die Einsamkeit; dazu gesellten sich die Schwachen und Verfolgten, die hier Schutz vor ihren Feinden suchten und fanden.« (Philippon, Seiten 32, 33 und 35)

Unsere Touren während neun Metéora-Fahrten haben die Annahme erhärtet, daß wir uns in dem thessalischen Felsgebiet wahrhaftig auf historischem Bergsteigerboden befinden. So stießen wir bei der Erstersteigung des von uns Teufelsturm

genannten Gipfels, rund 45 Meter hoch, auf drei eindeutig von einem Menschen verklemmte Holzspreizen. Dies oberhalb von Vierergelände, wobei wohl nur ganz unten Hilfe mit einer Leiter oder einem Dastelbaum möglich gewesen ist. Über den vorgefundenen Hölzern drängt ein Rißüberhang heraus, der Kletterschwierigkeiten des V. Grades bringt. Die Holzspreizen dürften das Ende eines für damals – wann? – unerhört kühnen Klettervorstoßes markieren. Von da aus wurde gewiß an einem Seil abgehängt. Dabei sind Fälle, die so eindeutig wie dort oben auf echte, hilfsmittellose Kletterei schließen lassen, reine Zufallstreffer. Wo mit Hammer und Meißel gearbeitet worden ist, mögen sich erkennbare Spuren erhalten haben. Auf die ungleich verwegener freie Kletterei von einst können wir hingegen nach all den Jahrhunderten selbst spärlichste Hinweise kaum mehr erwarten. In der Hinsicht stellt ein im Kloster Varlaam verwahrtes Metallkreuz das größte bislang ungelöste Metéora-Rätsel dar. Von dem Kreuz wird behauptet, der Serbenzar Stephan Duschan habe es nach seinem Sieg über Epirus und Thessalien im Jahr 1348 auf den Gipfel des Aghion Pnéwma bringen und dort aufstellen lassen. Längst umgefallen, sei es von da oben aus 1975 mit einem Hubschrauber heruntergeholt worden. Trotz vielfältiger Versuche haben wir die Adresse des Hubschrauberpiloten nie in Erfahrung bringen können. Wenn der schwierige Heiliggeist-Gipfel wirklich in alter Zeit erstiegen worden ist, so meinen wir –, müßte es –, trotz aller immer möglichen Verwegenheit – doch sicher irgendwelche Ersteigungsspuren geben. Drei Kletterrouten wurden seit 1976 am Heiligen Geist eröffnet, zwei davon aus der Scharte unter der verhältnismäßig kurzen Südwand, durch die, falls überhaupt, der Aufstieg der Duschan-Leute einzig erfolgt sein könnte. All die Jahre haben wir immer wieder nach Spuren Ausschau gehalten, uns intensiv darum bemüht – vergeblich.

Gehen solche Marksteine tollkühner Kletterei auf asketische Mönche zurück, die in den Metéora-Felsen, vager Überlieferung nach, seit dem 9. Jahrhundert, durch schriftliche Dokumente verbürgt, seit dem 11. Jahrhundert als Eremiten hausten? Oder waren es einige wagemutige Einwohner der darunterliegenden Orte, die zum Erklettern der Felshöhlen und Gipfel angeworben worden sind?

Die Nonne Theotekni schreibt zu der Frage: »Als einziges historisches Zeugnis in diesem Zusam-



*Teufelsturm (links) und Ypsilotëra
fels mit seiner Westkanle, an de
sich gerade eine Seilschaft empör*

menhang entnehmen wir folgende Mitteilung aus der Biographie des ersten Siedlers auf Metéora (gemeint ist der Breite Stein mit dem späteren Kloster Megalo Metéoro oder Metamórphosis), des Mönchsheiligen Athanásios des Meteoriten: »Und so nahm er einen Besteiger zu Hilfe, stieg hinauf auf einen dieser Felsen, um auf ihm eine Hütte zu bauen, und blieb dort ein Jahr lang.« *Kodex des Klosters Metamórphosis, No. 104) Diese Nachricht des anonymen Biographen, eines Schülers des Heiligen Athanásios, läßt uns annehmen, daß es schon vor der Zeit der Besiedelung der Einsiedelei von Metéora in der benachbarten Stadt Stagi (dem heutigen Kalambáka) im Ersteigen von Felsen geübte Männer gab, Jäger und Ziegenhirten, denen Fußwege und zweckmäßige Durchstiege bekannt waren und die denen, die begehrt, die Welt zu fliehen, beim Aufstieg behilflich waren.« Weiter beschreibt Theotekni die Gipfelersteigungen der ersten kühnen Asketen, jener frühen »Bergsteiger«, als einen freiwilligen Verzicht auf das Bequeme und auf Sicherheit, um auf den Felsen, die eine magische Anziehungskraft auf sie ausübten, stille Orte der Sammlung, Himmel, viel Himmel und Einsamkeit zu finden, mit dem Ziel der Besinnung, Selbsterkenntnis und Gottesnähe. (Theotekni, Seiten 16, 23, 24, 26f., 28, 190 und 219) – Es scheint unnötig, auf den Gleichklang zu unsrer bergsteigerischen Motivation hinzuweisen. Die Gründe, aus denen einheimische Jäger und Ziegenhirten schon vor den Eremiten auf manchen schroffen Konglomeratfelsen geklettert sind, mögen ihnen selbst zwar kaum bewußt gewesen sein; gekoppelt mit einem Schuß sportlicher Abenteuerlust und Entdeckerfreude waren es letztenendes aber weithin die gleichen Empfindungen wie bei den Mönchen und dieselben, aus denen wir heute bergsteigen. »Gefreut« hat sie's auf jeden Fall, sonst wären sie unten geblieben.

Wann wirklich erste Metéora-Gipfel in diesem Sinne erstiegen worden sind, wissen wir nicht. War es im 9. Jahrhundert, im 11. Jahrhundert, früher oder später? Fest steht, es war vor den »Erzvätern des Alpinismus«, das heißt vor der Erstersteigung des Mont Ventoux in der Provence im Jahr 1336 durch die Brüder Petrarca und vor der »ersten richtigen Klettertour«, der Erstbesteigung des Mont Aiguille in der Dauphiné mit Hilfe von Leitern und Seilen 1492 durch Antoine de Ville und seine acht Begleiter, die zwar nicht namentlich genannt werden, die Sache aber gewiß gemacht haben. Erste bergsteigerische Gipfelbesteigungen,

erste schwierige Felskletterei im Metéora-Massiv? Griechenland auch das Geburtsland des Bergsteigers? Der dem Bergsteigen innewohnende Drang zum Abenteuer, das Wagnis des Ungewissen, das sportliche Ziel, unsere Grenzen auszuloten, das Erlebnis der Bewährung, das Streben nach Selbsterkenntnis, Meditation, Bewunderung für die Größe und die Schönheit der Natur: Vieles davon tritt uns in den geschichtlichen Überlieferungen des alten Griechenlands sowie der griechischen Mythologie stärker entgegen als anderswo. Und stellen die Metéora-Felsen nicht eine echte Herausforderung an unsere zutiefst menschliche Abenteuerlust dar?

»Geheimnisvoll und von eigenartiger Schönheit ragen im westlichen Teil von Thessalien die Felsen von Metéora empor. Geradezu mythisch, ein Wald von felsigen Gebilden, dessen Stämme an versteinerte Fabelriesen erinnern, alle himmelwärts ragend, alle weltabgewandt, unirdisch und uralte. Wer könnte die Giganten von Metéora ohne Staunen betrachten? Wenn sie auch drohend wirken, die riesigen Felsen mit ihrer graugrünen Färbung, wenn sie auch nackt aussehen ohne Graswuchs und Bäume, wie sie sind . . . Metéora ist ein idealer Ort, um emporzustreben und nachzudenken. Auf diesen Felsen ist der blaue Himmel näher, scheinen nachts die Sterne reiner. Auf diesen Felsen lohnt es, am Abend ein wenig abseits zu gehen und stehenzubleiben . . . Wenn du von dort zurückkehrst, voller Staunen, bereichert mit starken Eindrücken und in tiefer Ergriffenheit, halte inne, um nachzudenken, damit du den Geist der schweigenden Botschaft des »Felsenwaldes von Metéora« begreifst.« (Nonne Theotekni, Seiten 15f. und 223)

Schrifttum:

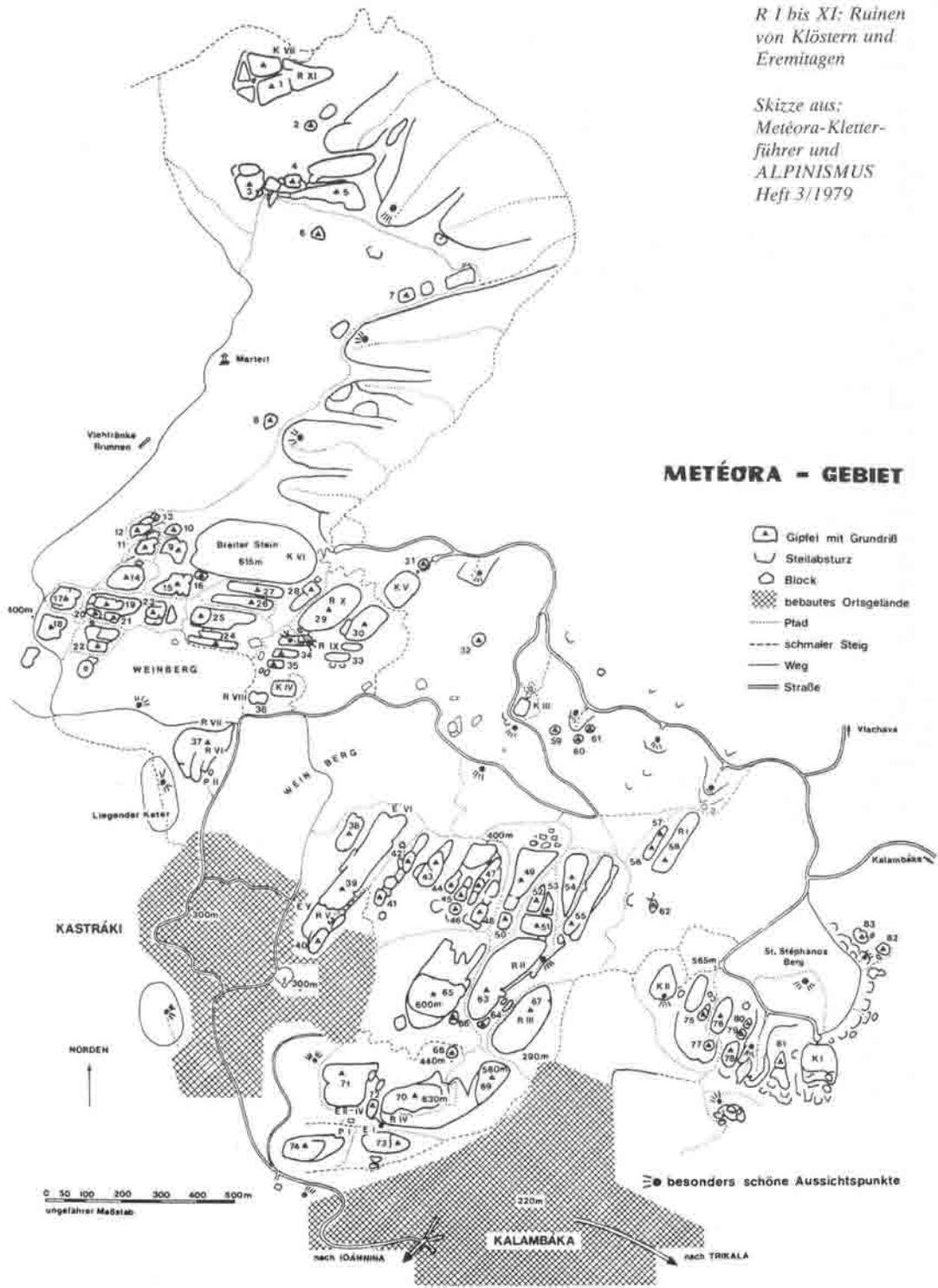
- A. Philippson: Die griechischen Landschaften. Eine Landeskunde. Band I, Teil 1 Thessalien. Frankfurt a.M. 1950
- Nonne Theotekni: Metéora – Der Felsenwald Griechenlands. Hrsg. Kloster des Hl. Stephanos von Metéora. Athen 1976
- D. Hasse/H.L. Stutte: Metéora-Felsen Nordgriechenland. Wander- und Kletterführer. München 1977
- D. Hasse: Die Felsen von Metéora. Ihre bergsteigerische Erschließung. In: ALPINISMUS Heft 11/1976, Seiten 35ff.
- D. Hasse: Zur Erschließung der Metéora-Felsen. In: ALPINISMUS Heft 3/1979, Seiten 34ff.

Anschrift des Verfassers: Dietrich Hasse, Almenrauschstr. 3, D-8012 Otobrunn

K I bis VII: Klöster
 R I bis XI: Ruinen
 von Klöstern und
 Eremitagen

Skizze aus:
 Metéora-Kletter-
 führer und
 ALPINISMUS
 Heft 3/1979

METÉORA - GEBIET



Auf der Kartenskizze angegebene Gipfel samt begangenen Kletterrouten (Stand: 1980)

NORDGRUPPE

- 1 Demetriusfels (mit Ruine des Klosters Aghios Dimitrios), Südostkamin (III-)
- 2 unbenannt, unerstiegen
- 3 Filiás, Scharrenriß (A1, V)
- 4 Hinterer Metéoraturm, Südwestweg (V-)
- 5 Hintere Metéorawand, Übergangsweg (II), Südwand (V+), Südwestweg (V-)
- 6-8 unbenannt, unerstiegen

WESTLICHE HAUPTGRUPPE

- 9 Mönchsturm, Nordweg (V+, A1)
- 10 Mönchshaube, Kluftweg (II)
- 11 Piniósturm, Nordweg (V)
- 12 Falkenturm, Nordwestweg (IV+, A0), Nördl. Scharrenkante (A1, IV)
- 13 Steinpilz, Nordwestweg (V, A1)
- 14 Glocke, Ostweg (V-, A0)
- 15 Kastrákiturm, Nordkamin (II)
- 16 Südwestliche Metéoronschulter, Schiefer Riß (IV)
- 17 Bischofsmütze, Südostweg (V-, A0)
- 18 Kreni Petra (Fichofels), unerstiegen südlich davor: Doppelkopf, Westweg (II)
- 19 Hirtenturm, Nordweg (V)
- 20 Westlicher Zwillingsturm, Scharrenweg (IV+)
- 21 Östlicher Zwillingsturm, unerstiegen
- 22 Kelch (Psaropetra?), Nordweg (V-, A1)
- 23 Weinbergwächter, Talweg (V+)
- 24 Geierwand, Nordwestverschneidung (V, A0)
- 25 Osterturm, Ostweg (V-, A1), Dachweg (VI-, A1)
- 26 Orgelpfeifenwand, Pfeifenloch (III)
- 27 Wolkenwand, Südweg (V-)
- 28 Teufelsturm, Nordwestweg (V+)
- 29 Ypsilotérafels (Gipfel des alten Klosters Ypsilotéra), Westkante (V-, A1 oder VI) Direktanstieg zur Westkante (III)
- 30 Varlaamturm, Westweg (V+, A1)
- 31 Name unbekannt, unerstiegen
- 32 Katzenkirche, Nordwestweg (V, A1)
- 33 Monifels (mit Ruine des Klosters Aghia Moni), Talweg (V-)
- 34 Hinterer Anapafsásturm, Ostkante (V)
- 35 Vorderer Anapafsásturm, Ostschlucht (IV+)
- 36 Prodomosfels (mit Ruine des Klosters Prodomos), Mönchskamin (IV+)
- 37 Doupianifels (in seiner Nordwand die Klosterruine Pantokrator), Südweg (III), Südostwand (VI-, A0), Ostkante (V+, A1 oder VI), Rechte Nordwandrinne (VI+), Regenpfeiler (V-, A0)

SÜDLICHE HAUPTGRUPPE

- 38 Heiliggeist-Wächter, Nordostweg (V+, A0), Südwestkante (VI-)
- 39 Aghion Pnéwma (Heiliger Geist), Nordwestweg (V-, A1), Weg des Wassers (V+, A1), Weg der Blumen (V, A1)
- 40 St.-Georgs-Fels, alte Steiganlage (III+)
- 41 Südwestlicher Kumariésturm, »Route 1« (V-, A1)
- 42 Nordöstlicher Kumariésturm, Kaukasiersattelweg (V-), Nordkamin (IV+)
- 43 Kaukasier, Roussanoukante (V+, A0 oder VI-)
- 44 Paligranes-Westgipfel, Nordostkante (V-, A0)
- 45 Paligranes-Hauptgipfel, Ostweg (V, A0)
- 46 unbenannt, unerstiegen
- 47 Dohlenturm, Westscharrenweg (IV+)
- 48 Metéoraturm, Südpfeiler (V+, A1)
- 49 Thessalische Wände / Alphawand-Hauptgipfel, Südostscharrenweg (V-)
- 50 Thessalische Wände / Erster Alphaturm, Scharrenweg (III) Thessalische Wände / Zweiter Alphaturm, Nordostscharrenriß (V-)
- 51 Thessalische Wände / Betawand-Hauptgipfel, Südostweg (IV-)
- 52 Thessalische Wände / Betawand-Nordwestgipfel, Weg aus der Nordwestscharte (IV)
- 53 Thessalische Wände / Betawand-Nordostgipfel, Weg aus der Nordwestscharte (IV)
- 54 Thessalische Wände / Gammawand, Ostscharrenweg (I)
- 55 Thessalische Wände / Deltawand, Südweg (I), Variante zum Südweg (II), Aghia-Trias-Wand (III+)
- 56 Kleine Wand – Hauptgipfel, Südweg (II), Mönchstreppe (II)
- 57 Kleine Wand – Nordostgipfel, Südostrinne (II)
- 58 Zisternenwand (Gipfel des alten Klosters San Taxiarche), Ostgrat (II), Nordwestrinne (V-), Westkamin (III), Talscite (V-)
- 59 Juniperusturm, Nordostkante (IV-), Westweg (IV), Südostwand (V+)
- 60+61 unbenannt, unerstiegen
- 62 Triasturm, Scharrenkamin (III)
- 63 Modi (mit Ruine des Klosters Aghios Modestos), Alter Mönchsaufstieg (V), Südostweg (V-)
- 64 unbenannt, unerstiegen
- 65 Sourlotis, Schafskamin (IV+), Einstiegsvariante zum Schafskamin (IV)
- 66 unbenannt, unerstiegen



Links:
 Eremitagen in der Pixari-Süd-
 wand. Wann zum ersten
 Mal ein Mönch eine der
 weltentlegenen Metéora-Höh-
 len aufsuchte, weiß man
 nicht. Nach Aufzeichnungen
 der Nonne Theotekni gehen
 schriftliche Zeugnisse über
 das Mönchtum in Metéora
 bis ins 11. Jahrhundert zurück.
 Die meisten Klostergründun-
 gen erfolgten in der 2. Hälfte
 des 14. Jahrhunderts.
 Seite 181:
 Felstürme in der südlichen
 Hauptgruppe;
 links: Paligranes-Hauptgipfel,
 rechts: Metéora-Turm, aufge-
 nommen von Süden aus
 der Scharte zwischen Modi
 und Sourlouis.

Fotos:
 H. L. Stutte

- 67 Alyssos (Gipfel des alten Klosters Aghios Alyssos), Alter Mönchsaufstieg (V), Ostwand (Gemeinschaftsweg) (VI, A1) als der derzeit schwierigste Metéora-Anstieg
- 68 Adrachi (Spindel), unerstiegen
- 69 Kleine Aghia (Kl. Heilige), Westsattelweg (II), Direktvariantenkombination (III)
- 70 Große Aghia (Gr. Heilige), Alter Weg (III), Kalambákawand (V-)
- 71 Pixari, Schartenweg (A1, IV-), »Archimedes« (Großer Spalt über Kastráki) (V)
- 72 Pyramidenspitze, Nordostkante (III-), Talkante (V+.A0)
- 73 Eremitenfels, Nordostweg (IV-), Schweizerkäse (VI-,A2)
- 74 Ambaria, Südwestkante (V), Südwand-Diagonale (V), Mönchspfad (III)

OSTGRUPPE

- 75 Nonne, Nordostkante (IV+)

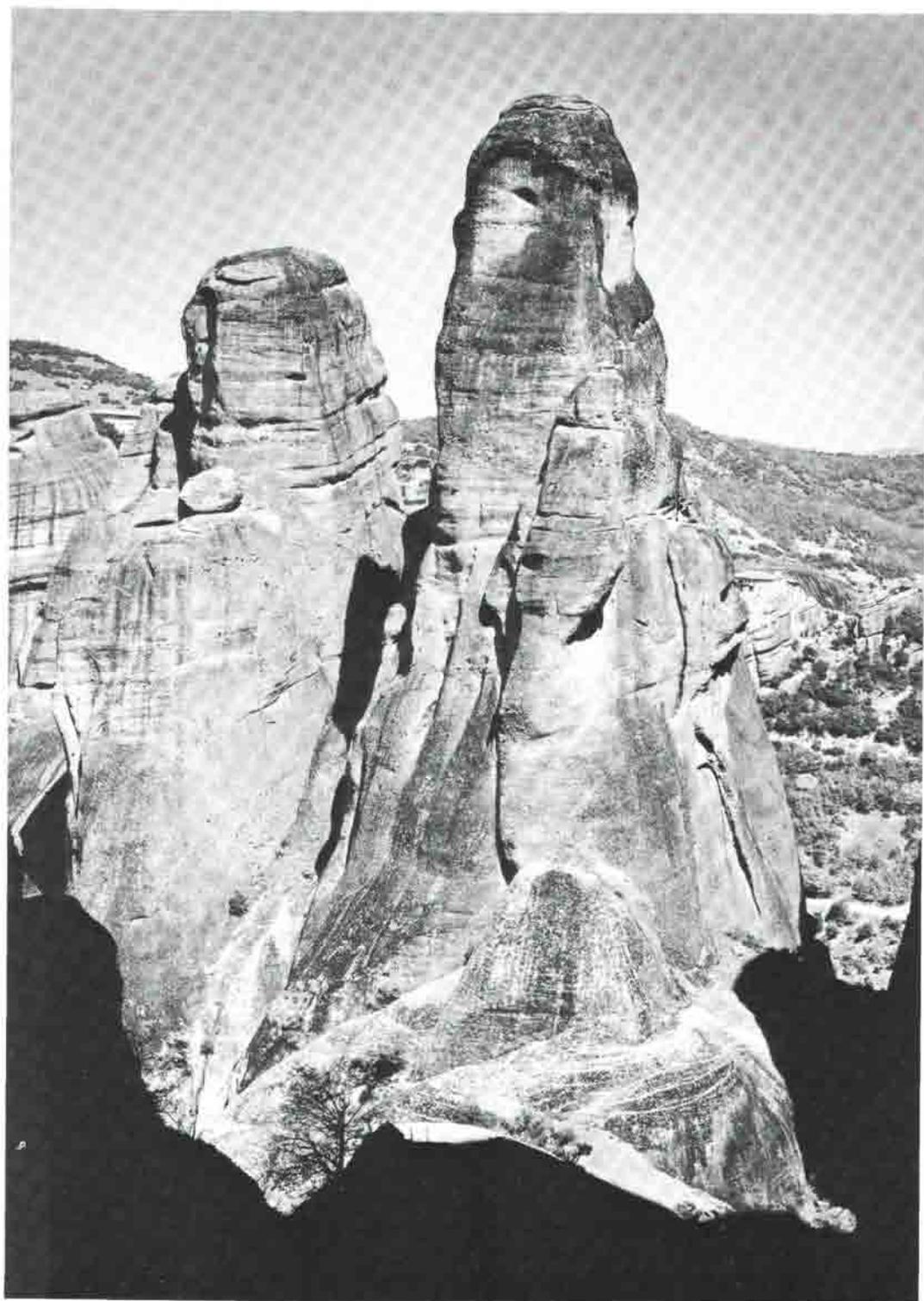
- 76 Nonnenwand, Nordostkante (III-), Nordwestweg (IV+)
- 77 unbenannt, unerstiegen
- 78 Kalambákaturm, Schartenweg (V,A0)
- 79+80 unbenannt, unerstiegen
- 81 Klosterwächter, Ostweg (IV-)
- 82 Johanneskegel, Schartenweg (V-)
- 82 Johanneskopf, Südweg (IV-)

GRUPPE IM TRESKIANIDISTAL

Herkuleskeule, Schartenkamin (III+)

GRUPPE VON GÁVROS

- St.-Nikolaos-Türme (im Nordostfuß des Abendturmes die St.-Nikolaos-Kapelle):
- Abendturm, Südostweg (IV)
- Mitternachtsturm, Westkante (V)
- Morgenturm, Südwestweg (III)
- Gávrosturm, Südwestweg (IV)
- Gávrospeiler, Südostweg (V)





Ein Bergsteigerurlaub in den Hochgebirgen Südamerikas ist heute für viele etwas so selbstverständliches wie noch nicht vor 20 Jahren einer im Montblancgebiet. Achtausenderexpeditionen sind nichts Außergewöhnlicheres als ehemals eine Kundfahrt in den Hindukusch. Die Redensart hat recht: Die Welt ist, gemessen an der Reichweite unserer Verkehrsmittel, kleiner geworden. Wir freuen uns darüber; besonders an der faszinierenden Perspektive ungeahnter Betätigungs-, Erlebnis- und Erfahrungsmöglichkeiten, die diese Tatsache eröffnet hat. Diese Tatsache ist freilich auch Ausdruck dafür, daß die Erdbevölkerung insgesamt mehr zusammengewachsen ist und somit angewiesener aufeinander. Nicht nur die sogenannten »Entwicklungsländer« auf uns, sondern wir auch auf sie. Dr. Christian Adler verweist in seinem Beitrag (Seite 207) in diesem Zusammenhang auf die Revolution im Iran und ihre Folgen unter anderem für den internationalen Ölmarkt. Er ruft uns, die wir heute noch unter der Glasglocke einer hochentwickelten Zivilisation abgeschirmt leben, auf zu einer »weltbürgerlichen« Haltung. Damit meint er freilich nicht eine versnobte Attitüde, sondern die Einsicht, daß die Probleme eines großen Teils der Erdbevölkerung unser aller Angelegenheit sind: auch derer, die heute unmittelbar davon noch nicht betroffen sind. An denen deshalb, wenn sie in »exotische« Länder reisen, das Leben dort vorbeiläuft wie »fremdsprachiges Farbfernsehen«. So jedenfalls drückt Reinhard Karl das in seinem Beitrag (Seite 133) aus. Wie aber ein solches Unbeteiligtsein umschlagen kann in heilsame Betroffenheit, wenn eine Notsituation die »göttergleichen« (R. Karl) Eindringlinge aus unserer Welt in die Abhängigkeit der einheimischen »Exoten« zwingt, schildert anschließend Nikolaus Brass. Betroffenheit auslösen, die verpflichtend wirkt, sollte besonders aber der Beitrag von Dr. Hermann Warth über die Situation des Landes, das sich wie kaum ein anderes den touristischen Interessen vor allem der Bergsteiger geöffnet hat: Nepal.

Der Gefahr freilich vorzubeugen, daß wir als »Weltbürger« unsere Verpflichtung für die »Mitwelt« auf diesem Globus mißverstehen als willkommene Gelegenheit zu hochnäsiger Besserwisserei – dazu müßte ein Blick auf unsere eigene »Umwelt« geeignet sein. Diese betreffend setzt sich Josef Thaler auf Seite 213 einmal mehr mit dem Thema Raumordnung in den Alpen auseinander. Und Rudi Berger rollt skeptische Betrachtungen darüber auf, was an unserem »wachgerüttelten Umweltbewußtsein« tatsächlich als echte Betroffenheit zu werten ist, die die Bereitschaft einschließt zu Konsequenzen. (Red.)

Aufeinander angewiesen

Abenteuer im Himalaya

NIKOLAUS BRASS

Nepal-Trekking: Löst dieses Wort bei den meisten Bergsteigern nicht die unterschiedlichsten Assoziationen aus: schwärmerische Begeisterung, sehnsüchtiges Fernweh oder entschiedene Ablehnung als vermarkteter Massentourismus? Tausende fahren nunmehr jedes Jahr nach Nepal, was treibt sie. Abenteuerlust, Neugier? Was mich trieb, habe ich erst am Ende unserer Reise erfahren, zurückgekehrt in Deutschland, als ich mich hier wieder konfrontiert sah mit einer fremdgewordenen Vertrautheit, einer unnormalen »Normalität« zwischen Arbeitshetze und »Freizeitstreß«.

Wir waren im September von München aus aufgebrochen, Max, Larissa, Karin und ich, mit dem VW-Bus unterwegs, waren in Ladakh gewesen, Max hatte dort zusammen mit seinem Bruder und dessen Freundin, die in Srinagar zu uns gestoßen waren, einen Sechstausender bestiegen, und hatten Ende Oktober Kathmandu erreicht. Karin und Larissa wollten den Gosainkund-Langtang-Trek machen; wir, Max, Micky, Eva und ich wollten übers Buri Gandaki bis zum Fuß des Manaslu nahe der tibetischen Grenze kommen, um dort eventuell einen schönen einfacheren Gipfel zu machen, nachdem unser ursprünglicher Plan, die Manaslu-Umrandung, von den nepalischen Behörden nicht genehmigt worden war. Unseren Trek hatten wir für etwa 18 Tage geplant. Die folgenden Aufzeichnungen sind Notizen aus meinem Tagebuch, dementsprechend sehr subjektiv und persönlich.

22. Oktober 1976 – 1. Tag

Mit dem Auto nach Trisuli Bazar, Träger anheuern.

1. bis 5. Tag: Durchs nepalische Mittelland.

Unsere Träger, vier gedrungene Gestalten, Muskeln wie Fußballer, die nackten Füße platt, muskulös, die Zehen kräftig wie Finger. Wir in Shorts, schon in Ruhe schweißgebadet, mit unseren Rucksäcken wie skurril ausgestaffierte Vogelscheuchen in dieser Landschaft: Pickel, Steigeisen, Skistöcke zwischen Bananestauden, üppigen, tiefgrün leuchtenden Reisfeldern, blühenden exotischen Bäumen, wolkenloser Himmel. Die Wege viel begangen, Rufen, Grüßen, Stehenbleiben, »Namaste« – ein Leben für sich, lebhaft, heftig, fröhlich. Ein Volk zu Fuß, ständig unterwegs von Markt zu Dorf talauf, talab, leichtfüßig schnell oder irrsinnig schwer bepackt, Kinder auch schon die schwere Last mit dem Stirnband tragend. Die Teehäuser: Treffpunkt und Nachrichtenaustauschplatz, einfache Feuerstelle mit Tee- und Büffelmilchkessel, manchmal kann man Zigaretten, Kekse oder Streichhölzer kaufen. Wir trinken in der tropischen Hitze ganze Teehäuser leer, gierig den heißen Tee schlürfend, unsere Träger immer nur ein Glas, dick mit Büffelmilch und viel Zucker. Phantastische Fülle der Natur: Blüten, Früchte, der Reis kurz vor der Reife, der Geruch von Erde, Gewürzen und Blumen in schwüler, dunstreicher Hitze. Ständig wechselnde Bilder: steile, dicht bewachsene Hügel, weite, blaudentige Täler, Bäume wie Federzeichnungen am Horizont, Flußläufe mit weiß-grün schäumenden Gletscherwassern. In dieser Landschaft das direkte, bunte, natürlich-sinnliche nepalische Leben, unentfremdet und zum größten Teil noch völlig technikfrei. Nachts schlafen wir unter freiem Himmel oder freundlich eingeladen in den Dörfern in irgendeinem Haus, herzlich bewirtet mit Dal-bat und Rakshi (Reis mit Gemüse und Reisschnaps).

Täglich gehen wir etwa 8 bis 9 Stunden. Am dritten Tag erreichen wir das Buri-Gandaki-Tal, dem wir nun nach Norden folgen. Das Tal durchbricht von Norden nach Süden die Himalaya-Hauptkette und soll uns bis zur tibetischen Grenze führen. Wir befinden uns am vierten Tag etwa auf 500 Meter Meereshöhe, 4500 Höhenmeter liegen noch vor uns.

6. bis 10. Tag:

Durch die Himalaya-Hauptkette bis zum Fuß des Manaslu. Unser Weg wird steiler, das Tal enger. Die Etappen sehr anstrengend, der Weg führt ständig auf und ab, immer noch tropische Hitze. Uns kommen die ersten tibetanischen Trägergruppen entgegen, Yakfelle am Rücken, dunkle Indioesichter, lange schwarze Haare, bunte Halsketten aus Türkisen und Korallen. Unsere Träger schimpfen über die langen Etappen, sie gehen ihren eigenen Rhythmus; 45 Minuten Rennen, 30 Minuten Sitzen. Die Dörfer werden ärmer, die Vegetation spärlicher. Hier die Kehrseite des vorher so von mir idealisierten naturnahen Lebens: Armut, Krankheit, Lebenserwartung 30 bis 40 Jahre. Wo wir hinkommen erregen wir Aufsehen, Kichern, Staunen, Betasten. Aber nie Aufdringlichkeit, immer herzliche, nicht berechnende Gastfreundschaft. Dem Staunen nach zu schließen, das wir durch unser Erscheinen auslösen, kommen wohl wenig Europäer je in dieses Tal.

Am sechsten Tag begegnen wir der iranisch-japanischen Manaslu-Expedition dieses Sommers, ein Japaner und ein Sherpa waren auf dem 8100 Meter hohen Gipfel, ein persischer General, der Lindau im Bodensee kennt, zeigt mir stolz seine erfrorenen Fingerspitzen. Endlose Trägerkolonne (mindestens 150 Träger).

Am 7. Tag erleben wir unsere erste Überraschung. Unsere Träger haben sich auf eigenartige Weise verabschiedet. Am Abend tragen unsere Lasten plötzlich vier wildfremde Gestalten, die in dem Dorf wohnen, das wir mit der Dämmerung erreichen. Die Träger aus Trisuli hatten keine Lust mehr, offensichtlich hatten sie genug verdient. Die ersten Probleme tauchen auf: unsere Gaskartuschen gehen zur Neige wie unsere mitgebrachten Essensvorräte, so daß wir immer mehr auf Dal-bat angewiesen sind, der bei mir die heftigsten Diarrhoeen auskost. Und das wichtigste: wir finden keine neuen Träger, in dem Dorf, das wir am siebten Tag erreichen, will keiner mit uns weitergehen. Den Blick auf den Manaslu wollen wir aber nicht aufgeben und entscheiden uns mit leichtem Gepäck ohne Träger in zwei Tagen Sama, zu Füßen des Manaslu zu erreichen und etwa in vier bis fünf Tagen wieder in Ngyak, so hieß das Dorf, zu sein. Eventuell würden wir dann neue Träger für den Rückweg über den Rupinapaß finden.

10. Tag: Der Manaslu

Aus der engen Schlucht ist ein weites Tal geworden, die letzte Talenge war zugleich die Kulturscheide: wir sind jetzt ganz im buddhistischen Kulturraum: Manimauern mit feinen in Schiefer geritzten Buddhabilddern, Chörten, Gebetswimpel, in der Ferne ein goldblinkendes Klosterdach, mongolische Tibetgesichter mit langen Zöpfen, die schmalen Gestalten in karminroten Filzmänteln, freundliche Grüße.

Wir sind jetzt zwischen drei- und viertausend Metern Höhe, morgens ist alles gefroren; der Boden, der Schlafsack, die Rucksäcke. Mit der ersten Dämmerung auf, das Frühstücksritual: aus dem Schlafsack schälen, mit feuchtem Reisig ein Feuer entfachen, umständliches Hantieren mit Töpfen und Tassen, immer fällt irgend etwas in den Dreck – »wer hat das Durchfallmittel, wo sind die Pflaster, haben wir noch Klopapier?« – die alltäglichen Probleme. Aufräumen, Zusammenpacken, immer vergewissern, ob nichts vergessen – Brustbeutel, Hut, Taschenmesser, Feuerzeug – wir haben schon einiges auf der Verlustliste: Feldflaschen, den Topfhalter und ein Feuerzeug.

Durch herrliche, steil ansteigende herbstbunte Wälder erreichen wir endlich Sama auf 3400 Metern Höhe. Der Talschluß eine weite fast ebene Hochfläche, die Talseiten mit goldenen Lärchen und dunklen Tannen bewaldet, unmittelbar über dem Dorf hinter grünen Moränenhängen die gewaltigen Nord- und Nordostabstürze des Manaslu, daneben Pik 29 und Himalchuli, die Gipfel fast 5000 Meter über unseren Köpfen, glänzend in grünblauem Eis. Im Norden der Grenzkamm nach Tibet, die Vegetation erstickt, nur noch Steinwüste, Felsen, Sand, Eis.

Wie verschieden die Welten: Hier in der Höhe der buddhistische Raum, luftig, geistig, asketisch-karg, unten im Tiefland die üppige Fülle, das hinduistische Pandämonium mit tausend Götzen und Gottheiten.

Am nächsten Tag besteigen wir über Gras und Schotterhänge einen kleineren Gipfel des Grenzkammes, um von dort wenigstens einen Blick in das verbotene Land Tibet zu werfen. Nach Norden ziehen sich endlose Stein- und Schotterwüsten, nach Süden alles überragend der Manaslu, eine geschraubte Pyramide mit fast grazilen Proportionen, das unheimliche Grünblau der Eis-

wände wird von der Morgensonne hellrosa überschienen. Die Zeit ändert ihren Takt. Absolute Einsamkeit und Stille.

12. – 25. Tag: Der Rückweg

Am Abend des 12. Tages haben wir wieder Ngyak erreicht. Zwei alle Kräfte fordernde Etappen liegen hinter uns, die ersten Erschöpfungszeichen treten auf, wir sind alle etwas krank und überanstrengt. Von Ngyak wollen wir über den Rupinapaß den Baudha besteigen, einen Seitengipfel des Himalchuli, um dann ins Dorondi Khola und zur Straße von Pokhara nach Kathmandu abzusteigen.

13. Tag

Alle müde und gereizt, nichts klappt. Im Dorf kein Träger zu finden, alle reden durcheinander etwa in dem Sinne: »Was wollt ihr am Rupinapaß, was sollen wir euch ins Gebirge begleiten?« Wir sind verwirrt, dann ärgerlich. Ein Sherpa, den wir getroffen hatten, hatte gemeint, es sei keine Schwierigkeit Träger hier anzuhacuern, außerdem sei der Weg über den Rupinapaß bequem, »easy road along the river side.«

Wir fangen an, mit Geld zu spielen, ich ärgere mich über unsere »Boßmentalität«. Sind sie denn verpflichtet, für uns Träger zu spielen? Bei 40 Rupies pro Tag sagt einer Ja, dann wieder Nein, holt einen anderen herbei, dieser lächelt und sagt gar nichts, wir stehen blöd da mit unserem Gepäck, packen um, 3 Träger bräuchten wir – Zeit vergeht, schließlich finden wir 3 Träger für 2 Tage, wir hoffen in dieser Zeit den Paß zu erreichen.

Wir kommen nicht voran, schimpfen auf die langsamen Träger und bedenken gar nicht unsere eigene Erschöpfung, psychische Ermüdung wie physische; wir gehen alle langsam und lustlos. Es schleicht sich eine geistige Müdigkeit und Passivität bei mir ein, schlechte Stimmung fürs Plänemachen. Micky ist für Umkehren, Max möchte den Gipfel noch nicht aufgeben, ich bin zunächst unentschieden, dränge aber dann doch aufs Weitergehen, rechne aber nicht mehr mit dem Gipfel. Heraus kommt folgender Plan: Max und Micky wollen morgen früh schnell vorausgehen, Eva und ich mit den Trägern langsam nach, Max und Micky sollten soweit wie möglich bis auf den Paß oder

kurz unterhalb gehen, ihr Gepäck dortlassen und zurückkommend uns treffen (geplant übermorgen nachmittag), um das Trägergepäck zu übernehmen, die ja nur für 2 Tage angeheuert werden konnten. Der Weg würde sich schon finden (das: »easy road along the river side« des Sherpas war uns noch im Ohr), wir, Eva und ich, würden ja die Spuren der Brüder sehen, außerdem würden sie Nachrichten hinterlassen, damit wir sähen, wie schnell sie vorwärts kämen.

14. Tag

Max und Micky brechen früh auf, Max fühlt sich krank, nimmt aber keine Medizin mit. Die beiden haben Verpflegung für etwa 2–3 Tage mit. Das Hauptgepäck bleibt bei uns und den Trägern. Eva und ich brechen spät auf, die Träger kochen noch ihre Zampa. Nach 2 Stunden verschwinden plötzlich die Spuren von Max und Micky. Der Weg bröselst auf, wir steigen eine halbe Stunde herum, die Träger kommen nach und weisen den Weg, ein winziger Steig, mehr ein Wildwechsel als ein Weg. Die Spuren der Brüder sind verschwunden. Eva und ich gehen voraus, die Träger langsam nach, plötzlich das Gefühl, die Träger haben uns verloren, Warten, Stehenbleiben, Rufen. Mittags ziehen Wolken auf, das Wetter wechselt. Nachmittags dichter Nebel, der Steig führt durch einen Rhododendronwald, Nebelschwaden wie kalte Zungen, unheimliche Stimmung. Von Max und Micky keine Spur. Plötzlich in der Dämmerung ein Zettel auf einem Stein. Die beiden hätten einen Umweg gemacht, gegen Mittag seien sie hier gewesen, hofften morgen den Paß zu erreichen. Dunkelheit, dichter Nebel, die Träger wollen nicht mehr weiter, wir sind wieder nicht vorangekommen. Karges Abendessen: ein Beutel Reis mit Tomatenmark und Salamischnitzel. Die Träger haben ihre Zampa und knacken unentwegt laut schmatzend geröstete Maisflocken.

15. Tag

Nach klarer Nacht morgens alles eisbedeckt. Die Träger haben das Feuer wieder entfacht. Frühstück – fragende Blicke, nein, sie seien entschlossen, keinen Schritt weiter, wir versuchen sie zu überreden, vielleicht noch einen Tag, einen halben –, nichts fruchtet.

Sie wollen ihr Geld und damit basta. Die Träger bleiben hocken und lächeln, wir packen zusam-

men, sie haben keine Lust, verständlich, für sie bedeutet das Gebirge doch nichts, kein Abenteuer, keinen Reiz, was bilden wir uns ein, sie kaufen zu können?

Eva geht voraus, ich warte bis die Träger abgezogen sind und verstaue dann die beiden Trägerlasten in einer Art Höhle und schreibe einen Zettel für Max und Micky, die wir ja heute Nachmittag zurückkehrend erwarten. Nach 2 Stunden habe ich Eva immer noch nicht erreicht, wieder Warten, Rufen, Umkehren, wieder Zeitverlust, nach einer halben Stunde finde ich sie, sie hatte die falsche Richtung eingeschlagen. Eine unruhige Gespanntheit schleicht sich ein. Mittag – und schon wieder Wolken, wir erreichen eine kleine Sumpfwiese rechts von einer zirka 100 Meter hohen dichtbewachsenen Gletschermoräne, die vom Fuß des Himalchuli herunterzieht. Der Weg geht zwischen dieser Moräne und steilen Seitenwänden, die von einer Himalchuliflanke herunterkommen. An einer kleiner Furt sehen wir Fußspuren von Bergstiefeln im Sand, dann sind die Spuren wie vom Erdboden verschluckt. Aufziehende Wolken. Wir wissen nicht weiter. Zwei Stunden Spurensuchen. Kein Zeichen, nichts. Der Weg muß hier über die Moräne führen, aber in welcher Höhe, wo soll er den Himalchuli-Gletscher kreuzen? Max und Micky haben die genaue Karte, wir nur die Übersichtskarte mit ungenauem Maßstab. Ich steige auf die Moräne – unheimlicher Anblick im Nebel: zirka 500 Meter breit Schotter, Dreck, abgerissene Bäume und Büsche über grauen, glucksenden Eismassen, kleine Seen, Steineplattchen, Gemurmel, das andere Moränenufer ungenau zu sehen. Nachmittags dichter Nebel, nichts mehr zu sehen, umkehren zu der Stelle, wo wir ihre Spuren zum letzten Mal gesehen haben. Sind sie inzwischen im Nebel an uns vorbei? Ich fühle mich zum erstenmal der Situation nicht mehr gewachsen. Was dann, wenn die beiden auch morgen nicht auftauchen? Zurückgehen, Verstärkung holen, allein weiter, wo suchen? Heute die einzige Möglichkeit: warten an der letzten Verbindungsstelle zwischen den Brüdern und uns: ihre Spuren an der Furt. Wir bauen das Zelt auf, Feuer machen, Gemüsesuppe mit Speck, nasse Nebelzungen im Gesicht.

16. Tag

Nervosität beim Frühstück. Ich werfe den Teetopf

um, die Streichhölzer werden naß. Eine Packung Streichhölzer wird jetzt lebenswichtig. Abstieg zu der Stelle, wo ich die Rucksäcke verstaute habe, Eva wartet am Zelt. Beim Wiederaufstieg mit dem ersten Trägerrucksack kommt mir Micky entgegen, Aufatmen. Max und er seien bis zirka 4000 Meter aufgestiegen, Max sei krank, wolle versuchen, heute allein über den Paß zu kommen, gleich hinter dem Paß sei ja auf der Karte ein Dorf eingezeichnet, wolle versuchen, sich dort auszuruhen. Er, Micky, sei gestern nachmittag im Nebel herunter, habe auf der anderen Seite des Gletschers bivakuiert, ebenfalls in der Angst, wir seien im Nebel an ihm vorbei. Zu dritt geben wir uns guten Mutes, die Sonne scheint wieder, Aufmunterungen: nichts wie los und nach Hause, nur noch über den Paß und dann hinunter zur Straße, den Gipfel haben wir schon längst aufgegeben. Umpacken. Aus sechs Lasten machen wir drei, jeder von uns trägt jetzt zwischen 30 und 40 Kilo.

Mühsames Gehen mit dem Rucksack, der einen ständig aus dem Gleichgewicht bringt, unheimliche Gletscherüberquerung, dann noch bis in die Dunkelheit hinaus soweit es geht, nachmittags wieder feuchte, kalte, dunkle Totensonntagsstimmung: kein Regen, aber alles trieft vor Nässe.

17. Tag

Am Morgen letztes ausreichendes Frühstück: Biosorbin, Brot, Tee. Wir sind etwa auf 4000 Meter Höhe, Baudha und Himalchuli-Ostwände erscheinen nah wie mit Händen zu greifen. Bis zum Paß denken wir 4 Stunden, daraus werden die anstrengendsten 6 Stunden bisher. Bruchharsch – drei Schritte vorsichtig tastend, dann plötzlich mit einem Bein bis zur Hüfte eingebrochen, beim Versuch sich herauszuarbeiten, bricht man mit dem zweiten Bein ein, der Rucksack reißt einen herum, Toben, Fluchen, atemlos. Auf die Stöcke gestützt ein Schritt, zweimal Atemholen, nächster Schritt. Hustenanfälle, die kalte, eingekeuchte Luft reizt. Der letzte Traubenzucker, Schokolade bis auf einen Riegel aufgegessen. Der Paß 4700 Meter, dort eine halbe Tasse Müsli mit Tee. Vor uns im Süden ein endloses Wolkenmeer, kein Dorf, kein Weg zu sehen. Abstieg weglos, sehr steil, ständig vom Rucksack geschoben, Ausrutschen, Stolpern, die ersten Stürze. Abends wieder vollkommen eingenebelt. Trockenquark und wieder Gemüsesuppe. Außer einer Packung Milch-

reis haben wir keine feste Nahrung mehr. Herunterschlingen was da ist. Sofort in die Schlafsäcke, sofort Schlaf, wie tot.

18. Tag

Heute folgende Tagebuchnotiz:

Was ist wichtig festzuhalten? Meine Reaktion auf eine Situation, in der es kein Sichverlassen auf Gegebenheiten gibt, praktisch keine Hilfsmittel, keine Sicherheiten. Was für eine Situation? Nicht ausweglos, nicht direkt lebensgefährlich, auch nicht leichtsinnig hineingeraten, nur plötzlich »geht nichts mehr«. Ein Widerstand tut sich auf, du mußt ständig kämpfen, nichts ist mehr überschaubar, planbar, es gibt nur den Augenblick und ein momentanes Ziel, wie zum Beispiel den nächsten Schritt, der nächste Felsen etc. Ein stures, trotz äußerster Erschöpfung unabgelenktes »Vorwärts durch«, tut sich bei mir auf gegen einen, als immer zäher und dichter erlebten Widerstand. Daneben seltsame Kindergefühle: heulende Enttäuschung, Wut »Gemeinheit, warum ist denn niemand da, der weiterhilft?« Dann wieder dieses sture, unerschütterliche Ochsengefühl: »durch« mit manchmal unkontrollierter, noch unerlebter Kraft. Dagegen die Müdigkeiten; Sucht nach Schlaf, Fallenlassen, Liegenbleiben, nicht mehr weitermüssen. Aber eigentlich vorherrschend die alle anderen Gedanken abdeckende Konzentration auf dieses bloße, kurzzeitige »Vorwärts«, von einem Punkt zum andern, erster Schritt, dann überlegen, dann nächster Schritt. Aufstehen, Gehen, Rasten, Wiederaufstehen. Die schwierigsten Momente: vom Sitzen aufstehen. Alles weitere geht dann wieder. Aber dieses aus der Ruhe aufstehen, diese Willenskonzentration ist das Schwerste. Diesen Moment nicht endlos hinauszögern, noch eine Minute sitzen bleiben, noch eine, sondern das Sichselbstbefehlen: »wieder hoch«. Angst? Das »ich kann nicht mehr« war eigentlich nur einmal im Gefühl, als ich mir die Pervitindose in die Tasche steckte. Aber die Grenzen waren noch viel weiter als erwartet, jedenfalls nie erreicht. Es läßt sich viel mehr aushalten als gedacht, ein neues Erleben jenseits der bekannten Ichgrenzen.

Wir reden davon, das erste Dorf heute abend zu erreichen. Zum Frühstück Tee, Biosorbin und ein Rad Salami. Wir haben jetzt noch: zwei Dosen Trockengemüse, eine Portion Trockenquark,

einmal Milchreis, einmal Kartoffelbrei, Tee, eine Salami.

Abstieg. Erst durch Büsche, später Rhododendron-Dickicht, dann Bambusgefäß. Aufsteigender Nebel. Kein Durchkommen durch das Unterholz. Kein Weg. Auf unserer Karte ist ein Weg links am Flußlauf eingezeichnet, wir kreuzen nach rechts und finden einen Weg dort. Unsere Karte stimmt nicht. Aber der Sherpa hatte doch gesagt, einfach am Wasser entlang. Keine Sicht. Nach einer Weile beginnt der Weg wieder zu steigen. Enge Schlucht, die Talwände, fast senkrecht, sind von Rhododendron- und Bambuswald bewachsen, Büsche, fetzende Ranken, der Fluß stürzt steil zwischen Felsen herunter. Ich meine unten am Wasser so etwas wie einen Weg gesehen zu haben. Müde, wir wollen nicht mehr aufsteigen, der Verstand arbeitet nicht mehr voll. Alles recht, bloß nicht mehr steigen. Abstieg zum Wasser, hier natürlich kein Weg, ein paar Tierspuren, Dickicht, Felsen. Ich denke nur noch vorwärts, herunter, raus hier.

Ein »Durch« ist unmöglich. In zwei Stunden schaffen wir vielleicht 200 m, ich weiß nicht wie viel. Baumstämme, gestürzt ineinander verkeilt, Felsen, Dornen, Ranken, Lianen um Arme und Füße, morsche Bambusstangen, der Rucksack mit Pickel und Steigeisen ständig verheddert zwischen Ästen und Zweigen. Wir kriechen auf Knien, Steilstufen auf- und abklettern, Tritte prüfend, die Hände sind aufgeschunden, Gesicht und Waden zerkratzt. Nässe, Kälte, Nebel. Kein Durchkommen. Das Wasser frißt sich durch Felsen, glitschig und steil, rechts und links Urwald fast senkrecht.

Plötzliche Dunkelheit. In der Schlucht biwakieren. Totale Isolierung. Allein auf uns gestellt. Steile, undurchdringliche Schlucht, die, wer weiß wie lange noch, fast senkrecht zwischen Urwaldhängen herunterfällt. Kein Weg, die Karte unzuverlässig, Wetter extrem ungünstig. Ich geistig völlig leer, auf mich konzentriert, treibe mich abgestumpft wie einen Holzkeil durch den Urwald, manchmal durchdrehend und laut brüllend, dreinschlagend. Angstanfälle, wenn plötzlich der Nebel einen verschluckt, wenn plötzlich das: »Hier kommst du nicht durch« ins Hirn schießt, wenn du plötzlich, in all dem Tosen und Rauschen die absolute, leere Stille dieser menschenlosen Wildnis hörst. Vollkommen verlassen, allein – wo sind bloß die nächsten Menschen? Wo ist Max?

19. Tag

Morgens wieder bessere Sicht. Wir müssen aus der Schlucht heraus, sie ist unpassierbar. Aufstieg über eine Geröllhalde zu dem Weg, den wir gestern verlassen haben. Nach 4 Stunden wieder erreicht, 10 Minuten weiter gegangen und dort: Spuren von Max: Teebeutel, Salamipapier, es muß Max gewesen sein. Wir glauben uns wieder auf dem richtigen Weg, Max hat ja die genaue Karte. Wiederaufstieg, wieder aus der Baumzone heraus, nachmittags wieder Nebel und wieder bröselte der Weg auf, keine Spur mehr, kein Weiterkommen, keine Sicht, wie gestern plötzlich alles vom Erdboden verschwunden, aus, festgefahren. Die Nerven flattern. Keine Orientierungsmöglichkeit, betäubt vor Erschöpfung, Herumsuchen, nichts. Jede unserer Bewegungen langsam, schwer, alles gegen Widerstand. Kein Wasser. Wir fallen in die Schlafsäcke ohne Essen, ohne Trinken.

20. Tag

Bei Mondschein auf, alles gefroren. Schon nach wenigen Schritten atemlos, keuchend, eine lähmende Leere kriecht durch meinen Körper. Roboterhafte Bewegungen, ich treibe mich wie ein Ding vorwärts. Bitterer Geschmack im Mund, trockene Lippen. Wir sind zirka 1000 Meter über der Schlucht, in zirka 20 Kilometer Luftlinie auf der anderen Talseite ist ein Dorf zu sehen, hoch oben auf einer breiten Lehne. Wir müssen wieder herunter, irgendwie die Schlucht queren und auf der anderen Seite versuchen, das Dorf zu erreichen.

Wiederabstieg. Ich fühle mich vollkommen ausgehöhlt. Wir müssen wieder hinunter zum Wasser. Seit 18 Stunden nichts gegessen und getrunken. Es dauert noch 6 weitere Stunden bis wir unten am Wasser sind. Die letzten Meter lasse ich mich herunterfallen in den Bach um zu trinken, gierig, ein Hustenanfall bis zum Ersticken. Davor dieser Abstieg: die letzten hundert Meter müssen wir uns abseilen. Öfters gefährliches Abrutschen. Unten am Wasser essen wir Milchreis mit Curry. Manchmal müssen wir laut lachen. Schwerbepackt mit Eishaken, Pickeln und Seilen im Urwald ohne zu essen.

Wir schlagen uns weiter. Plötzlich ein Aufschrei von Micky. An einem Ast hängt ein Steigeisen. Ist das möglich? Hat Max alleine die gleichen Irrwege wie wir gemacht? Er hier allein im Urwald, irgendwo in unserer Nähe, uns voraus? Unsere Si-

tuation erscheint mir irrsinnig und grotesk. Weiter, die Stürze häufen sich, trotzdem weiterhasten, nur raus hier. Wir sind über dem Haupttal auf einem kleinen Felsplateau, vor uns senkrechte Wände, kein Weiterkommen. Auf der Gegenseite plötzlich Rauch! Wirklich? Wir sind wie von Sinnen, Schreien, Winken, Brüllen, plötzlich eine Nebelfahne, weg, aus, Dunkel. Waren da wirklich Menschen – ist da drüben ein Weg? Hat uns jemand gehört? Ich bin in einer wahnsinnigen Spannung: wenn das jetzt wieder nur Trug war – ist da drüben wirklich jemand? Mein Gott, die ersten Menschen seit sieben Tagen!

Der Nebel hat alles verschluckt. Noch einmal biwakieren. Ich muß Kontakt kriegen zu denen da drüben. Brüllen, Schreien, Taschenlampenzeichen. Der Wasserfall tost. Nichts zu hören. Plötzlich Lichtfunken, die sich bewegen, Holzscheite vielleicht. Wir kriegen Antwort, ich schreie wie ein Verrückter – wir hören Pfiffe, stockfinstere Nacht. Das ist unsere Rettung. Da drüben sind Menschen, ganz sicher. Also muß auch ein Weg da sein, der uns aus diesem Gefängnis führt. Drei Tage haben uns vielleicht einen Kilometer weiter gebracht. Ohne Hilfe kommen wir hier nicht heraus.

21. Tag

In meinem Tagebuch steht folgende Notiz: Die Spannung reißt, ich heule wie ein Kind. Ich könnte sie alle umarmen und küssen, sie sind da, sie sind über den Fluß gekommen, haben unser Rufen gehört, drei Männer und zwei Kinder, kleine gedrungene Gestalten unter braunen Kutten mit spitzen Kapuzen, gleich nehmen sie unsere Rucksäcke ab, dirigieren unsere Schritte. Wir sind frei, wir können weiter.

In der Früh noch die hektische Angst – sind die da drüben noch da? Wir finden ein schmales Felsband über das sich absteigen läßt, da kommen sie uns schon entgegen, wortlos, selbstverständlich. Ich habe noch nie so eine Dankbarkeit gespürt, eine tiefe elementare Verbundenheit wie diesen wildfremden Menschen gegenüber. Plötzlich das Erlebnis der wahren und wirklichen Bedeutung, die der Mensch dem anderen gegenüber hat, eine tiefe Erschütterung quer durch mich.

Später die gerösteten Maiskörner an ihrem Feuer. Sie ahnen unser Rufen nach und lachen. Daß wir wahnsinnigen Hunger haben, merken sie schnell. Wir schenken ihnen gleich unsere Lederhand-

schuhe, Pullover und Hemden. Wieder Lachen, Schulterklopfen, Umarmen. Sie würden mit uns in ihr Dorf gehen, dort könnten wir schlafen, essen. Von dort seien es noch drei Tage bis zur Straße. Abends im Dorf, wieder unter Menschen. Wie hab ich sie alle liebgewonnen. Alle kamen aus ihren Laub- und Bambushütten auf weitgezogenen steilen Terrassen, alle bringen uns etwas, bestaunen und betasten uns, weisen auf unsere Schrammen und Kratzer, wieder Lachen und Schulterklopfen. Unser Rufen wird nachgeahmt, lachend, kopfnickend. Und endlich Essen – zwei hartgekochte Eier sind das erste. Noch nie etwas so gierig, so atemlos verschlungen, die Schale mitgekaut, später Kartoffeln, Sauermilch, Zampa. Hemmungslöse Gier. Alle sitzen um uns und schälen die Kartoffeln und legen sie auf unsere Teller so schnell wie wir sie verschlingen. Nachtschlaf unter Sternenhimmel in einer Laubhütte. Einer unserer Retter legt sich zu mir auf die Matte, menschliche Wärme eng aneinander, auf der anderen Seite der Feuerstelle ein seufzender, warm atmender Kinderhaufen, Gemurmel im Traum. Menschen, Wärme, Geborgenheit, so nah diesem ausweglosen feindseligen Urwald. Mein Hirn dreht durch, ich kann nicht schlafen. eine Flut von Bildern ergießt sich, wirr, bunt. Lebensbilder: Blumen, Sommer, Licht, Wärme, Karins Gesicht und immer wieder die Kinderworte: Papa, Mamma, alles gut. Ich nehme ein Schlafmittel, danach wird alles noch rauschhafter, seltsame, nie gesehene Bilder tauchen auf, Riesenstatuen mit dämonischen Fratzen in unheimlicher Beleuchtung, eine Flut von Bildern in atemloser Geschwindigkeit, dann Dunkelheit und Schlaf.

Am nächsten Morgen alle Schönheit der Natur. Das Tal liegt vor uns offen, unsere Retter begleiten uns noch zum nächsten Dorf, überall wird unsere Geschichte erzählt.

Nach 4 Tagen sind wir in Kathmandu, Max war einen Tag vor uns angekommen, er hatte sich allein durchgeschlagen.

Zurückgekehrt von dieser Reise habe ich erst entdeckt, was mich vielleicht unbewußt dazu getrieben hat: eine neue Qualität der Selbsterfahrung; jenseits der dem eigenen Ich bekannten Grenzen.

Anschrift des Verfassers:

Nikolaus Brass,

Amperstr. 7, D-8081 Schöngesing.



*Die Siedlung Marpha im Norden
Nepals (Kali Gandaki).
Foto: J. Winkler*

Macht dieses Land nicht kaputt!

Angepaßter Tourismus in Nepal als Aufgabe der Entwicklungszusammenarbeit

HERMANN WARTH

»Glaube und Vertrauen sind aus diesem Tal verschwunden« (ein alter nepalischer Bauer)
»Vor vierzig Jahren war unser Leben weniger geschäftig, und wir tanzten viel öfters« (eine buddhistische Nonne)¹⁾
»Neckermann komm schnell, Leiche brennt schon!« (Kinder in Pashupatinath)

1. Nepal und der westliche Zivilisationsimperialismus

In Nepal ist alles anders: Die Sprache, die Schrift, die Essens- und Arbeitszeiten, der Kalender, die Religion, der Baustil, die Feldbestellung, die Nahrung und Kleidung, die alltäglichen Umgangsformen und vieles mehr. Dieser erste Eindruck des Andersseins vertieft sich bei einem einigermaßen sensiblen Menschen mit zunehmender Aufenthaltsdauer in Nepal. Er wird sich und seine westlichen Kollegen mit schärferem Auge betrachten, geschärft an den mittlerweile erfahrenen Unterschieden zu den Nepali. Er wird deren Gelassenheit, Selbstbescheidung, Bedürfnislosigkeit, deren Dialogfähigkeit im noch einigermaßen intakten Großfamilienverband feststellen. Und er wird sich als einen westlichen Vertreter erfahren, der gewöhnlich mit Kurzatmigkeit und Ungeduld, mit übergroßer Ernsthaftigkeit und mit bestimmten eingefahrenen Reaktionen in der Haltung des Überwinders von Herausforderungen den täglichen Problemen begegnet. Welches jeweilige Selbstverständnis steckt dahinter?

Für die Mehrzahl der Nepali stellt sich die Welt als große Einheit dar, die dadurch zustande kommt, daß alle und alles an ihrem Ursprung und Ziel teilhaben: die Götter, Dämonen, Menschen, Tiere und Dinge. Sie alle existieren zusammen in der großen Weltwohnung. Der Wunsch nach intensiver Teilhabe äußert sich in den verschiedenen tagtäglichen Kulthandlungen, die symbolisch die Verbindung herstellen. Wird die Verbindung durch Verletzung heiliger Vorschriften, durch Ehebruch, Diebstahl, Mord usw. unterbrochen, so muß sie wiederhergestellt werden durch Bestrafung der Schuldigen, durch Opfer, Reinigungsriten und Tänze. Der Wunsch nach Geborgenheit in

der großen funktionierenden Wohnung ist die Ursache so vieler ritueller Handlungen, die wir ob unseres Unwissens überheblich zu belächeln geneigt sind.²⁾

Unser Selbstverständnis ist von der Erfahrung der Wirklichkeit durch die klassische griechische Philosophie, das Judentum und Christentum geprägt. Danach ist die Wirklichkeit nicht ausschließlich versammelt in der großen Weltwohnung, sondern geschieden in eine diesseitige und eine jenseitige, wobei unsere Vernunft das Mittel ist, an beiden teilzuhaben. Die Teilnahme äußert sich in unserem technisch-naturwissenschaftlichen Zugang auf die Welt einerseits und in der Pflege von Glaube und Philosophie andererseits. Die beiden letzteren brachten sich allerdings selbst in Verruf, so daß Reformation und Aufklärung zurecht gegen die verkrusteten Dogmen und verhärteten Schulen angingen. Leider wurde bei dieser Protest- und Reinigungsaktion das Kind mit dem Bade ausgeschüttet; nicht nur die Lehren und Dogmatiken, sondern auch die Substanz von Christentum und Philosophie wurden aus dem Denkhorizont verbannt. Die menschliche Fähigkeit und Neigung, an allen, den materiellen und geistigen Wirklichkeitsbereichen teilzunehmen, wurde beschnitten auf die Beziehung Mensch – diesseitige Welt. Ein Ergebnis dessen war der ungeheure Aufschwung der Naturwissenschaften, ein anderes freilich auch der Versuch einer neuen Sinnggebung nach der Radikalkur in Form der verschiedenen »Ismen« (Progressivismus/Ökonomismus, Positivismus, später Kommunismus und Nationalsozialismus), die in das entstandene geistige Vakuum eindringen. Sie alle versprechen in der einen oder anderen Form die menschliche Vollendung in der Welt und in der Geschichte (der »neue Mensch« der »industriellen«, der »rassenreinen«, der »klassenlosen« Gesellschaft) und erfreuen sich großer Anhängerschaft, denn alle Menschen streben ja nach Glück und Vollendung und sind bereit, dafür große Aktivitäten zu mobilisieren.³⁾

So stehen sich also zwei Partner gegenüber: Der Nepali in seiner kleinen übersichtlichen Welt, die ihm Ruhe und eine gewisse Gelassenheit vermittelt, und, auf der anderen Seite, der Westler, der ständig in Versuchung ist, sich sein Paradies hier auf Erden zu schaffen und der deshalb unter Streß, Hektik und Ungeduld leidet; der eine mit seinem eher gefühlsmäßigen Erfassen der Wirklichkeit, der andere mit seinem analytischen, zweckratio-

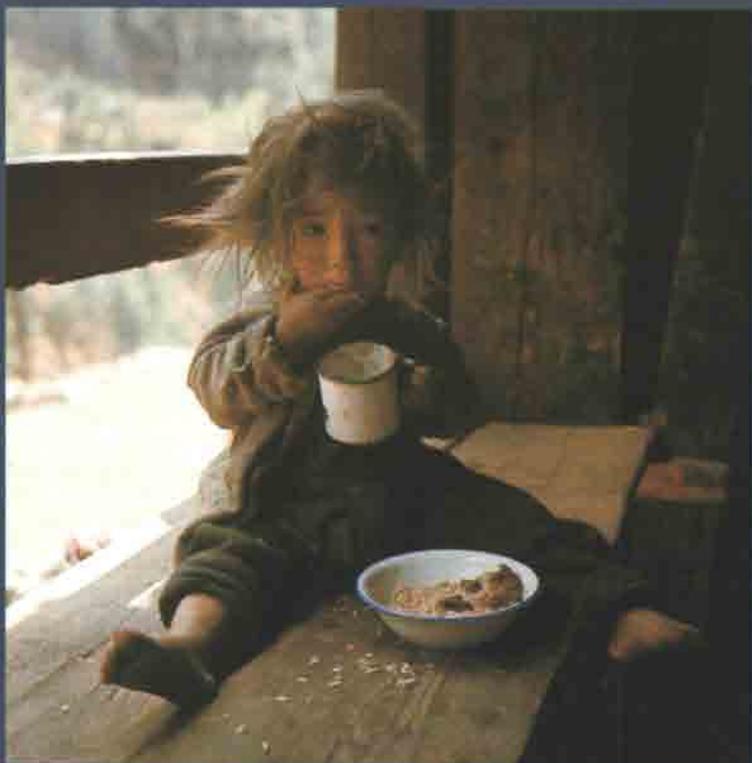
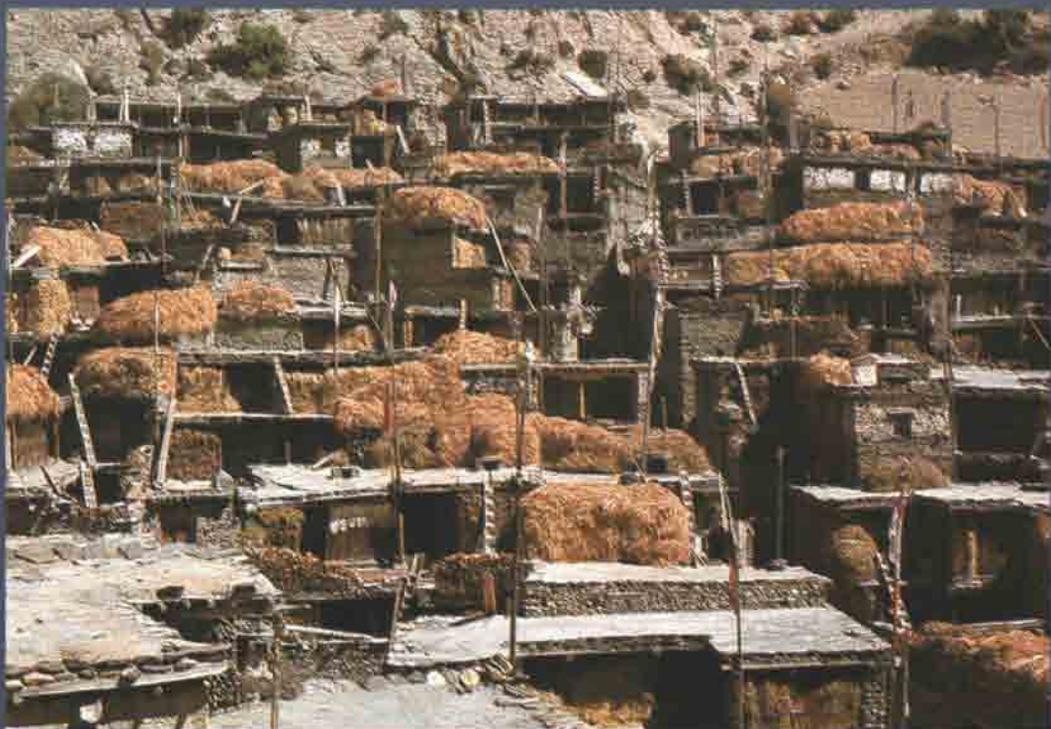
nen, pragmatischen Zugang auf sie; der eine mit seiner Selbstbescheidung, der andere mit seinem unbekümmerten Umgang mit den Reichtümern dieser Welt; der eine mit dem Unwissen, wie er seine schnell anwachsenden materiellen Sorgen lösen solle, der andere mit der Unfähigkeit, seine geistigen Existenzprobleme zu bewältigen.

Der Nepali fühlt sich in die Abläufe des Kosmos hineingebunden. Die regelmäßige Wiederkehr der Jahreszeiten mit unterschiedlichen Wetterverhältnissen gibt ihm Vertrauen in die Welt. Der Rhythmus des Kosmos spiegelt sich wider im Rhythmus des Festezyklus. Die Entsprechung von menschlichem Leben und kosmischem Ablauf vermittelt dem Nepali Sicherheit, Geborgenheit, Orientierung. Dieser eher passiven – von griechisch paschein: erfahren, erleben – Hingabe an die Welt steht die westliche aktive Gestaltungsfreudigkeit der Welt gegenüber bis hin zum Versuch, ihre Gesetze zu überwinden: wir würden auch das Wetter gestalten und den Ablauf der Zeit verlangsamten wollen, wenn wir nur könnten. Science-fiction-Filme dokumentieren unser Wunschenken. Wir denken nicht so sehr in Begriffen der Kontemplation, sondern vielmehr in denen der Aktion. Es liegt uns nicht, Dinge hinzunehmen, wir ziehen es vor, Dinge zu verändern. Wir ziehen aus als Entdecker, Kolonialisten, als Tilger von weißen Flecken auf der Landkarte und als Erschließer. Uns folgen Strom- und Telefonleitungen, Schienen und Straßen, Kanäle, Staudämme und Atomkraftwerke und die Urbanisierung der Welt. Wir tun das alles im Namen der Zivilisation und des Fortschritts, wobei wir uns durch Longarone, Seveso und Harrisburg nicht aufhalten lassen, und meinen, technischer sei auch menschlicher Fortschritt. Zum Imperialismus der Imperatoren und Kolonisatoren hat sich ein weiterer, derjenige der Zivilisatoren gesellt. Es ist uns ein Ärgernis, zu wissen, daß es Länder gibt, denen Straßen und Strom weitgehend fehlen, deren Menschen in strohgedeckten Lehmhäusern wohnen und weder Telefon noch Television kennen, Länder, deren Bevölkerung hohen technischen und damit anfälligen Aufwand in Verkehr und landwirtschaftlicher Produktion nicht brauchen, da sie in jahrtausendelanger Auseinandersetzung mit der Natur angepaßte, zweckmäßige Verkehrs-, Handels- und Produktionsformen entwickelt haben. Und es ist typisch, daß in den Hirnen vieler Entwicklungshilfestrategen immer noch die Meinung sitzt, das Ziel der Entwicklungsländer müsse der Status einer Industrienation sein, dann

habe Entwicklung stattgefunden. Der westliche homo oeconomicus ist zum universalen Leitbild stilisiert, dem möglichst und gefälligst alle Menschen ebenbildlich werden sollen.

Der dümmliche Fortschrittsglaube durch »Zivilisation« des französischen Aufklärers Condorcet (1743–94) – um nur einen seiner profiliertesten Vertreter zu nennen – ist zum Katechismus von Millionen Zivilisatoren und zum millionenfachen Martyrium für die sog. Wilden, Primitiven, Unterentwickelten geworden. Condorcet, fasziniert von den Naturwissenschaften, meinte, man könne ebenso wie physikalische Ereignisse, auch gesellschaftliche Entwicklungen exakt voraussagen; das Endziel dieser bestünde in der Vollkommenheit der Menschen. Dieses Ziel sei zu erreichen über die Zerstörung der Ungleichheit der Nationen und die Herstellung von Gleichheit. Ungleichheit meint die unterschiedlichen Grade von Zivilisation und Aufgeklärtheit der Nationen. Condorcet fragt: »Werden alle Nationen eines Tages den Zivilisationsgrad der aufgeklärtesten, freiesten und vorurteilslosesten Gesellschaften Frankreichs und Anglo-Amerikas erreichen? Wird der riesige Unterschied verschwinden, der diese abhebt von durch Könige geknechteten Gesellschaften, von der Barbarei afrikanischer Stämme, von der Ungebildetheit der Wilden?« Gewiß, fährt er fort, Spanier, Deutsche, Schweden, Bantus, Patagonier und Eskimos werden eines Tages den französisch-anglo-amerikanischen Standard erreichen; auch die Kolonien, »da der europäische Bevölkerungsteil in diesen Gebieten rapide ansteigt und er dadurch die wilden Stämme ohne Eroberung zivilisieren oder deren Verschwinden verursachen wird... die Niederlassungen der räuberischen Kolonisten werden zu Ansiedlungen von Bürgern werden, die durch ganz Afrika und Asien die Prinzipien und das Beispiel der Freiheit, die Erleuchtung und die Aufgeklärtheit Europas verbreiten.

Die Widerstand leistenden Eingeborenen werden zu kleiner Anzahl reduziert und sie werden, wenn sie erleben, wie sie durch die zivilisierten Nationen zurückgedrängt werden, nach und nach unmerklich verschwinden...« Das wird die unweigerliche Konsequenz des Fortschritts in Europa und der Freiheit des Handels sein, den zu betreiben Franzosen und Nordamerikaner Interesse und Macht haben.⁴⁾ Es dauerte nicht lange, dann war aus Ideologie grausige Wirklichkeit geworden. »Armes gehetztes Wild in den Fängen der mechanisierten Zivilisation, Wilde im amazonischen



*Oben:
Häuser in Braga
im Marslandital/ Nepal.
Foto:
U. Welsch
Links:
Sherpa-Kind.
Foto:
G. Harder*

Urwald, sanftmütige und ohnmächtige Opfer...«⁵⁾

Nepal hat 1951 seinen kleinen Kosmos der Außenwelt geöffnet. Seither hat die nepalische Gesellschaft Kontakt auch mit dem westlichen Menschen; damals waren es nur wenige, die das Land betraten; 1979 waren es 125 000 und 37 000 Indier (Gorkhapatra vom 27. 6. 1980). Damit fand und findet kein Zusammenprall verschiedener Mentalitäten statt, sondern ein Durchdringungsvorgang: Die aufnehmende, empfangende, passive im obigen Sinn, vertrauende und nicht zweiflerische Mentalität der Nepali ist wie ein Gefäß, offen für die Produkte der westlichen aktivistischen Lebensart. Und mit der westlichen Zivilisation wird auch der Habitus mitgeliefert: Zeitnot, Ungeduld, Leistungsdruck, Konsumideologie und Kommerzialisierung der zwischenmenschlichen Dienste und Kontakte. Das alles ist in Nepal schon anzutreffen, vor allem in Kathmandu und Pokhara. Doch noch mehr. Das Selbstwertgefühl der Nepali wurde unsicher, erschüttert. Das äußert sich in der Nachahmung des Beton- und Blechbaustils, der Auffüllung der Altstadt Kathmandus mit Autos bei gleichzeitiger Vertreibung der dort seit Jahrhunderten abgehaltenen Märkte, der Übernahme westlicher Curricula für die Schulen und generell im allgemeinen Verlustgehen ihres natürlichen Sinnes für Harmonie und Klarheit. Die Durchdringung erfolgt recht einseitig, so daß die Nepali in Gefahr sind, ohne größeren Widerstand und ohne erkennbaren Willen zur Mitgestaltung von den westlichen »Wohltätern« bevormundet zu werden, die ja zu wissen meinen, was für Nepal gut ist. Für einen Teil der Nepali trifft schon zu, was Hermann Hesse in seinem »Steppenwolf« so ausdrückte:

»Jede Zeit, jede Kultur, jede Sitte und Tradition hat ihren Stil, hat ihre ihr zukommenden Zartheiten und Härten, Schönheiten und Grausamkeiten, hält gewisse Leiden für selbstverständlich, nimmt gewisse Übel geduldig hin. Zum wirklichen Leiden, zur Hölle wird das menschliche Leben nur da, wo zwei Zeiten, zwei Kulturen und Religionen einander überschneiden. Ein Mensch der Antike, der im Mittelalter hätte leben müssen, wäre daran jämmerlich erstickt, ebenso wie ein Wilder inmitten unserer Zivilisation erstickten müßte. Es gibt nun Zeiten, wo eine ganze Generation so zwischen zwei Zeiten, zwischen zwei Lebensstile hineingegrät, daß ihr jede Selbstverständlichkeit, jede Sitte, jede Geborgenheit und Unschuld verloren geht.«⁶⁾

Was ist die Folge aus dem Gesagten? Soll sich Nepal wieder einschließen? Sollen wir nicht mehr hinreisen. Soll Nepal eine autonome Wirtschaftsentwicklung versuchen? Eine solche wäre sicher das Beste für das Land und seine Bewohner, nur, sie ist nicht durchführbar.

2. Die Begründung der Tourismusförderung aus der gesamtwirtschaftlichen Situation

Die nepalische Regierung hat sich 1951 für die Öffnung des Landes und ab 1956 für die Förderung des Tourismus entschlossen. Das ist ein Faktum, und diese Entscheidung ist hinzunehmen als diejenige der Regierung eines souveränen Landes, ob sie vom außenstehenden Beobachter nun für richtig oder aus oben dargelegten Gründen für falsch gehalten wird. Bei näherer Beschäftigung mit Nepal, seiner Geschichte und Wirtschaft, wird man feststellen, daß die Regierung für ihre Entscheidung Gründe hatte. Sie muß die objektiv gegebenen, entwicklungshemmenden Faktoren berücksichtigen, die nicht in der Verantwortung der nepalischen Gesellschaft liegen. Sie in erster Linie, in ihrem Zusammenwirken, haben zu dem heutigen Zustand Nepals als einem der ärmsten Entwicklungsländer geführt. Es sind die folgenden:

(a) 87% des Landes sind gebirgig. Der Himalaya ist im erdgeschichtlichen Prozeß ein noch sehr junges Gebirge, was Erdbeben und ungewöhnlich starke **Bodenerosion** zur Folge hat. Bodenschätze wurden in abbauwürdiger Menge bisher nicht gefunden. Der Bau von Staudämmen zur Gewinnung von Elektroenergie ist problematisch, weil die Staubecken in kurzer Zeit durch die Geröllmassen der Flüsse aufgefüllt werden. Holz als einzige lokale Energiequelle wird knapp. Der Einschlag in die Forsten fügt zur natürlichen Erosion noch die durch Menschen verursachte hinzu. Jährlich werden durch Erdbeben Wege, Felder und ganze Dörfer verwüstet. Jährlich sind mehrere Hundert Menschenleben zu beklagen.⁷⁾

(b) Nepal hat keinen Zugang zum Meer. Der wirtschaftliche und außenpolitische Spielraum ist gering. Das Land liegt zwischen Indien und China, den volkreichsten Staaten der Erde, die offensichtlich am status quo Nepals interessiert sind und das Land zu einer Politik des Wohlverhaltens zwingen.⁸⁾ **Die handelspolitische Abhängigkeit**

und Isolierung Nepals hat auch geschichtliche Gründe. Die East India Company der Briten spielte ein sehr trickreiches Spiel zur Sicherung ihrer Handelsinteressen zwischen Indien und Tibet. Im britisch-nepalischen Krieg 1814-16 war es ihr gelungen, Nepals Mittlerfunktion im transhimalayischen Handel entscheidend zu schwächen, indem sie Nepal zu Landabgaben (Kumaon, Gharwal, Sikkim) zwang und dadurch direkten Grenz- und Handelskontakt mit Tibet erreichte.⁹⁾ Nepals Rolle als handelstechnische Drehscheibe war dann völlig ausgespielt, als die nördliche Grenze nach der chinesischen Besetzung Tibets 1958/59 geschlossen wurde. Der Warenaustausch über Nepal mit Wolle, Salz, Gold, Pferden, Moschus aus dem Norden und Getreide, Stahlwaren, feinen Wollstoffen aus dem Süden war abrupt beendet.

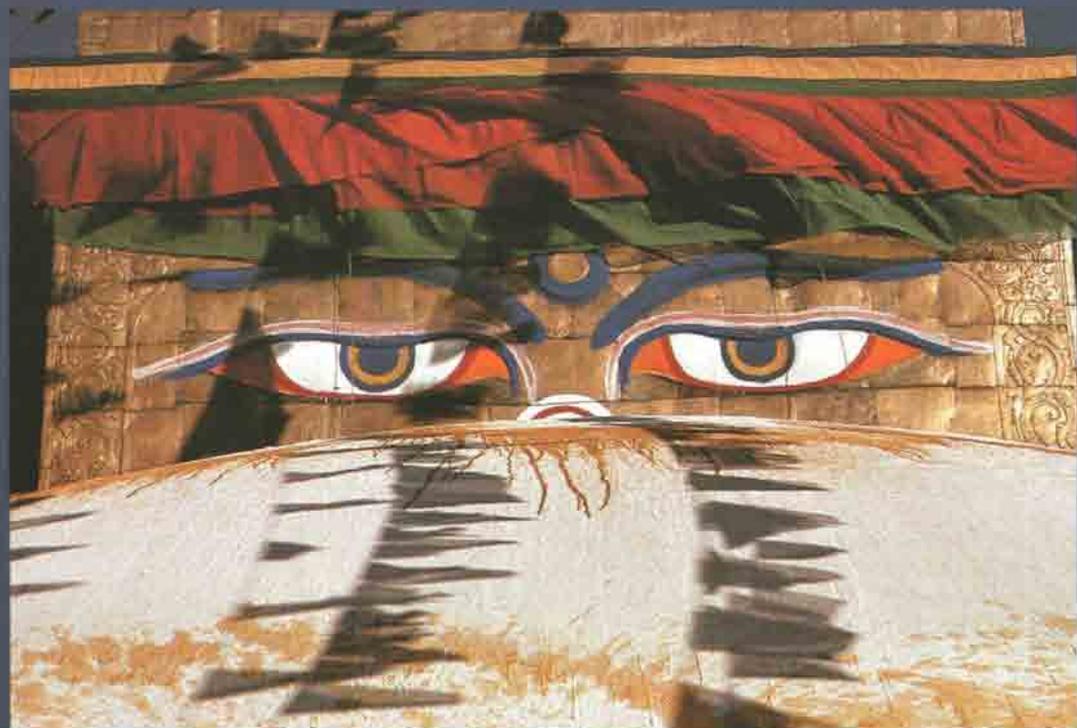
(c) Die jährliche **Bevölkerungszunahme** beträgt derzeit 2,4%. Kinder bedeuten Altersversorgung im Großfamilienverband, und Kinderreichtum ist der Stolz der Armen. Das spärliche Wirtschaftswachstum von derzeit 2% wird durch den Bevölkerungszuwachs aufgeessen. Abholzung der letzten Waldbestände zur Neulandgewinnung und weitere Abwanderung in den sowieso schon dichtbevölkerten Süden sind unter anderem die Folgen. Auch die Gründe für das starke Bevölkerungswachstum liegen nicht ausschließlich in der nepalischen Gesellschaft. Aus Indien und Tibet wanderten seit Jahrhunderten ungehindert viele Familien ein. Andererseits konnten die Nepali, fanden sie kein Auskommen, nach Sikkim, Bhutan, Burma und Indien auswandern. Und schließlich brachte der vormals blühende Nord-Süd-Handel Wohlstand, welcher zu kontrolliertem Bevölkerungswachstum anreizte.¹⁰⁾ Heute bestehen die Auswanderungsmöglichkeiten nicht mehr, die Handelsbeziehungen wurden in der kurzen Zeit von 140 Jahren entscheidend beschnitten, doch die ständige Einwanderung aus Indien über die offene Grenze sowie Zuzug von tibetischen Flüchtlingen halten bis zum heutigen Tage an.

(d) Die Bevölkerung setzt sich aus über 20 Stämmen mit eigenen Sprachen, nicht Dialekten, zusammen, geeint lediglich durch den Hinduismus-Buddhismus und die zunehmend sich ausbreitende Nationalsprache »Nepali«. Eine **nepalische Nation gibt es eigentlich nicht**; man ist auf dem Weg dorthin. Die südlichen Bewohner des Landes, sofern nicht von den Hügeln eingewan-

dert, sind in Lebensweise, Denkverhalten und Handelsbeziehungen nach Indien, diejenigen nördlich der Hügelzone nach wie vor nach Tibet orientiert.¹¹⁾ Mit wachsendem Abstand zu Kathmandu verlieren die Verfassung als einendes Band an Bedeutung im Bewußtsein der Bürger, die Verwaltung an Wirksamkeit und die von der Hauptstadt aus gesteuerten und finanzierten entwicklungspolitischen Maßnahmen an Quantität und Qualität.

Für diese objektiven Ursachen der Not ist die nepalische Gesellschaft nicht verantwortlich zu machen, sondern in erster Linie die in dieser Region nicht gerade gnädige Natur und die Interessen der großen Nachbarn Indien und China. Wohl wären auch Gründe anzuführen, die in der nepalischen Gesellschaft liegen, wie Hierarchiedenken, feudalistische Strukturen in Landwirtschaft und Administration sowie das hemmende Kastenwesen¹²⁾, aber das alles gab es auch schon vor dem 19. Jahrhundert. Dennoch konnte »von Unterentwicklung im heutigen Ausmaß damals noch nicht die Rede sein . . . das wirtschaftliche Leben Nepals ist nicht nur auf einer bestimmten Stufe stehen geblieben, sondern hat sich (aus den genannten Gründen) gegenüber früheren Zeiten beträchtlich zurückentwickelt«¹³⁾. Für Nepal trifft heute in extremer Weise die negative UNO-Klassifikation zu: Es ist land locked, least developed (UNO-Indikatoren 1971: Bruttosozialprodukt unter US-Dollar 100,-/Kopf/Jahr; Analphabetenquote über 80%; Beitrag des Industriesektors zum BSP unter 10%) und hat unter den Teuerungen auf dem Rohölmarkt extrem zu leiden.¹⁴⁾ Das Schlimmste ist die handelspolitische Eingeschränktheit in Kombination mit dem starken Bevölkerungswachstum. Das wird eines Tages dazu führen, daß die Landwirtschaft als Devisenbringer (Reis, Jute, Tabak) ebenfalls ausfallen wird. Nepal müßte dann auf die Einfuhren von Salz, Medikamenten, Kunstdünger, Insektiziden, Stahlwaren, Maschinen, Petroleum, Diesel, Benzin und manch anderer Gebrauchsgüter verzichten.

Die nepalische Wirtschaft ruhte ehemals auf zwei Beinen, dem Handel und der Landwirtschaft. Seit dem rapiden Abbau des Nord-Süd-Handels durch Großbritannien, China und Indien steht sie nur noch auf einem, der Landwirtschaft, deren exportierbare Überschußproduktion von Wetter und Bevölkerungsentwicklung, deren Devisenerwirtschaftung darüber hinaus vom Weltmarkt abhängig sind. So ist es kein Wunder, daß die Nepali ihren einzigen nationalen Reichtum, die Natur, ver-



»Doch zum Glück ist die nepalesische Religion und Kultur noch nicht zu Folklore und Brauchum verkommen.«

(Dr. Warth). Sie sind vielmehr noch »genuiner Ausdruck von Lebensgefühl und Religiosität.«

Oben:
Die Stupa von Bodnath.
Rechts und rechte Seite:
Tempelfiguren; für die
Einheimischen meist noch
lebendige Wesenheiten,
keine Schaustücke.



Fotos: J. Winkler



kaufen in Form von Tourismusförderung. Ein Ertrinkender fragt nicht, ob auf dem Rettungsboot »autonome Entwicklung« oder »Tourismus« geschrieben steht; er greift zu. Der Tourismus wird als Devisenbringer (35% der Devisengesamteinnahmen und damit an erster Stelle)¹⁵⁾, und als Arbeitsplätze schaffende Industrie¹⁶⁾ angesehen und ihm wird Einkommen streuende Wirkung¹⁷⁾ zugeschrieben. Das genügt den Nepali, ihn zu fördern – annähernd 60% der gesamten Kredite der Nepal Industrial Development Corporation (= nepalische Entwicklungsbank) wurden bisher der Tourismusförderung zur Verfügung gestellt¹⁸⁾ – ohne Rücksicht auf negative soziokulturelle Auswirkungen. Der Tourismus ist für die Nepali das zweite Bein, auf dem ihre Volkswirtschaft stehen soll.

3. Angepaßter Tourismus als Aufgabe der Entwicklungszusammenarbeit

Diese Situation macht schlagartig die Verantwortung der Touristen und Tourismusagenturen deutlich. Wir dürfen die Notlage nicht benützen zur Zerstörung der Tradition, Kultur und Natur, den Fundamenten des nepalischen Selbstbewußtseins. Wir dürfen mit unserem organisatorischen, administrativen und ökonomischen Tatendrang, selbst wenn wir es gut meinen, die eher passiven, naiv-weltgläubigen Nepali – beides nicht im abschätzigen Sinne verstanden – nicht zutodedrücken, sondern müssen mit ihnen so etwas wie angepaßten Tourismus entwickeln. Nepal hat sich für den Tourismus entschieden, kann aber nur angepaßten verkraften. Was ist unter einem solchen zu verstehen? Ich möchte dazu die folgenden Grundsätze formulieren.

(a) Die Nepali müssen einen eigenen entwicklungsorientierten, an die Landesverhältnisse angepaßten Tourismusplan erarbeiten, anhand dessen dann Steuerung und Administration dieses Wirtschaftszweiges erfolgen können.

Die Nepali müssen das selbst leisten, denn es ist ihr Land, sie müssen auf ihren Vorteil bedacht sein und ihre Interessen wahrnehmen. Schließlich müssen sie mit den Touristen zusammenleben und zurechtkommen. Der existierende Tourismus-Master-Plan ist von deutschen Beratern 1972 gemacht worden nach dem Vorbild des frühen westlichen Wirtschaftsliberalismus gemäß dem Motto: Schickt möglichst rasch massenhaft Touristen

nach Nepal, es wird sich dann schon was Gutes entwickeln! Diesen naiv-unreflektierten Ansatz vertrat einer der Mitarbeiter des Masterplans – er ist jetzt beim ADAC tätig – noch 1979, als er auf einer Fachtagung, auf die augenfälligen zerstörerischen Kräfte des Tourismus hingewiesen, meinte: »Wenn die Münchner Stadt kaputt ist, dann ziehe ich halt nach Fürstfeldbruck!« Inzwischen ist von nepalischen und ausländischen Fachleuten dieser Masterplan starker Kritik unterworfen: »... offensichtlich zu optimistisch ... Die Defizite des Tourismus-Master-Plans haben zu den Hauptschwächen der nepalischen Tourismuspolitik zweifellos beigetragen.«¹⁹⁾ Und der Präsident der Hotel-Association of Nepal erklärte vor kurzem offen den Bankrott des Master-Plans: »Er hat seinen Wert völlig verloren.«²⁰⁾ Man sollte den Tourismus in einem Entwicklungsland nicht den Gesetzen der liberalen Marktwirtschaft, vorteilhaft für die Starken, überlassen. Die Nepali kennen ihre Gegner nicht und ziehen mit ihren schwachen Mitteln in diesem »freien Spiel der Kräfte« auf jeden Fall den kürzeren. Nepal »als ökologischer Alptraum und ökonomisches Spekulationsobjekt« – das Schicksal des Alpenraums wiederholt sich. Die »industrielle Verwertung (Nepal als Angebotsraum) und das Reise- und Fluchtbedürfnis der Touristen (als Nachfrage)«²¹⁾ ist in vollem Schwang.

Aus den eigenen Erfahrungen und denjenigen der Region (Bhutan!) müssen die Nepali eine eigene entwicklungsorientierte Tourismuspolitik formulieren, d. h. Tourismus darf in Nepal nicht zum Selbstzweck geraten und zu unkontrolliertem Kapitalzuwachs inländischer Profitcure führen, sondern muß ins übergeordnete entwicklungspolitische Rahmenkonzept eingebaut werden. Der Tourismus hat sich einerseits an den Gegebenheiten zu orientieren, andererseits den entwicklungspolitischen Gesichtspunkten zu dienen, d. h. man kann ihn sich nicht ausbreiten lassen, wo die Voraussetzungen für seine Einträglichkeit und Erträglichkeit für Nepal fehlen. Er darf nicht zulasten von Entwicklungsvorhaben bevorzugt behandelt werden. Es geht nicht an, daß – wie geschehen – 500 Tonnen Materialien für Entwicklungsmaßnahmen nicht an ihre Bestimmungsorte geflogen werden können oder daß der planmäßige Linienflugverkehr tagtäglich in der Saison umgeworfen wird, da die Touristen die Flugzeuge brauchen.²²⁾ Tourismus hat zur Steigerung der Deviseneinnahmen und nicht -ausgaben, zur Arbeitsplätzebeschaffung und nicht -vernichtung, zur

Einkommensstreuung und nicht -konzentration, zur Entwicklungsförderung und nicht -hemmung beizutragen. Kann er nicht in diesem Sinne genutzt werden, sollten die Nepali, auch wegen seiner soziokulturellen Zerstörungen lieber auf ihn wieder verzichten. Das so formulierte Konzept bedürfte zu seiner Umsetzung eine zur Zeit noch gänzlich fehlende Tourismusadministration auf Regional- und Kommunalebene mit institutionellen Querverbindungen zur allgemeinen Entwicklungsadministration und starken exekutiven Vollmachten. Doch gegen all dies muß wohl die resignierende Erfahrung gestellt werden: »Reiseregionen in wirtschaftlich wenig entwickelten Gebieten haben kaum eine Chance, sich gegen die Strategien der Tourismusindustrie zu wehren und eigene Entwicklungen voranzutreiben.«²³⁾

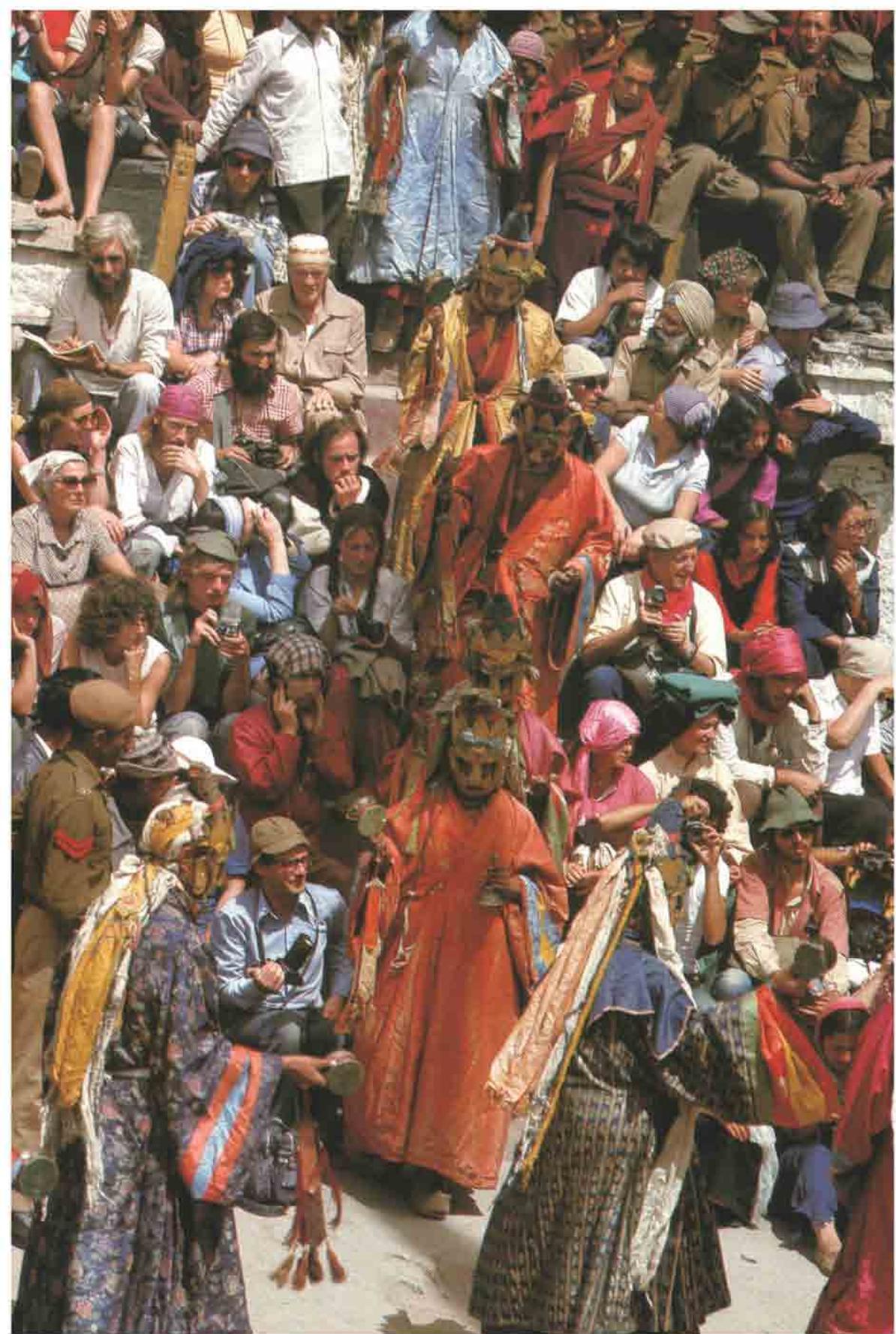
(b) Die Touristenzahlen dürfen nur sehr langsam steigen!

Andernfalls würde das Land mit der Errichtung einer Basisinfrastruktur ungebührlich belastet, sowohl was die Investitionen in den Tourismus als auch was seine allgemeine Verwaltung und Steuerung anlangt. Rapider Anstieg führt bei den normalen Gebrauchsgütern bei knappem Angebot zu Teuerungen, die in erster Linie die Bewohner des Tourismusgebietes treffen. Um ein Beispiel zu nennen: Von Trekkingtouristen wird das Jomosome-Annapurna-Gebiet sehr stark besucht, von über 9000 pro Jahr²⁴⁾, mit der Folge, daß das knappe Nahrungsmittelangebot zu starken Preissteigerungen führte. »Während die Entlohnung in den letzten 5–6 Jahren nur um maximal 80% gestiegen ist, sind die Preise für Hauptnahrungsmittel wie Reis um ca. 300% gestiegen.« Die Rekrutierung von Trägern wird schwierig. »Soweit andere Erwerbsmöglichkeiten zur Verfügung stehen, wie zum Beispiel im Straßenbau . . . werden diese häufig bevorzugt, da bei günstigen Lebensmittelpreisen und Unkosten am Ort ein höheres Nettoeinkommen – auch bei geringerer Bezahlung – erzielt werden kann. In den Hügel- und Berggebieten Nepals sind jedoch andere Erwerbsmöglichkeiten außerhalb des Landes sehr gering, so daß viele Bauern in wirtschaftlicher Notlage sich gezwungen sehen, auch unter relativ ungünstigen Bedingungen im Trekking-Tourismus zu arbeiten.«²⁵⁾

Daraus die Forderung abzuleiten, einfach neue Routen für den Tourismus zu öffnen, wäre vorei-

lig: » . . . ich stellte mir die Frage nach der Berechtigung des Touristenverbots für Dolpo und kam zur Überzeugung, daß für die früher aus politischen Gründen eingeführten Einschränkungen heute andere, triftige Gründe bestehen. Das Gebiet ist sehr abgelegen. Jede Reise dauert mindestens Wochen, Wochen oberhalb der Waldgrenze, wo kein Essen erhältlich ist, wo das ökologische Gleichgewicht besonders labil ist. Eine Öffnung des Gebietes würde komfortgewohnte Neckermäner und Kuoner anlocken. Relativ wenige von dieser Sorte würden schon eine halbe Völkerwanderung von Portern benötigen. Da die Porter gewöhnlich im Freien übernachten müssen, würden sie innert kurzer Zeit den letzten Busch und den letzten Yakdung verbrennen, schlicht um zu überleben. Die Betroffenen wären die Einheimischen.«²⁶⁾ Ehe Gebiete freigegeben werden können, ist also deren Eignung unter entwicklungsorientierten und ökologischen Gesichtspunkten zu untersuchen, z. B. die Ernährungs- und Energiesituation, der Arbeitsmarkt, die Unterkunftsverhältnisse, die soziokulturellen Auswirkungen usw.²⁷⁾ Die Fahrlässigkeit, Tourismus in Gebieten zu erlauben, die jährlich mit Tonnen und Tonnen von Nahrungsmitteln vom United Nations Development Program versorgt werden müssen, ist unmittelbar einsichtig. Die Touristenzahlen dürfen nur gemäß Verbesserung der entwicklungspolitischen und Belastbarkeit der ökologischen Rahmenbedingungen steigen. Qualitätsverbesserung für die Lebensbedingungen der Einheimischen muß vor quantitativem Tourismuswachstum rangieren; die genaue Umkehrung der derzeitigen unkontrollierten Tourismuspolitik ist zu fordern. Schon in ihrem eigenen Interesse sollten die Touristen und -agenturen diese Zügelung akzeptieren, wollen sie nicht die Attraktivität Nepals, derentwegen sie kommen und vermitteln, zerstören.

Ungezügelter Tourismusentwicklung läßt darüber hinaus den Nepali nicht genügend Zeit, die auf sie einstürmenden Neuerungen und Eindrücke aus einer ihnen fremden Welt zu verarbeiten, sie überlegt anzunehmen oder sie kritisch abzulehnen. Sie werden gezwungen ohne befragt zu werden, in einer »Zwischenwelt« zu leben: Hermann Hesses Hölle für die zwischen zwei Zeiten Geratenen! »Wir leben vereinsamt vor uns hin – zwischen zwei Welten, von denen uns keine gehört«²⁸⁾, hatte ein »integrierter« Bororo Brasiliens einmal gesagt. Werden so auch die Nepali einmal klagen müssen?



(c) Die Touristen sollen sich den Verhältnissen in Nepal anpassen und nicht diese nach ihren Bedürfnissen gestalten wollen!

Erschließung des Landes in Form von Straßen und Seilbahnen zu touristischen Zwecken ist abzulehnen. Man würde den Nepali nicht nur riesige Investitions-, sondern auch untragbare Unterhaltungskosten aufbürden und außerdem (durch Straßenbau nach touristischen Bedürfnissen) in Jahrhunderten sich herausgebildete sensible und ausbalancierte Handels- und Marktssysteme erschüttern/vernichten.²⁹⁾

Abzulehnen ist die Errichtung eines Hüttennetzes, weil damit viele Arbeitsplätze für Träger entfielen, die Zelte, Schlafzeug und Essen für die Touristen transportieren. Pro Saison finden unter den derzeitigen Verhältnissen immerhin ca. 10 000 Träger Arbeit, eine der wenigen positiven Seiten des Tourismus in Nepal, die man nicht auch noch in ihrem Wert beeinträchtigen sollte.³⁰⁾

Abzulehnen sind westliche Luxusprojektionen in Form von Hotelpalästen. Ein abschreckendes Beispiel ist sicher das japanische Everest View Hotel im Khumbugebiet. Zum Glück läuft es bisher nicht rentabel. Dennoch soll es auf der chinesischen Everest-Seite ein Pendant in Form des »Everest Base Camp Hotels« erhalten!³¹⁾

Abzulehnen ist der Druck auf Nepal, Luxusartikel für Touristen zu importieren, da damit die von der Bevölkerung hart erwirtschafteten Devisen von Ausländern ohne Not zu deren Spaß vergeudet werden.

Abzulehnen ist ferner aus Gründen der Identitätsbewahrung die Forderung nach Einführung westlichen Nachtlebens und nach Folklore- und Brauchtumsvorstellungen. Der Master-Plan empfiehlt, »exotisches Nightlife Abenteuer« in Nepal den Touristen anzubieten und spricht die Empfehlung aus: »Dieser Bereich muß ohne Zweifel von einem einschlägig erfahrenen Fachmann aufgebaut werden, da die Nepalesen selbst dafür keine Begabung haben. So kritisch man die möglichen Auswirkungen eines »Nachtlebens« in einer Gesellschaft, die völlig andere Wertvorstellungen hat, beurteilen muß, so notwendig ist der Bereich innerhalb einer Tourismusindustrie.« Untertags

Links: Beim Hemisfest in Ladakh. »Wir finden nichts dabei«, schreibt Dr. Christian Adler in seinem Beitrag auf Seite 210, »wenn wir uns in Ladakh oder anderswo in eine religiöse Feier mischen. Unsere Fotografiererei erfüllt doch einen viel höheren Zweck als das läppische Trompetengeplärr und der ganze Schnickschnack, den die Einheimischen bei solchen Anlässen aufführen! Das Bewußtsein um unsere kulturelle Überlegenheit und die daraus resultierende Selbstüberschätzung lassen uns die Zeremonie wie ein farbenprächtig inszeniertes Spektakel aus einer längst vergangenen Epoche erscheinen – nicht aber als einen Ausdruck tiefer Frömmigkeit, den es mit Zurückhaltung zu respektieren gilt.«

muß sich für die Touristen natürlich auch etwas abspielen; Deshalb fordert der Masterplan: »... die Berücksichtigung der touristischen Neugierde auch bei den eigentlich privaten Feierlichkeiten, scheint nicht unwichtig zu sein... Das für Touristen exotische Erleben des traditionellen Brauchtums sollte jedoch nicht nur auf die allgemeinen Feste begrenzt sein, die auf bestimmte Zeiten festgelegt sind. Aus dem Brauchtumsvorrat muß eine ständige Attraktion der Tourismusindustrie gemacht werden, die allen Touristen zugänglich ist... Eine ständige, perfekt organisierte Show im guten Sinn des Wortes erscheint unerlässlich zu sein.«³²⁾ Es komme nochmal der schon erwähnte ADAC-Vertreter zu Wort, der empfiehlt, »die heiligen Feste in Muktinath als Rummel zu verkaufen« und einige »professionelle Zeremonienmeister« anzustellen, um die Touristen anzuziehen, damit sie (die Touristen) woanders nicht noch schlimmere kulturelle und sozialpsychologische Zerstörungen anrichten. Doch zum Glück ist die nepalische Religion und Kultur noch nicht zu Folklore und Brauchtum verkommen. Tänze, Zeremonien, Riten sind noch genuiner Ausdruck von Lebensgefühl und Religiosität; sie sind noch nicht davon getrennt, würden es aber, deformierte man sie zu kommerzialisierten Vorstellungen für Touristen. Nicht alles, was Devisen bringen könnte (für wen?) ist gut zu heißen.

(d) Wir sollten jegliche Demonstration unserer technologischen Überlegenheit bleiben lassen!

Es ist eine Brutalität, mit dem Auto durch Kathmandus Altstadt zu fegen; es ist ein Skandal, mit Motorrädern ins Khumbugebiet zu »fahren« (Spanier, November 1973)³³⁾ oder den Ganda-ki-Fluß entlang nach Jomosom brausen zu wollen (Schweizer, beantragt)³⁴⁾ oder mit Luftkissenbooten über Nepals Flüsse zu heulen (Engländer) oder an der Auto-Rallye Delhi-Kathmandu (1976) teilzunehmen – das alles in einem Land, das bitter benötigte Devisen für die Treibstoffimporte ausgeben muß und das im allgemeinen mit einfacher, angepaßter Technologie seinen Problemen Herr zu werden versucht. Es sollten nicht künstliche Erwartungen geweckt werden, die niemals für die Nepali erfüllt werden können,

Foto: J. Winkler

denn »damit nähern wir uns der gefährlichsten Wirkung des Tourismus: Er bedeutet Untätigkeit, farniente, sorgloses Geldausgeben ohne sichtbare Verbindung mit einer Arbeit, modische Ausrüstung . . . Luxus . . . Davon träumen die Armen der Dritten Welt, das entmutigt sie, die tägliche Mühe auf sich zu nehmen, den Boden zu beackern. Der Zeitvertreib der Touristen ist Anti-Entwicklungspropaganda . . .«³⁵⁾

Exkurs in Zivilisation und Fortschritt

Der Autor hatte das Vergnügen, an mehreren Expeditionen und Trekkings in Nepal teilzunehmen. Er möchte aus dem Füllhorn zivilisierten, fortschrittlichen, aufgeklärten, vorurteilsfreien westlichen Verhaltens Einheimischen gegenüber einige Gaben präsentieren:

»Heute Nacht wird es regnen«, sagten die beiden und bauten sich das 12-Mann-Zelt auf, während sich die Träger im Freien niederlegten.

»Jetzt hat doch so ein Sauhund meinen Brustbeutel weggenommen!« sagte er, als er denselben nicht schon von weitem am Wäscheseil sehen konnte, weil er selbst einen nassen Socken darübergehängt hatte.

»Danke für das warme Wasser«, sagte er zum Küchensherpa, stolperte über den Abfallkübel, leerte ihn dabei aus und ging.

»Stellt euch vor, die Sherpa haben sich in Lager I einfach in unsere Zelte einquartiert!«

»Tee!«

Über einen während der gesamten Expedition sehr gut arbeitenden Sherpa, welchem der vom Sahib geschenkte Eispickel abhanden gekommen war: »Dem gehört in den Hintern getreten, daß es ihn aufspaltet. Der ist für mich kein Mensch, sondern ein Gangster!«

Er forderte und bekam Tee ohne »bitte« oder »danke« zu sagen. Er meinte nur, der Sherpa sei eine Sau, da seine nassen Fingerabdrücke an der Tasse sichtbar waren.

»Wenn es morgen im Dorf Hühner zu kaufen gibt, müssen wir für die Sherpa auch eins besorgen, damit sie wieder zu Kräften kommen«, sagten sie, nachdem die Sherpa zwei Tage bis zu den Knien im Schnee gespurt hatten, während die Sahibs gemütlich hinterhergetrottet waren. So meinten sie und teilten die ganze große Wurst unter sich auf. »Unglaublich, wo die überall barfuß gehen!« sagte er und warf eine leere Medizinflasche gegen einen Felsen am Weg.

»Nur für Menschen« verwehrte er einer Trägerin

den Eintritt ins große Mannschaftszelt, die zwei Expeditionsteilnehmern drei Stunden vorher ein kostenloses Mittagessen serviert hatte.

Es wäre ein Leichtes, eine Reihe von Beispielen aus der Literatur oder aus eigenen Erfahrungen aufzuführen, wie sich »Nicht-Menschen«, »Unterentwickelte« und »Primitive« für ihre westlichen Gäste einsetzen, manchmal bis zur letzten Konsequenz, der Riskierung ihres eigenen Lebens. Je länger man sich in Entwicklungsländern aufhält, desto mehr wird sich einem bestätigen, daß die größere moralische Substanz bei den Armen versammelt ist.

(e) Das nepalische Selbstbewußtsein ist zu stärken, wo immer sich eine Möglichkeit bietet als Ausgleichsversuch für die durch den Tourismus erfahrene Verunsicherung!

Die Touristen sollten die **Gesetze des Landes achten**, illegale Antiquitätenausfuhr, Bergbesteigungen und Devisenmanipulation unterlassen und nicht dem abgewandelten Motto des Masterplans »freie Fahrt für reiche Westler« folgen, der z. B. hinsichtlich Verfolgung von Devisenvergehen meint: »Bei der Lösung dieses Problems sollte auf jeden Fall jede bürokratische Kontrolle der Touristen bzw. Strafverfolgung unterbleiben . . . der Tourist verlangt, daß alles bereitsteht und seinen Wünschen keine unnötigen Vorschriften entgegenstehen«, und der die notwendige »Erlaubnisbescheinigung für die Ausfuhr irgendwelcher Currios, die der 100 Jahre Altersbegrenzung unterworfen sind . . .« als »Extremfall von Bürokratismus« ablehnt.³⁶⁾

Die Touristen sollten die Nepali nicht durch Überbezahlung, zu hohe Trinkgelder und durch Bonbonverschenken in die Haltung von Abhängigen drängen und korrumpieren. »Auch im Begönnern liegt der Irrtum.« (L. Thoma). Nepalische Begleiter sind nicht Untertanen, sondern **Arbeitnehmer mit selbstverständlichen Rechten** auf angemessene Ausrüstung, Versicherung, Bezahlung. Weil das Selbstverständliche aber allzu oft nicht selbstverständlich ist, muß es die nepalische Regierung erzwingen. Seit 28. 5. 1980 haben Träger Anrecht auf Versicherungsschutz in Höhe von RsNC 100 000,- bei Todesfall und Arbeitsunfähigkeit; der Trekker muß seine Träger mit Schuhwerk und Kleidung ausrüsten, geht er mit ihm in über 8000 feet hohes Gelände. Außerdem muß er ihnen ihre Auslagen für medizinische Behandlung, so notwendig, erstatten.³⁷⁾ Natürlich

läuft der Dachverband der zum großen Teil mit ausländischen Unternehmen eng kooperierenden Trekkingagenturen gegen diese »unnötigen Restriktionen« (sic!) Sturm.³⁸⁾ Denn das ist ein Schlag gegen den bisherigen für sie so bequemen und vorteilhaften Manchesterliberalismus, gemäß dem in Nepal Tourismuspolitik bisher praktiziert wird. Man kann nur hoffen, daß die Regierung eines Tages Gewerkschaften zuläßt, denn die Administration allein ist viel zu schwach, um die Befolgung von Gesetzen zu überwachen. »Wir Träger haben fast keinen Einfluß in der Gesellschaft. Wir können weder Reise- noch Trekkingagenturen beeinflussen, da diese wissen, daß wir von ihnen abhängen. Wir haben keinen Einfluß auf die Regierung, kein Gewicht, keine Macht. Da es keine Gewerkschaften gibt, kann niemand für uns sprechen«, so die resignierende Feststellung eines Trägerobmanns.³⁹⁾

Was Einheimische tun können in der Tourismusindustrie, sollen sie dürfen und nicht Ausländer. Nur ganz wenige Trekkingagenturen gehören unabhängigen Nepali; die meisten Großen sind im Besitz von Ausländern und durch diese kontrolliert; die kleineren nepalischen Unternehmen sind durch Ausländer ins Leben gerufen worden, um über sie am Markt beteiligt zu sein. Die großen Agenturen in Europa, Amerika, Japan und Australien remittieren an ihre »counterparts« in Nepal natürlich nur ein Minimum an Profit, verhindern das Entstehen einer nepalischen Führungskräfte-schicht im Tourismus und machen in ihren Zentralen die Reiseprogramme ohne besondere Rücksichtnahmen auf die jeweiligen Verhältnisse in den zu beschickenden Gebieten Nepals.⁴⁰⁾ Ebenso außengesteuert ist das Hotelwesen. Nach nepalischem Gesetz darf kein Ausländer die mehrheitlichen Betriebsanteile besitzen, sondern höchstens 49 % – eine gute Maßnahme zum Schutz gegen den Ausverkauf Nepals. Auf dem Papier sind auch Nepali die 51 %igen Anteilseigner der großen Hotels, in Wirklichkeit aber fungieren sie meist nur als Strohmänner indischer und westlicher Akteure. Solange die **Nepalisierung des Tourismus** nicht erreicht ist, ist seine Planung, Steuerung und Kontrolle durch das Land selbst nicht möglich.

Um das **Selbstbewußtsein der einheimischen Bergsteiger** zu stärken, sollte jede Expedition, die Sherpa einsetzt, diesen selbstverständlich die Chance einräumen, auch den Gipfel zu erreichen. Da selbst das nicht selbstverständlich war/ist, son-

dern Sherpa, nachdem sie den Sahibs Ausrüstung bis ins höchste Lager geschleppt hatten, dort ausharren dürfen, beschäftigt mit Tee- und Suppekochen, bis die Sahibs vom Gipfelgang zurückkommen, sah sich die nepalische Regierung veranlaßt, eigene Paragraphen in die Expeditionsrichtlinien aufzunehmen.⁴¹⁾ Es ist auch nicht einzusehen, warum nicht Einheimische die Trekkinggruppen von den Flughäfen Delhis, Bangkoks und Kathmandus abholen und durchs Land führen sollen, sondern das teuren westlichen Trekkingführern vorbehalten ist. Es gibt mittlerweile genügend Sherpa, die sich auf vielen Expeditionen bewährt haben, die mindestens ebenso kompetent wie westliche Reisebegleiter die Trekkinggruppen führen könnten. Die Gruppenmitglieder müßten nur für ein paar Wochen mit den Leitern in Englisch kommunizieren, oder die Trekkingführer müßten von den in- und ausländischen Agenturen die Chance erhalten, die entsprechenden Fremdsprachen zu erlernen. Oder ist folgende Meinung eines Trekkers doch repräsentativ: »Wenn einer so eine teure Trekkingreise bucht, will er einen ordentlichen deutschen Reiseleiter und nicht so einen vergammelten Sherpa?«

(f) Die Nepali sollten zur Reparation von Umweltschäden von jedem Touristen einen Geldbetrag abverlangen und wir sollten bereit sein, ihn zu bezahlen.

Fast das ganze Land gleicht einem Naturpark, wo man andernorts selbstverständlich angemessenen Eintritt bezahlen würde. Tourismus bringt meßbare Umweltschäden in Form von Abholzung, Bodenerosion und Müllverbreitung zusätzlich zur rechnerisch nicht feststellbaren »ideellen Umweltverschmutzung«. Tief gegriffen dürfte die Abholzung, verursacht durch den Tourismus, in stark besuchten Gebieten wie Jomosom/Annapurna, Langtang/Gosainkhund und Khumbu bei 6–10 % pro Jahr liegen⁴²⁾, bedingt durch die offensichtlich unverzichtbaren romantischen Lagerfeuer und durch die Tatsache, daß die meisten Gruppen mit Holz kochen. Der Aufbau eines alternativen Energie-Depot-Systems wird zwar vielfach gefordert, ist aber noch nirgends verwirklicht worden. Existierte so eines, dann könnten die Trekker veranlaßt werden, in Kathmandu gemäß Gruppengröße und geplanter Aufenthaltsdauer Coupons zu kaufen und sie gegen alternative Energie an den Depots einzulösen. Da auch alternative Energie nur gegen Devisen eingekauft werden kann, sollte die Trekkinggebühr allge-

mein, nicht nur beim Eintritt in den Khumbu-National-Park, erhoben werden und eine spürbare Anhebung über die dort zu entrichtenden RsNC 60,- = ca. DM 8,- erfahren.

(g) Aus Gründen der Importsubstitution und Arbeitsplatzbeschaffung sollte versucht werden, im Lande selbst zu produzieren, was Bevölkerung und Touristen nützt.

Vollständige Importsubstitution, so sehr sie dem Lande zu wünschen wäre, ist nicht möglich, da sie aus schon erwähnten Gründen an nicht zu überwindende Grenzen stößt: Die Ressourcen des Landes sind beschränkt, der industrielle Sektor ist erst sehr bescheiden entwickelt, nepalische Produkte sind nur bedingt mit den indischen und chinesischen konkurrenzfähig, und die politische Vorsicht empfiehlt Rücksicht auf die Handelsinteressen der beiden großen Nachbarn. Um so mehr sind nepalische Eigenanstrengung und -produktion unterstützenswert. Der Khukri-Rum ist dem Whisky vorzuziehen, das Star-Beer dem importierten, die nepalischen Zigaretten sollten Vorrang vor den ausländischen haben; der gemütliche nepalische Großvaterschirm ist sowieso praktischer als der elegante westliche Knirps; man kann in einheimischen Hotels und Lodges nächtigen, es muß nicht immer im eigenen Zelt oder in 5-Sterne-Hotels sein, die den Nepali nicht gehören; nicht alles muß in farben- und reklameträchtigen Seesäcken, vieles könnte auch in nepalischen Jute-Säcken durchs Land transportiert werden. Zu denken wäre auch an die Ankurbelung der Produktion von Fleischkonserven, von Zelten und Daunenausrüstung. Bei der Herstellung dieser Produkte würde man zusätzlich gerade den sozial niedrigsten Schichten, den Metzgern und Schneidern, konkrete Hilfe leisten.

Die Bruttodeviseneinnahmen aus dem Tourismus sind beträchtlich, doch ein großer Teil davon fließen schnell wieder ab, um französisches Tafelwasser, Schweizer Käse, chinesisches Geschirr, neuseeländische Steaks, amerikanische Whisky- und Zigarettenarten u. a. zu importieren.⁴³⁾ Ist es müßig, von Luxustouristen Verzicht auf ihre gewohnten Konsumgüter zu verlangen, dann sollte aber im Interesse des Landes solcher von Trek kern und Bergsteigern erwartet werden können, die doch nicht nach Nepal kommen, um dort wie zuhause zu leben.

(h) Vor- und Nachbereitung sollten integraler Bestandteil einer Nepal-Reise sein!

Können sich die Reiscagenturen nicht entschließen, in abschbarer Zeit Einheimischen die Reiseleitung zu überlassen, dann sollten die westlichen Reiseleiter wenigstens in regelmäßigen Kursen über die wichtigsten Fakten Nepals informiert werden. Es genügt m. E. nicht, Englisch zu können, ein guter Bergsteiger zu sein, sonst aber über den Nabelbereich Europa hinaus keine Kenntnisse zu besitzen (Geschichte, Kultur, Wirtschaft, Stämme Nepals). Andererseits könnten doch ausgebildete Reiseleiter ideale Vermittler sein, die ihren Touristen nicht nur die Schönheiten, sondern auch die Probleme des Landes nahebrächten, nicht dozierend, sondern situationsbedingt immer wieder einfließen lassend. Nicht alle Touristen lassen sich im Gastland ihre Vorurteile bestätigen; die Offenen haben ein Anrecht auf Informationszuwachs und Bewußtseinsbildung.

Und Nepal hat ein Anrecht auf korrekte Präsentation im Ausland. Deshalb bedarf die Auswertung von Nepalreisen in den verschiedenen Publikationsorganen großer Gewissenhaftigkeit der Autoren und Redakteure. Das Land hat es z. B. nicht verdient, wenn in einer renommierten Zeitschrift u. a. wie folgt berichtet wird: »Schon kommen aus den Büschen (!) die Trägerinnen und Träger, schnappen (!) sich jeweils zwei 15-Kilo-Säcke und wetzen (!) los.« Diese Sprache verrät, daß der Autor die Träger als zu Belustigungen Anlaß gebende Unmündige ansieht. Und es ist nicht mehr mit bergsteigerischer Rauheingigkeit entschuldigbar, wenn ein Bergsteiger seiner Leserschaft folgenden Funkkontakt kundtut: »Es ist Mingma bei ihm im Lager III und noch ein zweiter Sherpa, dessen Namen ich nicht kenne. Was ich aber sicher weiß – daß sie beide stinken.« Da können wir nur hoffen, daß N.N. wenigstens ein kleines Loch für die Frischluft findet!« Er meldet sich später über Funk selbst und sagt: »Okay, um 6 Uhr schalte ich mich wieder ein, bis dahin bin ich hoffentlich am Mief der Sherpa nicht erstickt. Ende.« Man muß nicht ins Heldenlied über die Sherpa einstimmen; feststeht aber, daß ohne den manchmal beispiellosen Einsatz dieser Leute so manche Expedition ihren schönen Erfolg nicht hätte verbuchen können. Viele Sherpa riskieren mangels anderer Einkommensmöglichkeiten auf und für Expeditionen zweimal im Jahr Kopf und Kragen. Sie hätten deshalb eine andere Erwähnung verdient. Auch Europäer produzieren in Hochlagern nicht gerade Düfte eines Kosmetiksalons. Ein anderer Bergsteiger bezeichnete die Nepali, mit denen er zu tun

hatte, in seinem Buch, als »Obersaufbold«, »Tagedieb«, »Witzfigur«, »Halunke«, »Großmaul« u. ä. Die gleiche Sorgfalt wie beim Schreiben ist auch beim Zusammenstellen von Filmen, Vortragsbildern und sie kommentierenden Texten gefordert. Publikum ohne Nepal-Erfahrung neigt zu gefährlichen Verallgemeinerungen, wenn in der Art wie zitiert über Nepal berichtet wird. Es setzt sich fest: Sherpa stinken, saufen und klauen; die anderen Nepali sind arbeitsscheue Nichtstuer. Fünige Wenige stehen für alle.

Der letzte, vielleicht wichtigste Grundsatz:

(i) In Sachen angepaßter Tourismus kommt es gar nicht so sehr darauf an, viele Aktivitäten zu entfesseln, sondern eher, viele Aktivitäten sein zu lassen.

Touristen sollten als Hörende, Schauende, Empfangende nach Nepal gehen, nicht als Gestalter und Besserwisser sich »erobernd ins fremde Land werfen«⁴⁴). Sie kämen damit der nepalischen Mentalität näher, würden vieles besser verstehen und auf diese Weise ihre ganze Anwesenheit unauffälliger und weniger schädlich in die nepalische Umgebung integrieren.

Angepaßter Tourismus als Aufgabe der Entwicklungszusammenarbeit kann sich also nicht nur auf die offiziellen staatlichen und privaten Träger der Entwicklungszusammenarbeit beschränken, sondern ist Auftrag für alle, die im Tourismusgeschäft arbeiten und als Touristen nach Nepal reisen. Niemand ist berechtigt, nur weil er Geld hat, die Nepali durch seinen unangepaßten Tourismus wirtschaftlich zu schädigen und in eine Situation zu führen, in der ihnen »jede Selbstverständlichkeit, jede Sitte, jede Geborgenheit und Unschuld verloren geht«, um nochmal Hermann Hesse zu zitieren. Die »Segnungen« des unangepaßten Tourismus sind mittlerweile allgemein bekannt: »Ausländisches Kapital und einheimische Oberschichten profitieren vom kurzfristigen Aufschwung der Tourismusindustrie, mit den Folgeproblemen muß das touristisch besetzte Land allein fertig werden. Die betroffene Gesellschaft gerät in Umbruch... die große Mehrzahl sieht Hoffnungen enttäuscht und fällt – nunmehr aus traditionellen Bindungen entlassen – um so tiefer.«⁴⁵) Es kann also niemand mehr sein touristisches Tun und Lassen als an sich gut einschätzen, da »Reisen bildet« und ein »Beitrag zur Völkerverständigung ist«, sondern jeder weiß, daß »durch die ungleiche Machtverteilung wir heimat-

flüchtigen Europäer in der moralischen Verantwortung für die Entwicklung der von uns heimgesuchten Gebiete stehen... »By fair means« gilt insbesondere im Umgang mit ahnungslosen, arglosen Gastgebern.«⁴⁶)

Anmerkungen

¹) Baumgartner F. u. a., Trekking-Tourismus in Nepal. Analysen, Schlußfolgerungen und Empfehlungen einer entwicklungsorientierten Tourismuspolitik, INDEL-Arbeitsberichte Nr. 2, Zürich 1978

²) vgl. Pieper J., Stadtkultur in einer archaischen Welt. Die 3 Städte im Nepal-Tal, in: Bauwelt, Heft 30, 6. 8. 1976. Der Autor zeigt, wie sich beschriebenes Bewußtsein auf die Anlage der Städte als Nachahmung der Ordnung des Kosmos sowie auf den Zyklus der Feste als ständige Abwehr gegen Unordnung und Chaos auswirkt. Vgl. allgemein hierzu: Frankfort II.u.II., Before Philosophy, Aylesbury and Slough 1961; Voegelin E., Order and History, Vol. I, Louisiana State University Press 1956; Eliade M., Kosmos und Geschichte, Hamburg 1966

³) vgl. hierzu Voegelin E., Die Neue Wissenschaft der Politik, München 1959; Schubert T. (Hsg.), Der Mensch als Schöpfer der Welt, München 1971; Baruzzi A., Aufklärung und Materialismus in Frankreich des 18. Jahrhunderts, München 1968

⁴) Condorcet, Esquisse d'un Tableau Historique des Progrès de l'Esprit Humain. Ouvrage posthume de Condorcet (n. p. 1795) und die Zusammenfassung und Kommentierung seiner diesbezüglichen Kernaussagen durch Voegelin E., From Enlightenment to Revolution, Durham North Carolina 1975, S. 131 f.

⁵) Lévi-Strauss C., Traurige Tropen, Frankfurt 1978, S. 35. »Daß unzivilisierte Völkerstämme unter Aufopferung ihrer ursprünglichen Kultur an die moderne Lebens- und Arbeitsweise herangeführt werden müßten, ist eine Meinung, die auch von europäischen Entwicklungspsychologen vertreten wird. Zur Begründung wird angeführt, daß nur so die sozialen Probleme der Eingeborenen befriedigend von diesen selbst gelöst werden könnten. Weiter wird darauf hingewiesen, daß ja alle menschlichen Dinge sich wandeln; auch die Europäer seien vor Jahrtausenden ganz andere Menschen gewesen als heute; keinen Zustand könne man also auf die Dauer festhalten; es käme eben nur auf die entsprechende Zeit an. Für die Indios würde das bedeuten, daß sie später entweder von in Gruppen mit gewandelter Kultur zusammenleben oder in der Vereinzelung ihre Identität verlieren und völlig aufgegeben würden.« Neufeldt G., Wirtschaftsexpansion und Indianerprobleme, in: Die Dritte Welt, Jg. 3, Nr. 1/2 (1974), S. 283

⁶) Frankfurt 1972, S. 27 f.

⁷) vgl. Donner W., Nepal. Raum, Mensch und Wirtschaft, Wiesbaden 1972

⁸) vgl. Malta S., Die Außenpolitik des Königreichs Nepal

und ihre innerstaatlichen Voraussetzungen, München 1973

⁹⁾ vgl. Pemble J., *The Invasion of Nepal*, Oxford 1971; Sanwal B., *Nepal and the East India Company*, Bombay 1965

¹⁰⁾ vgl. Högger R., *Die Schweiz in Nepal*, Bern 1975, S. 139 f.

¹¹⁾ vgl. Bista D., *People of Nepal*, Kathmandu³ 1976

¹²⁾ vgl. Warth H. und D., *Makalu. Expedition in die Stille*, St. Ottilien² 1980, S. 145 f.

¹³⁾ Högger, a.a.O., S. 140

¹⁴⁾ Nepal gehört unter den 168 souveränen Staaten zu den 20 ärmsten. Es liegt nach dem BSP an 157. Stelle, vgl. *Der Fischer-Weltatmanach* 1980, S. 250

¹⁵⁾ 1979: 27,8 Mio. US Dollar; vgl. Sinkhada S., *Tourism and the National Economy. A fresh look at the priorities*, in: *Rising Nepal* 9. 5. 1980; Singh K., *Mountain Monopoly*, in: *Far Eastern Economic Review* 21. 1. 1977

¹⁶⁾ His Majesty's Government, *The Fifth Plan*; nach Singh, a.a.O. sind über 2 Millionen Menschen direkt im Tourismussektor in Nepal beschäftigt.

¹⁷⁾ vgl. Baumgartner F., a.a.O., S. 43 ff., 159 ff.

¹⁸⁾ Daß man all diese Annahmen nicht so unbesehen hinnehmen und verallgemeinern kann, zeigt die Studie von Burger V., *The economic impact of tourism in Nepal*, Cornell University 1978; vgl. auch Baumgartner F., *Trekken in Nepal – mit Seitenblicken*, in: *NZZ* 1. 2. 1979

¹⁹⁾ Baumgartner F., a.a.O., S. 37

²⁰⁾ *Hotel Convention. The state of the industry*, in: *Rising Nepal* 9. 5. 1980

²¹⁾ Prahll H./Steinecke A., *Der Millionenurlaub*, Darmstadt, 1979, S. 46, 54

²²⁾ vgl. Shrestha A., *Carbetbaggers make hay out of Nepalese mountain tourist industry*, in: *Hongkong Standard* 13. 4. 1971; Cheney M., *Mountain tourism 1978. The End of a Road*, Manusk., Kathmandu 1979

²³⁾ Prahll/Steinecke, a.a.O., S. 245

²⁴⁾ Baumgartner F., a.a.O., S. 27; vgl. auch Shrestha K., *The impact of tourism on mountain environment*, in: *Swiss Association for Technical Assistance* (Hsg.), *Mountain Environment and Development*, Kathmandu 1976, S. 89; »1975 kamen 4000 Trekker ins Khumbu-gebiet, 1964 waren es nur 20. Die Zahl von Touristen

übersteigt manchmal diejenige der einheimischen Bevölkerung.«

²⁵⁾ Baumgartner, a.a.O., S. 180

²⁶⁾ Gut P., *Dolpo – eine interessante Reise*, in: *Swiss Association for Technical Assistance* (Hsg.), *Samachar* No. 3, Kathmandu April 1980, S. 11

²⁷⁾ vgl. Baumgartner, a.a.O., S. 256 f., 272 f.

²⁸⁾ Neufeldt G., a.a.O., S. 270

²⁹⁾ vgl. das eindringliche Kapitel »Traders of the Karnali Zone« S. 223–285, bes. S. 265 f. in Fürer-Haimendorf Chr., *Himalayan Traders*, London 1975

³⁰⁾ TAAN: *New Regulations »impractical«* in: RN 2. 6. 1980: Der Bau von einfachen Schutzhütten auf hohen Passübergängen wäre ein großer Sicherheitszuwachs für die oft im Freien nächtigenden Träger. Mehrere Todesfälle durch Erfrieren hätten vermieden werden können.

³¹⁾ *Waiting for Khasa*, in: *Weekly Mirror* 25. 4. 1980

³²⁾ Hoffmann H., *Tourismusentwicklungsplan für das Königreich Nepal. Teilgutachten*, München 1972, S. 32, 45

³³⁾ Dyrenfurth N., *Trekking – ein zweischneidiges Schwert?* in: *ALPINISMUS* 3/1978, S. 16

³⁴⁾ *Mitteilungen des Deutschen Alpenvereins*, Nr. 3, Juni 1979

³⁵⁾ Bugnicourt J., *Ein neuer Kolonialismus?* in: *Forum Vereinte Nationen*, August-September 1977

³⁶⁾ Hoffmann H., a.a.O., S. 34

³⁷⁾ *The Rising Nepal* 28. 5. 1980

³⁸⁾ *The Rising Nepal* 2. 6. 1980

³⁹⁾ Baumgartner F., a.a.O., S. 181

⁴⁰⁾ vgl. Cheney M., a.a.O., S. 3

⁴¹⁾ *Rules for Joint Expeditions 1978; Nepal Mountaineering Rules* 12. 11. 1979, § 17

⁴²⁾ vgl. Coppock R., *High Season. The Consequences and Potential of Tourism in the Region of Mt. Everest*, Berlin o.J., Manusk., S. 23; vgl. auch Baumgartner F., a.a.O., S. 116, 148

⁴³⁾ vgl. Baumgartner F., *Trekken in Nepal – mit Seitenblicken*, a.a.O.,

⁴⁴⁾ Cassou J., zit. nach Bugnicourt J., a.a.O.

⁴⁵⁾ Prahll/Steinecke, a.a.O., S. 86 f.

⁴⁶⁾ Gerosa K., *Heimatvertriebene – eine Heimssuchung? Kritische Betrachtungen zur Tourismusentwicklung*, in: *ALPINISMUS* 11/79, S. 5

Anschrift des Verfassers:

Dr. Hermann Warth,

c/o German Volunteer Service, P. O. B. 442,

Kathmandu, Nepal.

Wenn der Takt auf der Strecke bleibt

Trekkingtourismus einmal ganz anders gesehen

CHRISTIAN ADLER

Erlebnis- und Abenteuerreisen erfreuen sich immer größerer Beliebtheit. Die Touristikbranche kommt dieser Nachfrage mit einem stetig expandierenden Angebot entgegen. Nepal, einst ein verträumtes Königreich oder Ladakh, dessen Existenz vor noch zehn Jahren nur der Geographielehrer kannte, sind heute die großen Renner im Trekkinggeschäft.

Eine erstaunliche Entwicklung hat stattgefunden. Die Berge der Welt sind nähergerückt und können zu erschwinglichen Preisen besichtigt werden – von unten oder von oben, je nach Neigung. Der Service ist famos. Um die Fortbewegung, das Gepäck oder das Essen brauchen wir uns nicht zu kümmern. Bei Ankunft am Zielort warten beflissene Reiseführer, Agenten, Sherpas oder Helfershelfer und sorgen für einen reibungslosen Ablauf der Tour. Sie tun alles, damit die »kostbarsten Wochen des Jahres« für uns zu einem »unvergesslichen Erlebnis« werden, wie es auf Prospektdeutsch heißt.

Am liebsten reisen wir in Gebiete, die »noch unberührt« sind. Wir meiden Gegenden, in denen Unseresgleichen schon vorher war. Aber nicht, weil die Felsen der Achttausender bereits abgeschmiert und glatt sind wie die Anstiege im Kaiser, nicht, weil die Gipfel mit allerlei Zivilisationsabfällen verschandelt wären wie in Italien. Es sind ganz andere Abnutzungs- und Verunreinigungserscheinungen, die uns abstoßen. Bezeichnen wir sie modisch-wissenschaftlich mit dem Begriff sozio-kulturelle Umweltverschmutzung.

Aufgrund dieses merkwürdigen Phänomens hat sich ein Land wie Ladakh zum Beispiel innerhalb der letzten sieben Jahre mehr verändert als in den vergangenen sieben Jahrhunderten – nachdem es für den Tourismus zugänglich wurde. Es fand weder eine Revolution noch ein Krieg statt. Die Menschen wurden im Grunde nur ein paar Jahre älter. Kein Zweifel auch, die Klöster sind noch immer dieselben, vollgestopft mit Thankas und vielerlei kultischen Geräten. Darum geht es also hier nicht – oder doch?

Werfen wir einen Blick auf das Nachbarland Nepal, nach Peru oder Thailand. Länder, die schon

längere Zeit ganz friedlich ausgeplündert werden. »Von wem?«

»Doch nicht von uns! Wir haben damals nur ein, zwei erlesene Stücke als Souvenirs mitgenommen.«

Tja, schade auch, daß die Menschen in vielen Ecken der Erde nicht mehr so nett und ursprünglich sind wie ehemals. Wir müssen doch verstehen, wenn sie, die bitter Armen, ihre Hände aufhalten. Ärgerlich, daß uns selbst die Kinder von Kopfgängern und Kannibalen schon scharenweise nachrennen und vielsprachig rufen: »Give me Dollars, Rupiahs, Geld und Candys«. Lästig auch diese aufdringlichen Händler, bedenklich die sich mehrenden Diebstähle und Raubüberfälle – Gott sei Dank sind wir gepäckversichert.

»Die Leute sind einfach verdorben!«

»Wer?«

»Natürlich nicht wir!«

»Wer sonst?«

»Dumme Frage, die Einheimischen!«

»Ach so, aber durch wen?«

»Selbstverständlich nicht durch uns!«

»Wer verdirbt sie dann?«

»Also so etwas von Begriffsstutzigkeit – der Tourismus!!! Kapiert?«

Wir sind alle umweltbewußt, tragen unsere Bier- und Konservendosen brav ins Tal. Und wenn wir etwas hinterlassen, dann allenfalls unseren Mist. Wir tun damit nur Gutes, verteilen Kugelschreiber an Analphabeten, Taschenspiegel, Feuerzeuge, Luftballons. . . fast hätte ich den alten Anorak vergessen. Wir leisten sozusagen private Entwicklungshilfe. Die Leute sollten uns doch dankbar sein. . .

Wir reisen in die Länder der Armen wie Feudalherren des späten Mittelalters und sehen darin eine Selbstverständlichkeit – kraft unseres Scheckbuches.

Die wenigsten Einheimischen wissen, daß wir für unseren Urlaub hart arbeiten und sparen mußten. Sie sehen nur immer das eine Bild: Demnach sind wir reich, stinkreich, obwohl wir doch keinen Finger rühren. Touristen lassen ihr Gepäck über die steilsten Pässe tragen, weil Fürsten nun mal empfindlich sind, werden sogar Plastikhocker mitgeschleppt, damit sich die Hoheiten nicht auf kühle Steine setzen müssen. Natürlich werden wir unterwegs durch eine eigene Küche versorgt. Und die Ansprüche sind hoch. Davon weiß jeder Veranstalter ein Liedchen zu singen. Wir essen Nahrhafteres als jene, die um uns herumstehen und uns

begaffen. Wir tragen bessere Kleidung, während die Begleiter zerlumpt und barfuß laufen. Wir übernachten bequem im Hotel oder im Zelt, während die Lakaien nur in eine Decke gehüllt, zitternd vor Kälte am Boden kauern. Es stört uns nicht einmal, denn sie sind das Frieren ja gewöhnt, die Guten. Ein ganzer Troß steht uns zur Verfügung, um uns mit allen erdenklichen Annehmlichkeiten zu versorgen, die ein Land zu bieten hat.

»Na und?«

»Wir sind vom Schicksal bevorzugt und sollten uns selbst einmal in diesem Lichte sehen!«

»Ach so!«

Bei den Bergvölkern aller Länder ist es üblich, Lasten selbst zu tragen. Wir machen hier keine Ausnahme. Wer sich nicht fit genug fühlt oder keinen schweren Rucksack tragen kann, wird sich nicht gerade die Haute Route als Trekkingziel aussuchen. An diesem natürlichen Ausleseprinzip nimmt bei uns kein Mensch Anstoß, niemand fühlt sich in seiner Freiheit eingeschränkt. Wer käme schon auf die Idee, sich für eine Mont-Blanc-Überschreitung Träger anzuheuern. Selbst jene wenigen, die sich einen Bergführer leisten, genießen bei der Bevölkerung der Alpentäler ein zweifelhaftes Ansehen. Ihre bergsteigerische Leistung wird nicht anerkannt, denn es heißt: »Der hot si ja aufaziagn lassn«. Umgangssprachlich handelt es sich bei diesen Klienten zumeist um »Großkopferte« oder »Gspickte«, Vokabeln, mit denen wir nicht unbedingt Sympathie ausdrücken oder auf Gemeinsamkeiten hinweisen.

»Was hat denn das nun wieder mit dem Tourismus zu tun?«

»Na, ich meine ja nur, daß die Bergvölker in fremden Ländern ähnlich reagieren wie unsere Bayern, Tiroler und Schwyzer.«

»Du meinst, sie spotten, wenn sich g'standne Mannsbilder mitunter ihre Seesäcke von Frauen und Jüngendlichen schleppen lassen?«

»Genau, aber nicht nur das.«

»Nun hör mir mal gut zu: Ich habe für meine Reise eine Menge Geld bezahlt. Dafür erwarte ich mir zu Recht eine ordentliche Organisation. Und dazu zählen die Träger genauso, wie die zumutbare Unterkunft und ein brauchbares Essen – gemessen an den Maßstäben unserer Gesellschaft.«

»Du wirst mich wohl nie begreifen.«

»Und du gehst mir auf die Nerven. Lies doch mal im neuen Reiseveranstaltergesetz. Wir haben einen Anspruch darauf, Land und Leute kennenzulernen – genauso, wie es im Programm steht!«

Von einer Geisteshaltung, in der sich unsere Konsumgesellschaft widerspiegelt, haben nun leider die, die täglich Hirse fressen, keine richtige Vorstellung. Sie messen mit ihren Maßstäben und werden sich ihrer Armseligkeit erst bewußt, wenn sie uns bei unserer Art des Reisens beobachten. Wenn sie z. B. sehen, wie wir mit Leichtigkeit für alten oder neuen Plunder Beträge ausgeben, für die sie selbst Wochen oder Monate schufteten.

Unsere materielle Überlegenheit schafft eine tiefe Kluft zu den Einheimischen, die zu überwinden uns als Touristen kaum gelingen wird. Daß aber ein krasses soziales Gefälle zu Spannungen führt und einer Freundschaft zwischen den Völkern nicht zuträglich ist, wissen wir aus den Zeitungen.

»Das ist mir wurscht!«

»Hast Du nicht eben gesagt, Du möchtest auch die Menschen in der Fremde kennenlernen?«

Nepal sehen und sterben lautet offenbar die neue Devise. Selbst Herz-, Nieren- und Zuckerkrank machen von ihrem »Rechtsanspruch« Gebrauch, lassen sich an den Amazonas oder über 5000 Meter hohe Pässe schleppen. Manch einer, der es Reinhold Messner gleich tun wollte, konnte gerade noch vom Helikopter herausgeholt werden. Andere haben ihre Unvernunft mit dem Bleisarg bezahlt. Ja, hätte man das nur vorher gewußt. Aber welches Nordlicht weiß denn schon, was ein Alpinist unter »trittsicher« versteht. Zu Hause auf dem Sofa lesen sich die Angaben in den Programmen so harmlos. Fünftausend Höhenmeter, was ist das schon? Eine 5 mit drei Nullen – na und? Nur Bergsteiger, die schon einmal auf dem Mont-Blanc-Gipfel standen, denken über diese Angaben anders.

Selbst unter jenen, die schon einmal bewußtlos zusammengebrochen sind, gibt es Unverbesserliche, die sich im Vertrauen auf ein stärkeres Medikament wieder in die Teilnehmerlisten schmuggeln. Kaum ein Unternehmen verlangt einen hieb- und stichfesten Nachweis der physischen Leistungsfähigkeit.

Selbst für die Gesunden bedeutet eine Fernreise keineswegs Erholung. Von einem Bein auf das andere tretend, stehen sie in Schlangen an den Schaltern der Fluggesellschaften, vor Zollinspektoren, in Hotelhallen und warten. Warten auf die Gepäckabfertigung, die Paßkontrolle, die Zollkontrolle, den Securitycheck, den Abflug, die Landung, die Gepäckaushandlung, die Paßkontrolle, die Zollkontrolle, den Hoteltransfer, den Zimmerschlüssel, die Seife, das Essen. . . Auf das

»Sie messen mit ihren Maßstäben und werden sich ihrer Armseligkeit erst bewußt, wenn sie uns bei unserer Art des Reisens beobachten«.

»Unsere materielle Überlegenheit schafft eine tiefe Kluft zu den Einheimischen, die zu überwinden uns als Touristen kaum gelingen wird.«

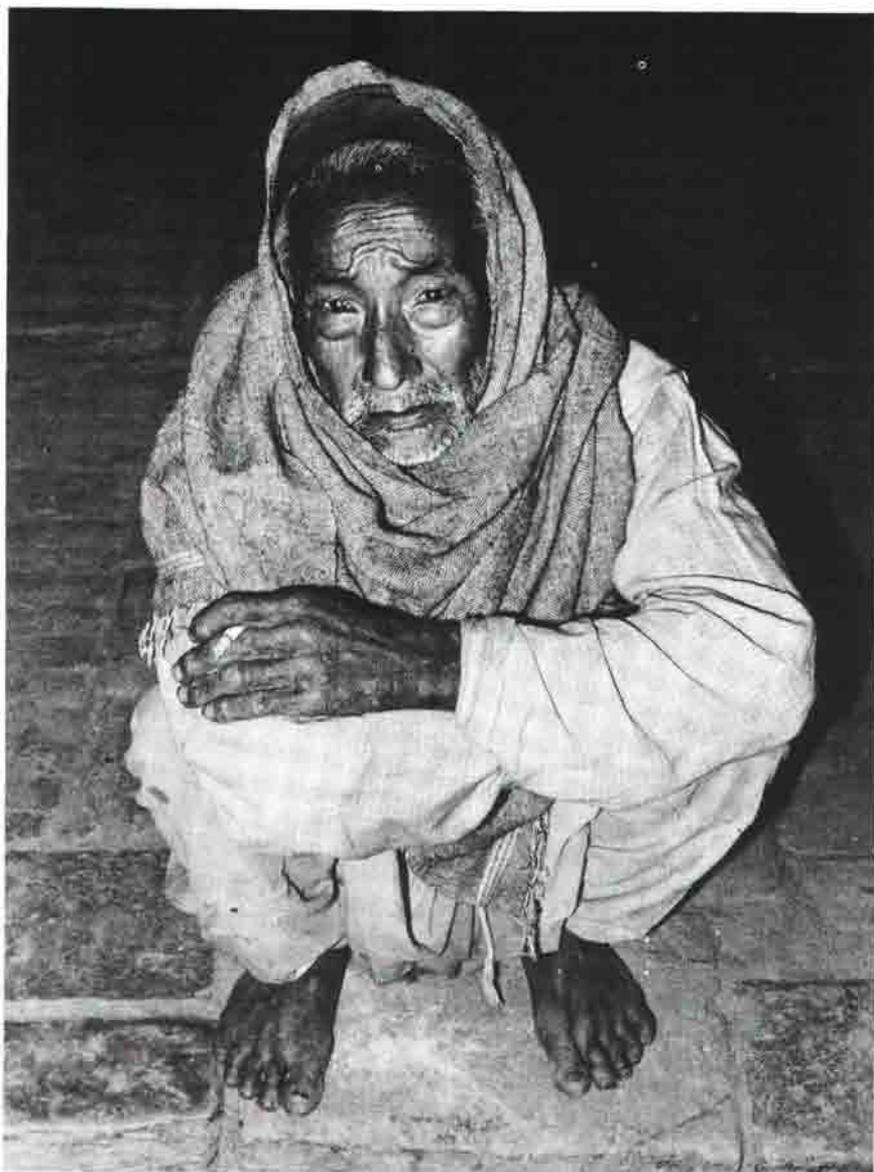


Foto:
J. Jacobucci

Steak folgt das Sightseeing. Man hetzt von einem Ort zum anderen, Museum hier, Tempel dort, Besuch bei Einheimischen, wer hat das Eintrittsgeld für das Kloster noch nicht bezahlt, gleich darauf Folklorevorführung, noch eine Ruine, dazwischen Lunchpause, zum Schluß noch zwei Mumien, dann wieder zum Flughafen, warten auf die Gepäckabfertigung, die Paßkontrolle, die Zollkontrolle, den Securitycheck. . .

Heute Bombay, morgen Bangkok, übermorgen

Bali. An den freien Nachmittagen müssen noch Karten geschrieben und mit den (vorsorglich zuhause getippten) Adressen versehen werden. Wo gibt's die Briefmarken, warum nicht im Hotel, wo sind die Souvenirs am günstigsten. . . ?

Man kommt nicht dazu, sich einmal hinzusetzen, um das Erlebte zu verdauen. Die vielen Eindrücke sind spätestens nach einer Woche nicht mehr zu verkraften. Aber die Mühle läuft unaufhaltsam weiter. Was geistig nicht mehr aufzunehmen ist, wird fotografiert.

In der verklärenden Erinnerung ist der Streß dann jedoch bald vergessen. Wer würde sich schon eingestehen, daß er auf Flughäfen, in Hotels und Bussen mehr Zeit verbrachte als vor Sehenswürdigkeiten. Wer würde schon zugeben, daß ihm zum Kontakteknüpfen mit Einheimischen einfach die Zeit fehlte. Darauf kommt's auch gar nicht an. Man hat den Taj Mahal gesehen und abgehakt – das zählt.

Und ein paar Wochen später laufen in den Heimkinos die Super-8-Filme, klicken die Dias und verhelfen zu ganz bemerkenswerten Aha-Erlebnissen: »Mensch Otto, hier waren wir auch? Das hätte ich beinahe vergessen.«

Der Preis, den wir für diese Art des Reisens zahlen, ist hoch. Denn der Tourismus ist kalt und unpersönlich. Er bringt uns um eine große Chance: um die Gelegenheit, über persönliches Kennenlernen Ressentiments und Vorurteile gegenüber fremden Kulturen abzubauen.

Die Distanzen sind geschrumpft. Eine Revolution im Iran zeigt nunmehr auch bei uns ihre Auswirkungen. Wir leben in einer ökonomisch verflochtenen Weltgemeinschaft, deren nationale Bestandteile voneinander abhängig geworden sind. Diese Entwicklung wird anhalten. Wir müssen beginnen, uns auch in unserem geistigen Verhalten daran anzupassen, lernen, uns allmählich als Weltbürger zu fühlen, damit wir für die Länder der Dritten Welt nicht nur Mitleid, sondern auch Verantwortungsbewußtsein empfinden können. Die Zukunft der Menschen in den Entwicklungsländern wird auch unsere Zukunft bestimmen. Wechselseitiges Verstehen und Toleranz sind entscheidende Voraussetzungen für ein Zusammenleben in der modernen Millionengesellschaft, Voraussetzungen zur Erhaltung des Weltfriedens. In großräumigen Jets werden immer mehr Touristen in zunehmend ausgefalleneren Weltgegenden gekarrt und zertrampeln »abseits eingetretener Touristenpfade« (Prospektjargon) rücksichtslos »die letzten Paradiese«. Doch kein Reisender fühlt sich selbst als Schadensstifter. Die eine Gegend verderben, sind stets die anderen, die »Massentouristen«. Wir bemerken nicht, daß wir, eine eigene Spur hinterlassend, nur uns selbst ausweichen. Und warum? Wir finden nichts dabei, wenn

wir uns in Ladakh oder anderswo in eine religiöse Feier mischen. Unsere Photographiererei erfüllt doch einen viel höheren Zweck als das läppische Trompetengeplärr und der ganze Schnick-Schnack, den diese Einheimischen bei solchen Anlässen aufführen! Das Bewußtsein um unsere kulturelle Überlegenheit und die daraus resultierende Selbstüberschätzung lassen uns die Zeremonie wie ein farbenprächtig inszeniertes Spektakel aus einer längst vergangenen Epoche erscheinen – nicht aber als einen Ausdruck tiefer Frömmigkeit, den es mit Zurückhaltung zu respektieren gilt.

Mit touristischen Augen gesehen ist die Welt nur noch ein einziges Panoptikum, eine ethnologische Schaubühne. Die Einheimischen sind Menschen dritter Klasse oder sagen wir besser, zoologische Objekte, im Pauschalpreis inbegriffen, die man aus dem Safariwagen abschießt wie Löwen, Affen und anderes Freiwild. Am besten nackt. Naturvölker müssen wieder lernen, sich zu entkleiden, obwohl ihnen doch erst vor kurzem von unseren weißen Glaubensbrüdern beigebracht wurde, daß das Nacktsein des Teufels ist. Und wehe der Kongogerstamm tritt nicht pünktlich an. Dann verklagt man den Veranstalter wegen »entgangener Urlaubsfreuden«. Die Pauschaltour läuft ab wie ein bombastischer dreidimensionaler Kulturfilm. Entsprechend oberflächlich sind die Eindrücke, die Erlebnisse, das ersehnte Abenteuer. Für die Einheimischen sind wir bestenfalls wandelnde Abziehbilder, Melkkühe und ein ständiger Stein des Anstoßes.

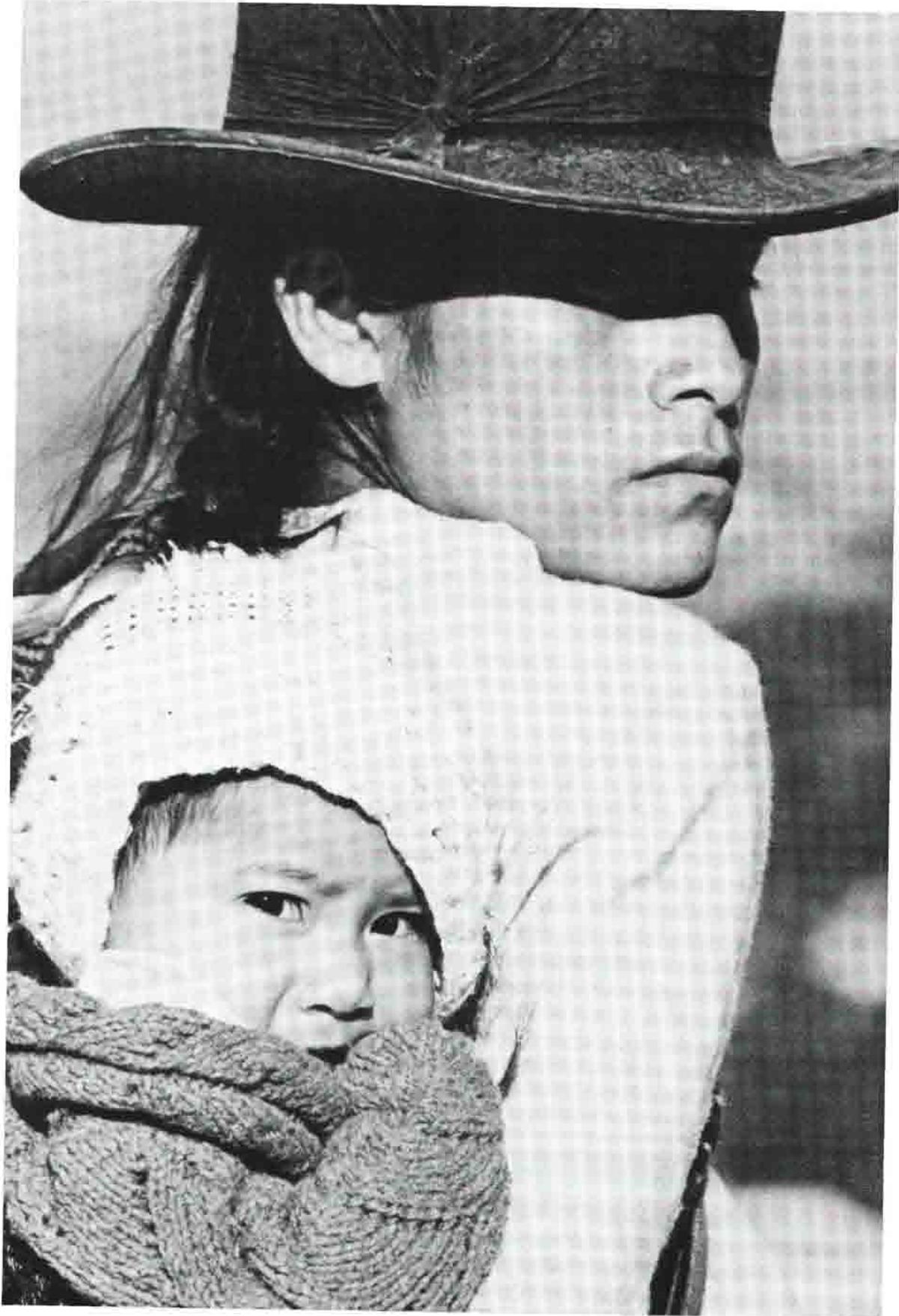
Überall klicken die Kameras, surren die Filmapparate. Man lichtet die Mutter ab, die gerade ihr Baby stillt, den ehrwürdigen Greis. Als gäbe es nichts Selbstverständlicheres, marschiert man durch Hof und Garten, dringt in die Hütten ein, drückt den unfreiwilligen Modellen ein paar Münzen in die Hand und entschwindet zufrieden mit sich, der photographischen Ausbeute und dem Programm im klimatisierten Bus.

Die Opfer eines solchen Überfalles bleiben in der staubigen Hitze zurück, vielleicht verstört, mit Sicherheit aber empört. Welcher Tourist will leugnen, daß er an Ähnlichem nicht schon mal teilgenommen hat?

Welcher Trekkingreisende macht sich Gedanken,

»Welcher Tourist ist sich bewußt, daß Fotografieren als ein aggressiver Akt gewertet werden kann?«.

Foto: J. Jacobucci



daß er sich häufig grob unhöflich oder beleidigend verhält? Daß er eklatant gegen allgemein gültige Normen verstößt, wenn er den Haus- und Siedlungsfrieden bricht, Persönlichkeitsrechte verletzt. . .

Welcher Tourist ist sich bewußt, daß das Photographieren als ein aggressiver Akt gewertet werden kann, daß Geschenke aus falschverstandenen Mitleid eine ursprünglich vorhandene zwischenmenschliche Beziehung schnell zu Habgier, Bedrohung und Raub verwandeln. Und wenn die Folgen sichtbar werden, beklagen wir uns über die negativen Auswirkungen des »Tourismus« – über uns selbst.

Was ist zu tun? Eine Aufklärung und Bewußtseinsbildung, vergleichbar zum Umweltschutz, könnte das Phänomen ganz erheblich verlangsamen. Reisende treten ja nicht böswillig, sondern ahnungslos in alle Fettnäpfchen.

Wer sich im Alltag mit EDV beschäftigt oder Bilanzen studiert, hat verständlicherweise keine Ahnung, wie er sich im Negerkral verhalten soll. Auch das Reisen will gelernt sein. Ein ausgezeichnetes Mittel ist die Situationsumkehr. So verschieden wie wir immer meinen, sind sie nämlich gar nicht, die Nepali, die Indianer, die Kannibalen und Steinzeitmenschen. Wer wollte es ihnen verdenken, daß sie Touristen bald satt haben? Warum sollten sie auch Verständnis für die Motive eines photographierenden Europäers zeigen: sie sehen ja nicht einmal das Ergebnis.

Um dies zu verdeutlichen, baten wir einen Eskimo und einen Papua nach Bayern. Vor ihren Bäumen baumelten Kameras, das charakteristische Merkmal der Touristen. Und sie verhielten sich entsprechend. Zwischen Abendbrot und Tagesschau klingelten sie an der Tür einer alten Dame, drängten die »Einheimische« zur Seite und begannen abzulichten, was ihnen an bayerischem Kulturgut auffiel. Sie hätten gerne den gesamten Hausrat mitgenommen, angelten die Gemälde von der Wand und erkundigten sich freundlich lächelnd: »How much is this?« Zu deutsch: »Was kostet das?« An den Souvenirs erkennt man den Weltreisenden. Bei anderer Gelegenheit lehnten die beiden »Wilden« angewidert die freundlich offerierten Semmelknödel ab. Wie viele Touristen empfanden auch sie die fremde Kost als »unzumutbar«. Vergrämt waren sie nur, weil man ihnen ein Kochbeutelgericht vorgesetzt und nicht die Herstellung der Nationalspeise gezeigt hatte. Die Bayern fanden sich weder dazu bereit, ihre Trach-

ten anzulegen, noch wollte man Familienleben vorspielen oder gar die Begräbnisriten vorführen. Größere Schwierigkeiten brachten die nächsten Programmpunkte. Beim Versuch, die Nackten am FKK-Strand abzulichten, bezogen sie handfeste Prügel. In einem kleinen Ort mischten sie sich in eine Fronleichnamsprozession. Es dauerte keine 30 Sekunden bis die Ordnungshüter zur Stelle waren, und das »öffentliche Ärgernis« vom Schauplatz der heiligen Feier entfernten. Schockierter noch reagierten die alpenländischen Ureinwohner, als Papua und Eskimo auf dem Altar Platz nahmen, damit sie den Priester auch bildfüllend in den Ausschnitt brachten.

Ein übler Scherz, eine Übertreibung?

Keineswegs, vielmehr touristische Alltagspraxis – weltweit. Darüber müssen wir uns klarwerden. Die Veranstalter nennen dies einen »hautnahen Kontakt zur Bevölkerung« und der Kunde glaubt wirklich, er würde »Land und Leute kennenlernen.«

Im vergangenen Jahr wagte ein mutiger Unternehmer den Versuch, »die von Touristen in die Länder der Unterentwickelten hineingetragenen Störungen offen anzusprechen.« Wir wissen«, so stand in der Einladung, »daß wir uns als Reiseveranstalter mit diesem Referat selbst schaden können.«

Als die beiden tragisch-komischen Wilden dann jedoch vor 1000 Kunden auf der Leinwand erschienen, hätte man über eineinhalb Stunden hinweg eine Nadel zu Boden fallen hören. Niemand konnte sich so richtig an den lustigen Bildern erfreuen. Man war betroffen. Touristen hatten sich ausnahmsweise einmal selbst als Schadensstifter wiedererkannt.

Sind sie es denn wirklich wert, diese Dias und Schmalpurfilme, die nach ein- oder zweimaliger Vorführung in einem Schrank verstauben, daß man ibretwegen auf die Chance eines zwar oberflächlichen, aber immerhin freundlichen und menschlichen Kontaktes verzichtet?

Denken Sie darüber nach, verehrter Leser. Und wenn Sie bei künftigen Urlaubsreisen nicht sicher sind, wie Sie sich verhalten sollen, erinnern Sie sich am besten des uralten Sprichwortes:

Was Du nicht willst, daß man Dir tu . .

Anschrift des Verfassers:

*Dr. Christian Adler, Am Römerstein 19,
D-8031 Argelsried b. München*

Verpflichtung im Alpenraum

JOSEF THALER

Wenngleich auch im AV-Jahrbuch von 1979 und in den DAV-Mitteilungen 2/80 mit einigen Beiträgen in die gleiche Kerbe gehauen wurde, so sitzt sie im heutigen Meinungsbildungsprozeß noch nicht tief genug, als daß sich nicht ein weiterer Hieb lohnte. Das seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts für den Alpenverein stets dringliche Thema »Planungsraum Alpen« gewinnt gerade in jüngster Zeit dramatische Sprengkraft.

Was waren denn diese Alpen, in die vor über hundert Jahren das AV-Pflänzchen gesetzt wurde? Diese mitteleuropäische Hochgebirgskette, diese Barriere zwischen Thule und Carthago, war von alters her durch Saumpfade und Paßstraßen erschlossen. Weil ein Bedürfnis zur Durchquerung bestand, spätestens seit die Römer Noricum besetzt hatten. Ähnlich wie im Himalaya und in Nepal heute, waren jahrhundertlang Entwicklungen größeren Rahmens nur entlang der wenigen Straßen verlaufen, die eigentliche Gebirgsregion war zwar besiedelt, aber nicht »entdeckt«.

Der Alpenverein (historisch vereinfachend sei nur von einem gesprochen) begann, getragen von einer Mischung aus Romantik und Materialismus, aufbauend auf die Ideen eines Franz Senn, mit seinen beiden Vereinsabsichten, der Mehrung der

wissenschaftlichen Erkenntnis über die Alpen und der touristischen Öffnung, eine Entwicklung mit einzuleiten, die tiefgreifende Veränderungen im Landschaftsbild, wie auch in der Sozialstruktur hervorrufen sollte. Die ursprüngliche Absicht, den Flachländern die Faszination dieser Bergwelt zu erschließen, dadurch der Bevölkerung Arbeit durch ein Bergführerwesen und Verdienst durch Beherbergung zu beschern, und für diese Ziele zu werben, war gut. Damit übernahm aber der Alpenverein auch eine Verantwortung für das weitere Schicksal dieses Gebiets.

Die Entwicklung verlief vorerst gemäßigt, manchmal mit Rückschlägen. Insgesamt gesehen aber ging die Rechnung des Franz Senn, die »Sommerfrischler«, die Urlauber, in das Alpengebiet zu bringen und sie dort zu führen und zu beherbergen, auf, auch wenn er selbst keinen Erfolg mehr daraus buchen konnte (der später aufkommende Rucksacktourismus, der durch Selbstversorgung und Übernachtung auf AV-eigenen Hütten die Einheimischen weniger verdienen ließ, führte von der eigentlichen Absicht freilich wieder etwas weg). Die Entwicklung des Fremdenverkehrs nach dem großen Krieg aber gleicht einer Epidemie, deren Gefahren nicht rechtzeitig wahrgenommen wurden. Die Menschen, deren Wertbegriffe Krieg und Kriegsfolgen neugeprägt haben, entdecken ein Naturschauspiel, eine heile Welt, eine Erholungslandschaft, die sie benötigen, weil sie gleichzeitig systematisch ihre eigene Umwelt verderben. Und sie entdecken noch eins: den



Parkplatz am Schleigeispeicher (Zillertal).

Foto:
W. Bahnmüller

neuen Mammon. Innerhalb kurzer Zeiträume verdoppelt sich die ständige Einwohnerzahl auf über 7,4 Millionen, so daß die Besiedlungsdichte, legt man die überhaupt besiedelbare Fläche zugrunde, mit 370 Menschen pro Quadratkilometer sich höher ergibt, als im dichtest besiedelten Land Europas, den Niederlanden. In Zeiten der Hauptsaison hat man mit 2000 Ew./km² absolute Stadtverhältnisse.

Auch die neue Industrie, die Erholungsindustrie, die ihr Kapital sicher nicht von den Bergbauern gezeichnet bekam, sondern diese eher zu Liftkartenzwickeln degradierte, entdeckte die Alpen. Die Anzahl der Fremdenbetten – international werden zwei pro Einwohner noch als zuträglich gehalten – vrachtfachte sich absolut gesehen. Durch die heutige Einwohnerzahl geteilt erhält man 4 Betten/Einwohner. Die Menge der Bergbahnen und Skilifte verzehnfachte sich im gleichen Zeitraum. Die Erwerbsstruktur der Bevölkerung wurde, wenn nicht absichtlich, so doch wesentlich verändert; und zwar in Richtung auf eine bedenkliche Abhängigkeit dieser Bevölkerung vom Fremdenverkehr, mit dem Erfolg, daß heute jeder Zweite vom Tourismus leben muß. Heute schon geben die Auswirkungen des enormen Flächenverbrauchs für Wohnungen, Zweitwohnungen und Erholungseinrichtungen und die damit verbundene Zerstörung des ökologischen Gefüges der Landschaft Anlaß zu größter Besorgnis. Dennoch wird unvermindert nach wie vor die Werbetrommel für weitere Erschließungen geführt. Luis Trenker, einer derjenigen, die wie Franz Senn die Schönheit der Berge hinaustragen wollten, bekannte am 8. März 1980 in Oberammergau: »Hätt' ich doch lieber die Bapp'n g'holtn.« Der Alpenverein, dessen eigene Entwicklung wesentlich von der Blüte des Tourismus mitgetragen wurde, verankerte zwar schon 1928 den Naturschutz als Satzungsaufgabe, erkannte aber, wohl aus den damaligen Denkweisen heraus, lange nicht seine übergeordnete Bedeutung für den Alpenraum.

Wie stellt sich die Zukunft der Alpen bei anhaltendem Trend dar? Die Gefahr, daß alle Touristen bei devastierten Alpen ausbleiben, halte ich für gering, denn die Alpen werden in zwanzig Jahren immer noch besser aussehen, als ein völlig ruinier-

tes Industriegebiet. Eine Gefahr, die beispielsweise heute den Nepalesen droht, nämlich daß ihnen von außen gesagt wird, was sie zu tun hätten, und was für sie gut sei, ist für den Alpenraum insofern längst hinfällig, als doch viele Äpler das Gedankengut des Gewinns, der Produktivität und der Profitmaximierung längst zu ihrem eigenen gemacht haben. Wozu also dann die häufigen pessimistischen Meldungen über die Zerstörung dieses Raumes? Will der Alpenverein und Gleichgesinnte sich egoistischerweise nur eine eigene Spielwiese mit urigen Bergsteigergestalten, ein Disney-Land erhalten? Nun, einmal nimmt sich die ökologische Bewegung verstärkt der Gebiete an, die **noch** in ihrer natürlichen Funktion erhalten werden können, und hierzu zählt der Alpenraum. Andererseits aber kann auch dieser Raum in seiner Funktionalität nicht mehr isoliert von umliegenden Landstrichen betrachtet werden. Er zeigt sich vielmehr vernetzt mit übergeordneten Systemen. Als Beispiel kann die Bedeutung der Alpen für den Wasserhaushalt des Umlandes genannt werden. In diesem Sinne muß auch die Selbstbestimmung gewertet werden.

Anfang der siebziger Jahre sensibilisierte der aufkeimende Umweltschutzgedanke das Bewußtsein für die Bedrohung. Und die noch heute als richtungsweisend betrachtete Verordnung »Erholungslandschaft Alpen« (Alpenplan) formulierte 1972 im § 1:

Die Landesplanung hat im bayerischen Alpengebiet insbesondere die Aufgabe

a) ausgewogene Lebens- und Arbeitsbedingungen seiner Bewohner zu gewährleisten,

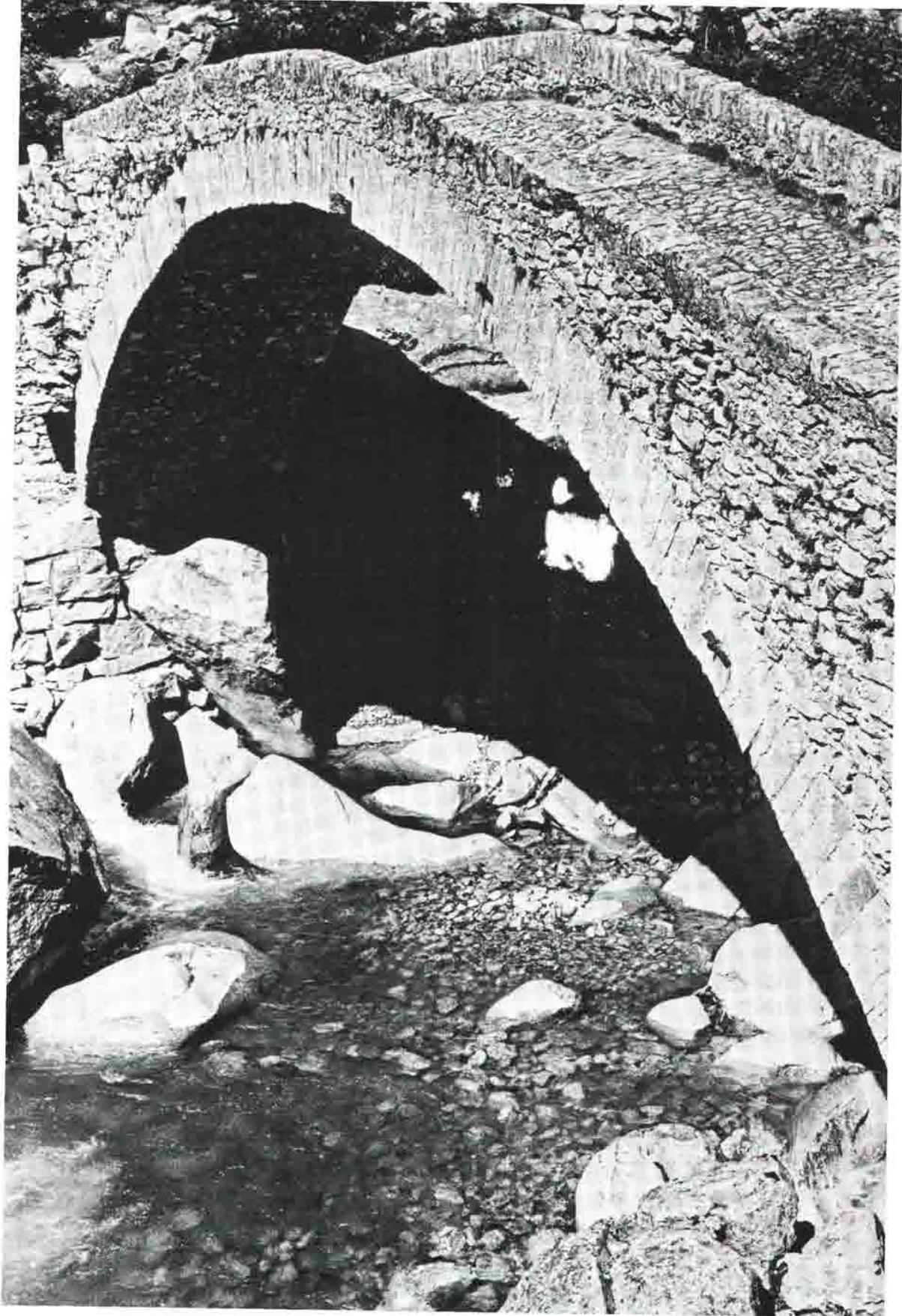
b) die Naturschönheiten und die Eigenart als Erholungs- und Fremdenverkehrsgebiet sowie die Leistungsfähigkeit des Naturhaushalts zu erhalten und

c) der erholungsuchenden Bevölkerung den Zugang zu diesen Gebieten zu sichern.

Konnte sich damals niemand vorstellen, daß sich diese Ziele widersprechen? Zwar fordert die Widersprüchlichkeit von Zielen erst eine Raumordnung, doch ist leicht auch abzusehen, wer wie gut seine Ziele formulieren und bewerten kann. Die Natur ist stumm.

Im Zuge des neuen Umweltrends änderte der »Verein zum Schutz der Alpenpflanzen und -tie-

*Seite 215: Alte Brücke in den
Urner Alpen. Die Alpen sind »von alters her durch
Saumpfade und Pfäßstraßen erschlossen«.
Ein »großartiges Verkehrsgebiet« sind sie aber nicht.
Foto: R. Karl*



re« 1976 seinen Namen in »Verein zum Schutz der Bergwelt«. Der Deutsche Alpenverein verabschiedete 1977 in Rosenheim ein vielbeachtetes und mit erheblichen Mitteln erarbeitetes Grundsatzprogramm zum Schutz der Bergwelt, dem kurz darauf auch in Österreich ein entsprechendes folgte. Damit bekannte sich der Alpenverein zu seiner Verpflichtung, für die Alpen zu sprechen und zu handeln. Das Grundsatzprogramm muß durch konsequente Ausführung mit Leben erfüllt werden. Die beste Möglichkeit dazu sehe ich in einer der technisch-bergsteigerischen parallel laufenden Ausbildung der Mitglieder auch in Umweltfragen. Nur so werden diese Mitglieder in der Lage sein, das ihre auch zum Erhalt der Bergwelt, die sie zu erleben wünschen, beizutragen.

Wie kann der Alpenverein diese Verpflichtung wahrnehmen? Nur durch übereinstimmendes Zusammenwirken mit allen seinen Mitgliedern, denen, wie oben angedeutet, das erforderliche Wissen angeboten werden muß. Ich habe erstmals auf dem Hüttensymposium 1978 in Salzburg angedeutet, daß von vielen jüngeren Mitgliedern der Alpenverein als Dienstleistungsbetrieb, als ADAC der Berge angesehen wird. Aber wir müssen eine Interessengemeinschaft für die Alpen bilden. Nur dann kann sich die nötige Breitenwirkung einstellen. Den Alpenraum als Ökosystem zu begreifen, die Zusammenhänge durchsichtig zu machen und – um es noch einmal zu sagen – die Mitglieder in diesem Sinne auszubilden, muß vorderstes Ziel sein. Erst dann kann auf breiter Front Aufklärungsarbeit bei der alpinen Bevölkerung beginnen, damit diese einsieht, daß ihr selbst ein Gletscher-Skizirkus soviel nicht nützt. Dieses Vorgehen sollte nicht als Bevormundung mißverstanden werden, sondern als Anstoß, die Motive und Absichten der örtlichen Mandatsträger und Unternehmer zu hinterfragen und den Gemeinnutzen dieser Absichten zu prüfen.

Der Bevölkerung muß aber auch die Alternative gezeigt werden. Hier wird ein hoffnungsvoller Ansatz gemacht mit der Empfehlung an die weit über eine halbe Million Mitglieder des Alpenvereins, doch in der Ferienregion Hohe Tauern Süd ihren Urlaub zu verbringen und damit in schönster Umgebung einen aktiven Beitrag zur Erhaltung dieser Landschaft zu leisten (DAV-Mitteilungen 2/80). Dies kann die eingesessene Bevölkerung, und sie soll letztlich auch die ausschlaggebende sein, überzeugen, daß nicht alle »Segnungen« des Industriezeitalters Glück bedeuten, sondern daß auch

ohne sie ein wohl (an)ständiges Leben ohne Charakterverlust durch Alpen-Pop und Kulturausverkauf möglich ist. Hier muß fortgefahren werden mit einem Einsatz für ähnliche Gebiete.

Schließlich muß der Alpenverein mit dem ganzen Gewicht dieser halben Million Partei für die Alpen ergreifen. Die ganze Macht der Interessenvertretung von so vielen Bürgern (gleich ob alle davon der jeweiligen Nationalität angehören, denn es handelt sich um die Alpen als Ganzes) wird von den Entscheidungsträgern nicht einfach abgetan werden können. Gerade bei Großprojekten von Straßen und Kraftwerken kann dies Erfolg bringen.

Wie richtig der vorgeschlagene Weg ist, zeigen bereits vermehrt Proteste der einheimischen Bevölkerung gegen geplante »Erschließungsmaßnahmen«. Beispielsweise wehrt sich eine Gruppe von Bürgern von Brand vehement gegen die Erschließung des Gletschergebiets Schesaplana. Aufklärung und Einsicht in Situationen und künftige Probleme machen diese Menschen gegen Fortschrittsfanatismus mobil.

Aber auch hochkarätige Politiker kommen inzwischen vermehrt zur Einsicht, und man muß lobend erwähnen, daß sie dies sogar zugeben. Der Südtiroler Landeshauptmann Silvius Magnago erläuterte am 6. April 1980 im Bayerischen Fernsehen seine nunmehr ablehnende Haltung zu Projekten wie der Autobahn Ulm–Mailand oder München–Venedig. Eindeutig erkennt er, wie Südtirol und auch Tirol nur zum Durchgangsland degradiert werden und obendrein auch noch Schaden nehmen soll.

Dies ist die Stelle, um wieder auf den ersten »Ideologen« des Alpenvereins, Franz Senn, zurückzukommen. Seine Vorstellungen von den Zielen und Aufgaben des Vereins für die Mitglieder und die Bevölkerung müssen gepaart werden mit neuesten Erkenntnissen aus positiven und negativen Entwicklungen. Die Alpen sind ein Planungsraum! Sie stellen ein multifunktionales Gebilde im Spannungsfeld von Mitteleuropa dar und sollen vielfältigsten Aufgaben gerecht werden. Betrachtet man kurz die Aufgaben dieses Raumes, Rückzugsgebiet, Naturraum, Arbeits-, Ernährungsraum und Erholungsgebiet, dann wird bald die gedankliche Voraussetzung zur Bewältigung der Analyse deutlich: Die Alpen stellen volkswirtschaftlich gesehen eine einzigartige Verknüpfung des Faktors Boden mit dem Faktor Ka-



Die Braunschweiger Hütte; darüber die Wildspitze.

Foto: H. Köchler

Raumordnungspraktiken in den Alpen: Der ÖAV hat der Tiroler Landesregierung vorgeschlagen, ein Ruhegebiet Wildspitze – Weißkugel auszuweisen. Im März 1980 stimmte Landeshauptmann Wallnöfer zu, dazu das erforderliche Begutachtungsverfahren einzuleiten. Auf massiven Druck der Interessenten, die vom Pitztal aus den Mittelbergferner an der Wildspitze für den Sommerskilauf erschließen wollen, änderte Wallnöfer im Mai 1980 seine Meinung und stimmte nur mehr einem Begutachtungsverfahren unter Ausschluß der von Pitztaler Seite in Anspruch genommenen Erschließungszonen zu. Der Skizirkus unter der Wildspitze soll also Wirklichkeit werden. Der Plan des DAV, die Braunschweiger Hütte als alpines Ausbildungszentrum auszubauen, ist damit in Frage gestellt.

pital dar, und der wiederum ist nichts anderes als diese einzigartige Landschaft. Wir haben es also nur im geringsten Ausmaß mit Kapital im herkömmlichen Sinne, also Geld oder Produktionsmittel zu tun. Das wesentliche Produktionsmittel ist vielmehr die, wie der Boden, nicht vermehrbare Landschaft. Sie kann nur abnehmen! Jede Nutzung und jedes Wirtschaftssystem in diesem Raum hat, wenn es naturgerecht ist, damit zwangsweise nur eine Variable, und das ist die Arbeit, die sich durch Technik nicht wesentlich ersetzen läßt, vorausgesetzt man will den Raum erhalten. Zerstört man das Kapital Landschaft, so wandelt man, mit allen Folgen für das Umland, die Alpen in einen ganz gewöhnlichen Landstrich um, der obendrein noch Strukturprobleme hat. Jede Nutzung durch konventionelle Techniken, beispielsweise durch Kraftwerksbau, wie in den Süd-Tauern, ist ein Schritt zur inneren Zerrüttung des Landschaftshaushalts, des Landschaftskapitals, des Ökosystems Alpen. Der durch Großbauten erzielte Energiegewinn wird wettgemacht durch erhöhte Aufwendungen für den Naturhaushalt und die Erhaltung der Attraktivität des Raumes.

Erholung für gestreßte Menschen zu bieten und Einkommen für die einheimische, besser: die alteingesessene Bevölkerung zu bringen, sind zwei der wesentlichen Aufgaben, die sich im Alpenraum heute stellen. Diese Aufgaben können aber nur gelöst werden, wenn darauf geachtet wird, die Alpen in ihrer Schönheit und damit in ihrem ökologischen Gefüge zu erhalten. Die Nutzung muß gleichsam wie der Genuß eines Gemäldes geschehen, welches durch die Betrachtung nicht zerstört wird. Der Begriff der Profitmaximierung für einzelne, insbesondere dann, wenn (normales) Kapital von außen kommt, um das Kapital Landschaft zu nutzen oder auch auszubeuten, darf im Alpenraum nichts zu suchen haben. Die einheimische Bevölkerung kennt in der Regel sehr genau die Belastbarkeit des Heimatraumes. Doch oft wollen einige von ihnen, und vielfach sind es einflußreiche, ihren persönlichen Besitzstand bereichern. Die Tatsache, daß der Alpenraum nur dann seine Aufgaben als Trinkwasserreservoir, als Rückzugsgebiet für bedrohte Tiere und Pflanzen, als Klimabarriere, als Luftreiniger usw. erfüllen kann, wenn sein natürliches ökologisches Gefüge bewahrt wird, gilt als unbestritten. Keinesfalls, und das ist aus seiner Gliederung völlig klar, ist der Alpenraum ein großartiges Verkehrsgebiet, eher

schon ein Hindernis für den Verkehr. Jeder Versuch, Verkehr in ihn hineinzutragen, schädigt ihn. Bei den notwendigen Verbindungen quer zu den Talrichtungen und in wertvollen Tälern ist dies zu beachten. Zur Lösung des Verkehrsproblems ist eine bereits diskutierte, schienengebundene Flachbahn quer zur Alpenrichtung denkbar, die den gesamten Last- und Transitverkehr aufnehmen könnte, ohne die Region zu belasten.

Ihre Auslastung wäre durch Bahnhöfe in den Haupttälern noch zu verbessern. Auch zeigt sie einen nicht unerheblichen Energieeinsparungseffekt. Weiter ist denkbar, den Fremdenverkehr derart zu steuern, daß der Tagesgast schon in den Randzonen abgefangen und beschäftigt, ihm aber der weitere Weg in ruhige, schutzwürdige Gebiete »erschwert« wird, die dann für den Urlauber, für den PKW-Verkehr sehr störend ist, reserviert bleiben.

Franz Senn hat im Fremdenverkehr eine gute Einnahmequelle für die einheimische Bevölkerung gesehen. Die Entwicklung darf jedoch nicht zu einer Abhängigkeit vom Fremdenverkehr führen, die in Krisenzeiten – der energieabhängige Fremdenverkehr deutet solche bereits an – zum wirtschaftlichen Zusammenbruch führt. Der Fremdenverkehr sollte also nur Teil eines kleinräumig strukturierten, klein- und mittelständischen Gewerbes sein, welches aufgrund der Güte seiner Leistungen nicht wesentlich verkehrabhängig ist. Wichtig ist hierzu nicht Zufuhr von Großkapital, denn dies verträgt der Naturhaushalt nicht, sondern dosierte Hilfen zur Selbsthilfe. Die Schäden, die durch blinden Einsatz von Kapital in Entwicklungsländern entstanden, sollten bei dem komplizierten System vor unserer Haustüre vermieden werden.

Die wesentlichen Erkenntnisse sind bereits geschöpft worden. Wie der Bergwald zu retten und dem Bergbauern zu helfen ist, scheint bekannt. Es muß etwas getan werden! Der Alpenverein hat mit seinem Grundsatzprogramm und dem anlaufenden Gletscherkataster den richtigen Weg eingeschlagen, aus der Bestandsaufnahme, der Absichtserklärung, zu konstruktivem Planen und daraus zu vorbildlichem und aktivem Handeln zu finden. Dieser Weg sollte für alle akzeptabel sein. Dazu ist nicht Umdenken sondern nur Denken nötig!

*Anschrift des Verfassers: Josef Thaler,
Breitensteinstr. 2, D-8200 Rosenheim.*

Schützt die Berge, aber vor wem?

RUDI BERGER

Die 70er Jahre waren, unter anderem, das Jahrzehnt der »alternativen« Bewegungen. Wenn man auch heute noch nicht absehen kann, ob von all dem, was sich da bewegt hat, irgend etwas Bestand haben wird, Skepsis scheint angebracht, denn dieser Begriff ist eben auch eine Mode geworden. Immerhin haben wir schon in den 60er Jahren mit den studentischen Protestbewegungen, mit der Hippiekultur, den Rassenunruhen in den USA und dem damals einsetzenden Umweltbewußtsein eine Bewegung erlebt, die das »Establishment« in die berechtigte Sorge versetzte, es könnte sich tatsächlich etwas ändern.

»Frustration« und »Establishment« waren die Schlagworte jener Zeit, und daß man ihnen heute nur noch in dem Maß begegnet, wie es mit gewöhnlichen Fremdwörtern eben üblich ist, liegt wohl auch daran, daß die Frustrierten von damals heute im Establishment sitzen. Von all der Umbruchstimmung jener Zeit ist nichts mehr übriggeblieben. Selbst die Hoffnungen, die uns Werbetexter und Politiker, deren Kommunikationsverhalten sich auf so erschreckende Weise gleicht, damals mit der Zahl 2000 gemacht haben, sind dahin – heute stürzt sich alles mit Elan in die »80er Jahre«.

Ein Indiz dafür, daß wohl niemand mehr an die Möglichkeit einer wirklichen Alternative glaubt, sich ohne diese aber das Jahr 2000 gar nicht erst vorstellen mag.

Etwas hat sich in diesem letzten Jahrzehnt doch entwickelt, aus den Bürgerinitiativen ist mit den »Grünen« ein politisch relevanter Faktor entstanden, wenigstens insoweit als sich die etablierten Parteien auch auf die grünen Inhalte ihrer eigenen Programme besinnen mußten.

Es spricht aber wenig dafür, daß von hier aus jenes Umdenken in Gang kommt, welches heute in allen Teilen unseres politischen Spektrums immer wieder beschworen wird, ohne daß sich daraus schon irgendwo der Ansatz einer Konsequenz ergeben hätte.

Am augenfälligsten sind die Bürgerinitiativen im Zusammenhang mit der Kernenergie tätig geworden. Der bestimmende Faktor dieses Widerstands war aber jeweils der Standort, die unmittelbare Bedrohung durch eine ob zu Recht oder Unrecht

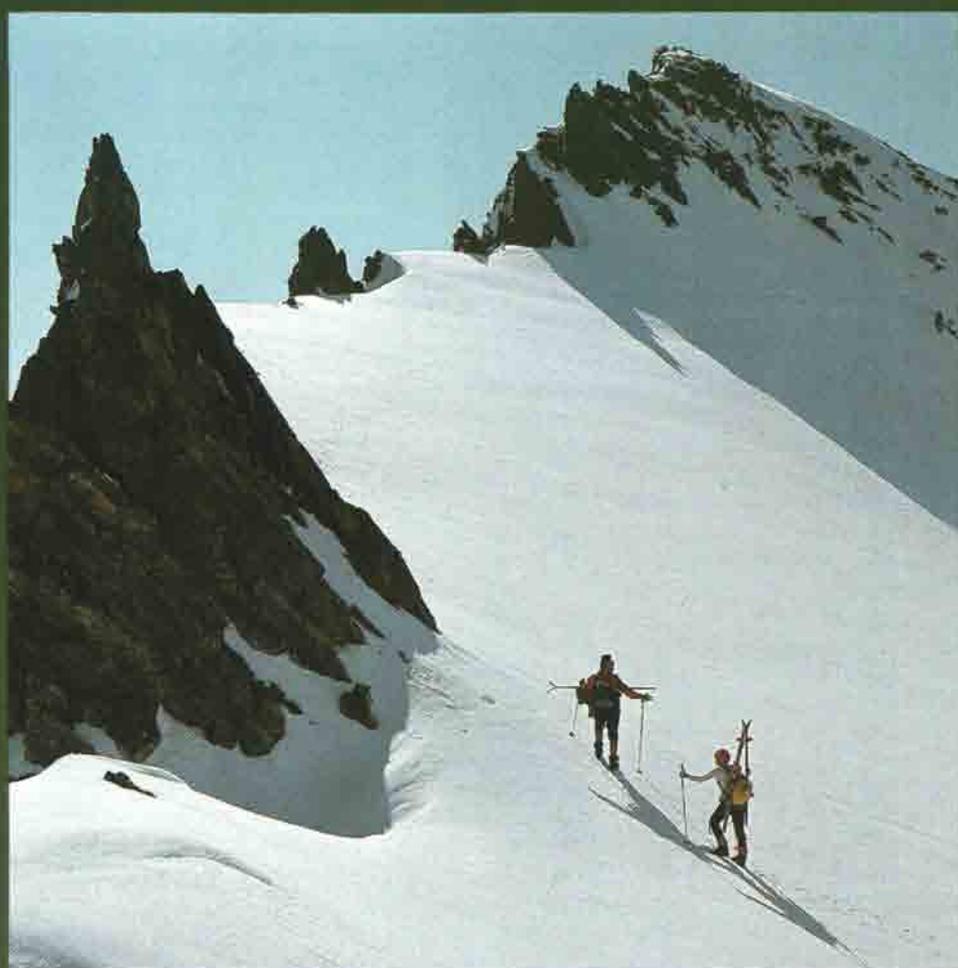
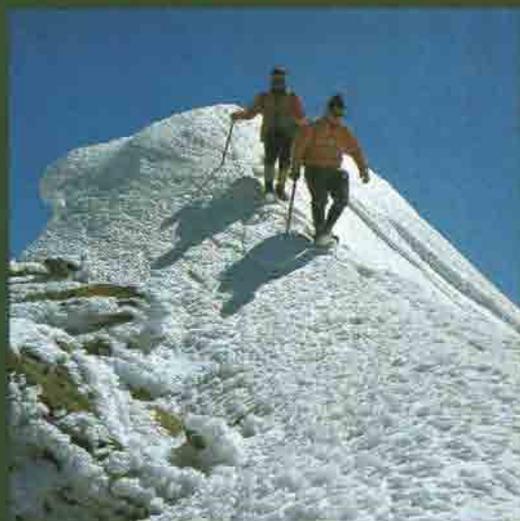
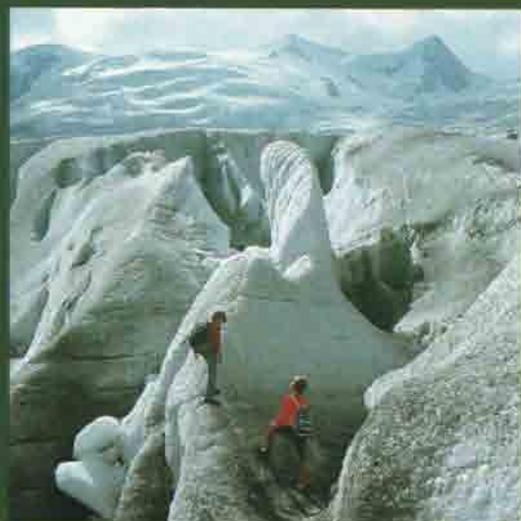
für gefährlich gehaltene Technik und die Zerstörung nachbarlicher Landschaft.

Diese unmittelbaren Gefahren, Kostenrechnungen, Möglichkeiten oder Unmöglichkeiten alternativer Energiequellen in absehbarer Zeit bestimmen die Energiediskussion unserer Tage. Die mittelbaren Gefahren, welche eine nicht durch Energieprobleme gebremste Entwicklung für die Lebensbedingungen auf dieser Welt mit sich bringt, bleiben dabei im Hintergrund. Das wird wohl auch so weitergehen, weil die ökologischen Zumutungen, die da bekämpft werden, durch ökonomische Errungenschaften bedingt sind, die uns bereits zur Selbstverständlichkeit geworden sind. So weichen wir den Belästigungen, die auch der gestiegene Flugverkehr in unseren Ballungszentren bringt, dadurch aus, daß wir für drei Wochen einen Abenteuerurlaub in Alaska buchen.

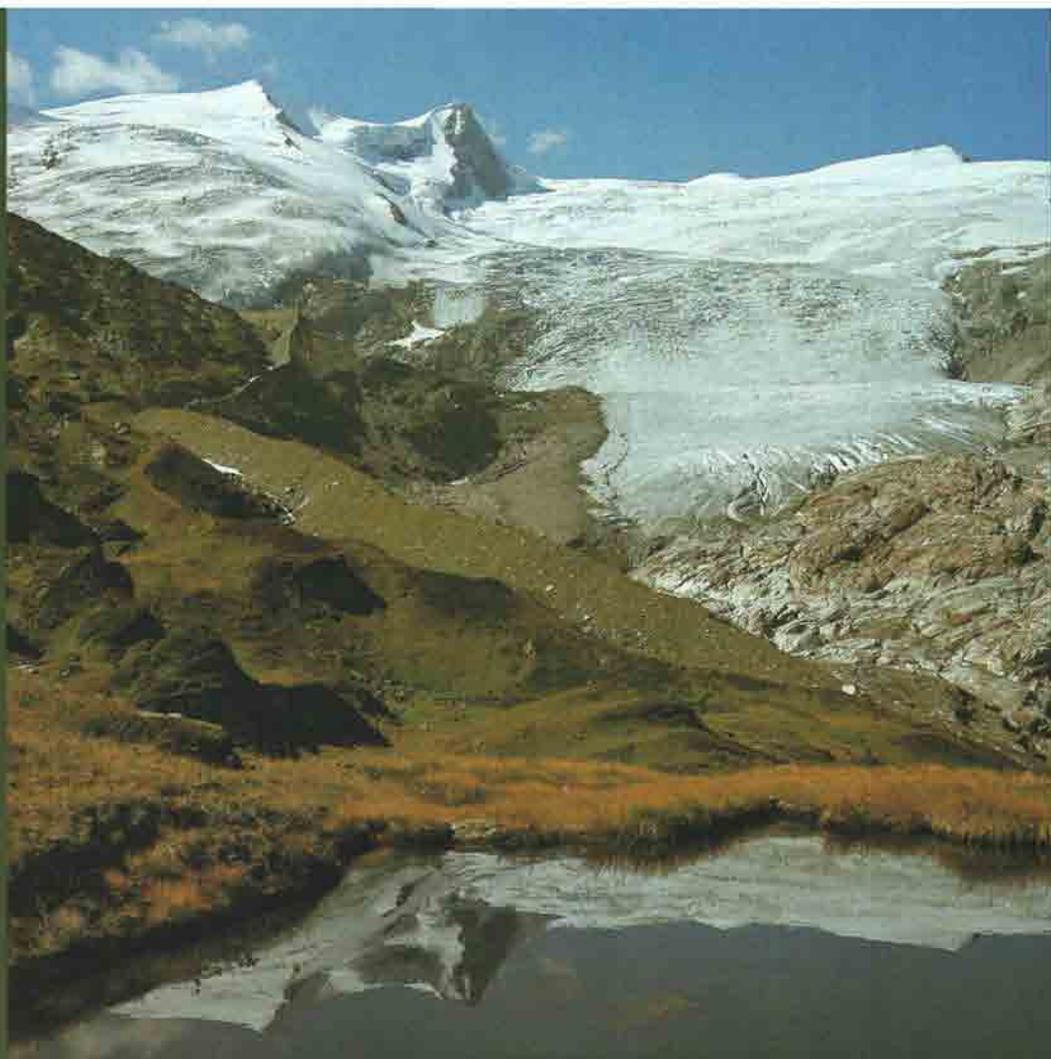
Als der neue Großflughafen in München geplant wurde, dachte noch niemand an die Probleme, welche uns der Wandel in den Beziehungen zwischen den Besitzern der Ölquellen und ihren Abnehmern in der letzten Zeit gebracht hat. Insofern mag der hartnäckige und das Vorhaben verzögernde Widerstand der zukünftigen Anlieger den Planern jetzt sogar zugute kommen, falls sie die Gelegenheit wahrnehmen, das Projekt auf vernünftige Ausmaße zu reduzieren. Ein Sieg der Vernunft ist das dann trotzdem nicht, obendrein ein schwacher Trost für die Flughafengegner, verspüren sie den Grund doch auch in ihren Tank- und Heizkostenrechnungen.

Auch die spektakuläre Volksabstimmung, welche in Österreich mit knapper Mehrheit die Einführung der Kerntechnik wenigstens vorläufig verhindert hat, kann nur denjenigen Genugtuung verschaffen, die sich sozusagen auf die Atomkraft eingeschossen haben, Umweltschützer und hier insbesondere Bergsteiger sind eher gegenteilig berührt. Die Reserven an Wasserkraft sind bei weitem noch nicht erschöpft und ob die Maximalvariante des Kraftwerkprojekts Osttirol zum Beispiel mit dem erzielten Kompromiß zwischen diesem Projekt und dem geplanten Nationalpark Hohe Tauern für immer begraben ist, ist zumindest sehr fraglich. Was aus dem Plan für den Nationalpark wird, übrigens auch.

Ein wesentlicher Teil der Proteste gegen die Osttiroler Kraftwerkspläne kam aus der Bundesrepublik. Es sollte hier gelegentlich daran erinnert werden, daß Österreich Strom exportiert und da besteht also schon ein Zusammenhang zwischen



*Fotos:
W. Retter*



1980 hat der Alpenverein erstmals in seinem Mitgliederkreis für den Besuch eines alpinen Feriengebietes geworben; nämlich die Tauern-Südseite. Er versteht diesen Versuch als Gegenmodell zur vorwiegend geübten Praxis, den Fremdenverkehr zu fördern; wofür das Kaunertal und das Pitztal als die aktuellsten Beispiele zu nennen sind. Auf der Tauern-Südseite ist die Symbiose von bäuerlicher Kultur- und alpiner Urlandschaft bis heute einigermaßen erhalten. Sie ist freilich bedroht: durch »maximale« Kraftwerksprojekte, aber auch Pläne, das Gebiet dem »technisierten Tourismus« zu erschließen. Dem vor allem soll die Aktion des Alpenvereins entgegenwirken.

Linke Seite: Oben links: Am Schlattenkees (Gletscherweg Innergschlöß);

Oben rechts: Abstieg von der Dreiherrnspitze;

Unten: Am Ralfkees unter dem Ralfkopf (Schobergruppe).

Rechte Seite: Am Salzboden – Hoher Zaun, Schwarze Wand, Venediger.

dem Energieverbrauch in diesem Land und den »Restwassermengen«, die zur Erbauung des Wanderers im Virgental die Umbalfälle in Gang halten. In der Hauptsaison, versteht sich, dann schalten die Urlauber zuhause wieder ihre Stromverbraucher ein, dann muß das Kraftwerk natürlich die Wasserfälle abschalten. So jedenfalls der Tiroler Landeshauptmann Wallnöfer, der im Juli 79 versprach, sich dafür einzusetzen, daß »die Umbalfälle im Virgental durch Belastung ausreichender Restwassermengen während der Wandersaison erhalten bleiben«. Daß der Naturschutz in unseren Breiten sich sowieso nur noch mit Resten befassen kann, ist uns eigentlich geläufig, daß diese Tatsache die Folge eines zu hemmungslosen und unkontrollierten Wachstums ist, auch das wird von der Mehrheit nicht bestritten, bleibt die Frage nach der Zeit, die uns noch bleibt, um dieses Wachstum unter Kontrolle zu bringen, bevor auch die Reste verbraucht sind.

Ein Zitat von Carl Friedrich von Weizsäcker:

»Die Stabilität, ein schwer quantitativ zu fassender Begriff, ist vielleicht der tiefste Grund zur Nötigung zum Wachstum. Das Wirtschaftssystem, dem die Industriegesellschaft entstammt, wächst seit wenigstens 200 Jahren; alle seine Regulierungsmechanismen, alle eingeschliffenen Reaktionen der Menschen sind auf weiteres Wachstum eingestellt; Wachstumsstillstand bedeutet in diesem System faktisch soziale Instabilität.« Es gibt heute schon eine weitgehende Übereinstimmung darüber, daß Wachstum auch in dem Sinne möglich ist, nicht die Quantität, sondern die Qualität unserer materiellen Lebensbedingungen zu mehr. Die Verbesserung der Wohnbedingungen in unseren Großstädten beispielsweise würde die Bauwirtschaft genauso gut beschäftigen, wie die Zerstörung stadtnaher Landschaft durch immer weitere Reihenhausanhäufungen oder die durch Bodenpreise bedingten Ansiedlungen von Wohntürmen auf freiem Land. Sinngemäß gilt das für alle Bereiche unserer Wirtschaft und auch für die Wintersporteinrichtungen in den Alpen, deren Übel weit weniger gravierend wären, gäbe es dafür so etwas wie ein gesamtplanerisches Konzept.

In den bayerischen Alpen gibt es nun im Rahmen des Landesentwicklungsprogramms eine Dreiteilung dieses Raumes in die A, B und C genannten Zonen, wobei die Zone C vor jeglicher Erschließung bewahrt werden soll. Sicher ein Fortschritt, aber für die Probleme in den Erschließungszonen

doch wenig hilfreich. Denn wenn laut dieser Verordnung die konkrete Ausgestaltung von Vorhaben selbst in der Zone A auch mit den Erfordernissen der Raumordnung abgestimmt werden muß, die schon in dem Wort »Entwicklungsprogramm« beschlossenen Zielkonflikte werden in der Regel aufgrund der nach Weizsäcker »eingeschliffenen Reaktionen« gelöst, die sich eben auf das klassische Wachstum, geboren aus »dem freien Spiel der Kräfte« beziehen. Wenn die Erfahrungen mit der Europäischen Agrarordnung auch nicht gerade ermutigen, ohne eine wie auch immer geartete Subventionspolitik wird zum Beispiel die fortschreitende Erschließung der Ostalpengletscher für den Sommerskilauf nicht aufzuhalten sein.

Denn nichts anderes als die Erhaltung sozialer Stabilität ist hier der auslösende Faktor. Da ist zum einen das Bedürfnis der dort eingesessenen Bevölkerung, im selben Maß an den Erträgen des Fremdenverkehrs teilzuhaben, wie ihre mit entsprechenden Einrichtungen bereits versehenen Nachbarn. Das Wort Bedürfnis statt Wunsch ist hier durchaus angebracht, Armut oder Wohlstand sind relative Begriffe, und Verhältnisse, die den Menschen an sich ein ganz erträgliches Dasein sichern, können als unzumutbar empfunden werden, wenn sie dem allgemeinen Standard einer Gesellschaft nicht mehr entsprechen. Zum anderen sind in der langen Periode ungehemmter Erschließung wirtschaftliche Kapazitäten entstanden, die ja auch Arbeitsplätze sind, und deren Erhalt deshalb nicht nur im Profitinteresse von Unternehmen liegt. So daß denn die an der Erschließung Interessierten bei denen, auf die es ankommt, eher Förderung als Ablehnung erwarten dürfen.

Denn die Schwierigkeiten, die einer solchen Subventionspolitik gegenüberstehen, sind ja nicht nur administrativer Art. Auch die Marktwirtschaft als Inbegriff von Freiheit ist eine Ideologie, welche dirigistische Eingriffe in den Markt nur dort zuläßt, wo etwas für dieses System als notwendig anerkanntes bedroht ist. Ob es sich nun um die Landwirtschaft, den Mittelstand, um Arbeitsplätze oder sonstwas handelt. Natur an sich wird diesen Stellenwert wohl erst bekommen, wenn ihre Zerstörung relevante ökonomische Folgen hat. Zur Ehrenrettung der Marktwirtschaft bleibt allerdings noch zu sagen, daß die staatswirtschaftlich organisierten Gesellschaften sich hier nicht anders verhalten.

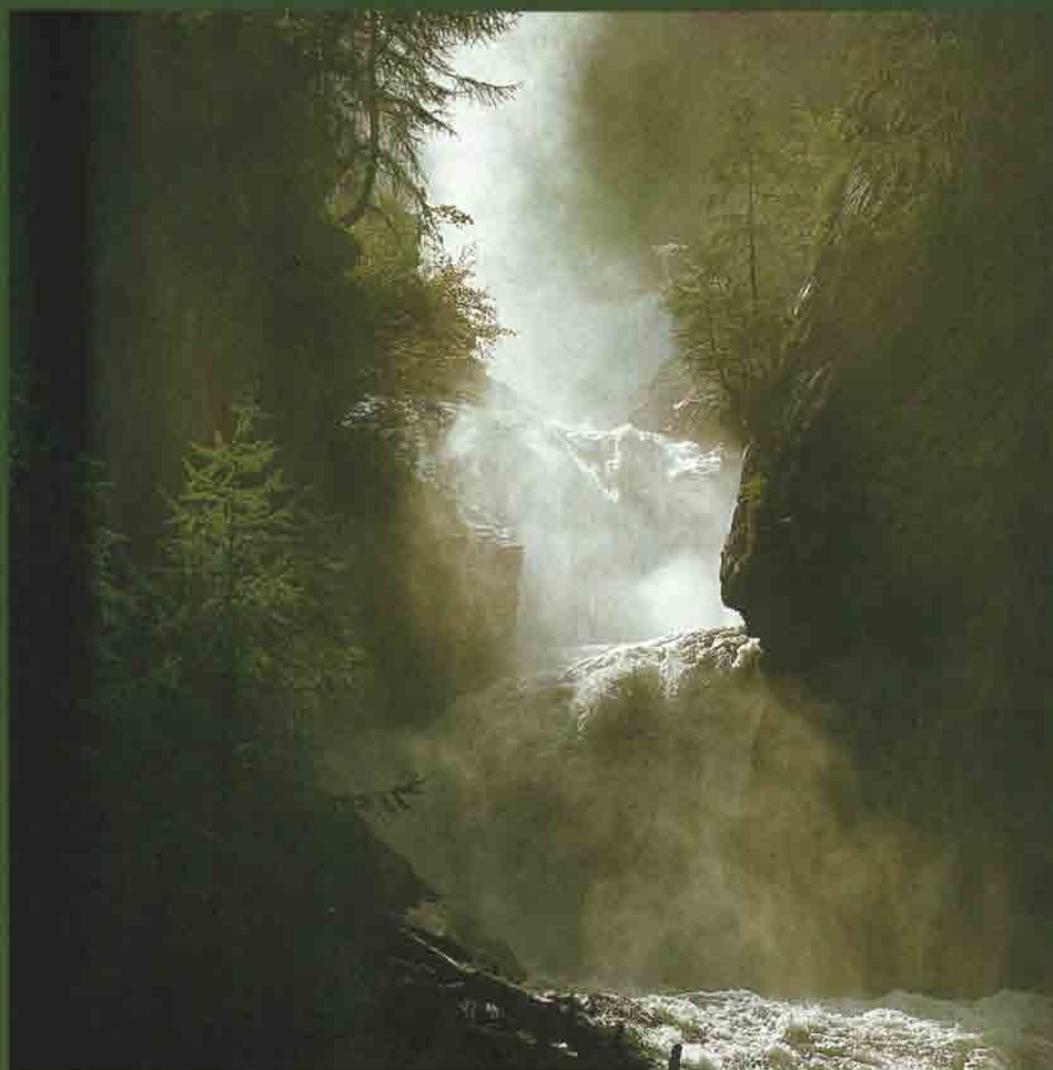
Gibt es ein neues Verbraucherverhalten?

Ein einleuchtendes Argument gegen diese neuen Bauvorhaben ist die in den letzten Jahren zu beobachtende »Trendwende« im Urlauberverhalten. Tatsächlich haben ja der Tourenskilauf, Langlaufen und Wandern in einem Maß zugenommen, daß manchem »Alteingesessenen« in diesen Disziplinen jede Seilbahn recht wäre, welche diese neuen Massen aus seinem Reservat fernhielte, gäbe es hier nur eine exakte und endgültige räumliche Trennung. Das Argument von der Trendwende ist marktgerecht, und wollte man sich auf die Regulationsmechanismen des Marktes verlassen, so könnte man sich immerhin der Hoffnung hingeben, daß durch das Verhältnis von Angebot und Nachfrage bewirkt wird, was jahrelanger Protest nicht vermochte. Doch hier trägt der Schein. Die Alpen sind zum Tummelplatz der Massen geworden (gewiß kein schöner Ausdruck für den Playground of Europe, aber so wie er nun ist, hat Leslie Stephen ihn sich wohl auch nicht vorgestellt), weil die materiellen Möglichkeiten weiter Bevölkerungsschichten, ihre Verfügung über Zeit und Geld gewachsen sind wie die Möglichkeiten, das Gebirge zu erleben, ohne die Normen des in den Ballungszentren entstandenen Konsumverhaltens zu übertreten. Die Abkehr von den Pisten ist zum größeren Teil auf die dort herrschende Überfüllung zurückzuführen, verbunden damit, daß die einschlägige Industrie, von der Skischule bis zum Ausrüster, auf diesen Trend reagiert und ihm denselben Prestigewert verschafft hat. Damit ist zwar bewiesen, daß der »Verkauf von Freude« (Heinrich Klier) nicht unbedingt über technische Anlagen erfolgen muß, aber den Sommerskilauf soweit »in« werden zu lassen, daß die Erwartungen der Betreiber sich erfüllen, dürfte bei diesem Publikum nicht zu schwer fallen.

Der Slogan vom »Wanderbaren Österreich« erfüllt die Freunde unverbauter Natur mit neuer Hoffnung. Wenn der schlichte Wanderer nicht mehr als Dürrholz des Fremdenverkehrs in Kauf genommen, sondern von vornherein als Gast umworben wird, dann muß doch so etwas wie ein Bewußtseinswandel stattgefunden haben. Wahrscheinlicher ist die Annahme, daß Erinnerungen an die Zeit, in welcher der »Deutsche und Österreichische Alpenverein« zum DAV zusammenfanden, den Minister Staribacher bewogen haben, die deutschen Brüder nicht zum »Marschieren«

einzuladen. Denn der Trend, dem er da Rechnung trägt, treibt seine schönsten Blüten in den »Volksmärschen«, bei denen das Volk seit einigen Sommern gegen den Kreislaufkollaps zu Felde zieht. Denn um so etwas wie eine gesundheitspolitische Pflichtübung muß es sich wohl wenigstens nach den Vorstellungen der Erfinder dieses Terminus handeln, die den Begriff Wandern im Zusammenhang mit Volk vermieden haben, wohl weil es sich dabei nach einem deutschen Volkslied um eine Lust handelt. Auch die anderen wandernden Vorbilder die wir haben, vom erdichteten Taugenichts des Freiherrn von Eichendorff bis zum leibhaftigen Johann Gottfried Seume, haben da kaum Pate bestanden. Wie dem auch sei, was ginge das die Bergsteiger an, wenn es nicht nach Aussage des Tiroler Skiverbandes, Veranstalter des »Karwendelmarsches«, »bewährte Berggeher und langjährige Alpenvereinsmitglieder« wären, die dieses Spektakel organisieren. Auf eine Kritik in der Zeitschrift »Der Bergsteiger« antwortet der Verbandssekretär unter anderem, es sei sehr leicht Kritik zu üben, wenn man keine Ahnung hätte, was alles notwendig sei, 3000 bis 4000 Leuten die Möglichkeit zu bieten, das Karwendelgebiet zu durchwandern. Da haben wir es also, er sagte durchwandern, nicht marschieren, und das ist wohl nicht einfach sprachliche Nachlässigkeit, sondern Ausdruck einer Auffassung, die da keinen Unterschied sieht, und nach der Kritik eher gegenüber jenen Leuten angebracht wäre, die das Karwendel einfach so durchwandern, ohne »Möglichkeit« und rechtfertigenden Aufwand. Vielleicht sollten sich die Kritiker der in diesem Gebiet geplanten Straße über die Lamsenjöcher auch erstmal fragen, ob sie eine Ahnung haben, was zu solch einem Straßenbau alles notwendig sei und sich überhaupt damit trösten, daß man die »Wandermöglichkeiten« hier perfektionieren kann, wenn die Anbindung des Marschgebiets an die öffentlichen Verkehrswege auf beiden Seiten möglich ist.

Der Veranstalter will die Veranstaltung aufrecht erhalten, weil sie sich immer größerer Beliebtheit erfreut. Mit diesem Argument läßt sich heute aber alles mögliche rechtfertigen, auch die steigende Zahl von Motorradfans zum Beispiel würde eine Rennstrecke zwischen Scharnitz und Achensee sicher mit Begeisterung frequentieren. Womit weder gegen den Motorsport noch die »Trimm dich Bewegung« etwas gesagt sein soll, aber wie sollen denn die Bemühungen der Bergsteiger um die Er-



Die unteren Umbalfälle (Osttirol); Sie sind durch Kraftwerksprojekte bedroht; sie wären zu retten, würden diese Projekte entsprechend einer »Schönvariante« ausgeführt, die auch der Alpenverein befürwortet. Landeshauptmann Wallnöfer hat sich jedoch für den Ausbau entsprechend der vorgelegten »Maximalvariante« ausgesprochen.

Foto: W. Retter

haltung »ihres« Gebirges wirksam werden, wenn in ihren eigenen Reihen nicht mehr begriffen wird, was in einem Vers von Henry Hoek zum Ausdruck kommt:

Wandern, ja wandern
Der Weg war mein Ziel
Bald eilig, bald langsam wie mir es gefiel
und ohne zu wollen erlebte ich viel.
Wandern, ach wandern
Der Tag, das Leben verrinnt . . .
Der Abend naht;
Die Ruhe, das Dunkel beginnt.
Wohl dem, der Ruhe und Frieden gewinnt.

Die Probleme sind so alt wie der Verein

Den Alpinisten der Frühzeit, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, bot das Gebirge ein Betätigungsfeld, das nur durch ihr eigenes Vermögen begrenzt wurde. Gemessen an der geringen Anzahl von Individuen, welche die Hochregionen aufsuchten, ein nahezu unendlicher Raum, in dem es keiner Regeln bedurfte (die heute, wo es in den Alpen eng geworden ist, nicht mehr durchzusetzen wären, selbst wenn wir welche hätten).

Probleme mit sich selbst und ihrer Mitwelt hatten die Bergsteiger aber schon bald. Für die Täler galt schon damals jene Ungleichheit der Bedingungen, die noch heute die Argumente für fortschreitende Erschließung liefert. Zur gleichen Zeit, als der Kurat Franz Senn in Vent sich um die Anfänge des Fremdenverkehrs bemühte, schrieb der Münchner Rechtsanwalt und Schriftsteller Ludwig Steub über den Königssee:

»Übrigens gefällt er mir auch nicht mehr so wie vor 30 Jahren. Damals erinnere ich mich noch gut, wie wir als ein paar Musensöhne einen ganzen Tag auf dem See und zu Barthelmä und an der Eiskapelle und am Obersee uns herumtrieben, ohne daß uns ein Mensch im Wege herumging. Jetzt kann man kaum mehr einen Tritt tun, ohne einer reisenden Familie mit Hofmeister und Gouvernante ausweichen zu müssen. Ich liebe die Menschen unendlich, aber wenn so die unbekanntenen Touristenseelen aus allen 5 Weltteilen in dichten Haufen auf dem erhabenen See daherschiffen und zu Barthelmä ins Wirtshaus drängen und sich da breit und vornehm und gebieterisch an die Tische setzen und alle Salmlinge wegessen, so daß dem bescheidenen Inländer von dieser Lokalzelebrität etwa garnichts übrigbleibt, dann möcht er leichtlich seufzen: Ach, vor 30 Jahren war's doch schöner!«

Während der Verfasser dieses Scufzers sich gleichzeitig darüber ausließ, daß die Berchtesgadener so gar keine Anstrengung machten, sich des zahlreichen Besuches würdig zu erweisen »Da diese Schönheiten außerhalb des Landes ebenfalls schon hinlänglich bekannt und berühmt sind, so braucht auch nichts zu geschehen um die Gäste herbei zu locken«, bemühte sich der Kurat in Vent zunächst vergeblich um eine Subvention für einen Saumpfad aus dem Ötztal in das Schnalsertal. Der ÖAV hatte kein Geld und der Statthalter von Tirol hatte auf die bezügliche Eingabe mitgeteilt, daß »er gerne bereit sei, den löblichen Zweck, den sich der ÖAV gestellt, nach Kräften zu fördern, aber nicht umhin könne, schon im voraus zu erklären, daß nach den gemachten Erfahrungen die Durchführung von derlei Neuerungen bei der Gebirgsbevölkerung Tirols auf schwer zu besiegende Hindernisse stoße.«

Heute ist es nur umgekehrt, auf Anfrage teilt der Landeshauptmann mit, daß die Verhinderung von derlei Neuerungen

Aus dem Bericht des ÖAV für 1863–64:

»Treffen wir irgendwo auf eine Geringschätzung unserer Aufgabe, so mag sie in Unkenntnis derselben liegen; allein noch besser reimt sich eine solche Geringschätzung mit jener unglückseligen Halb- und einseitigen Fachbildung, welcher der Begriff »allgemeine Bildung« fremd ist und mit jener genial sein sollenden, tatsächlich jedoch nur rohen Urwüchsigkeit, die sich dahin ausspricht, eine leichtere Bereisbarkeit der Alpen sei nicht wünschenswert, denn wer nicht ohne Verbesserung der Reiseeinrichtungen in die Alpen, nicht ohne Wegverbesserung auf eine Spitze kommen könne, möge einfach zuhause bleiben. Eine so klägliche Opposition ist nicht unserer Beachtung werth, der Alpenverein wird sich dadurch in seinem Streben sicher nicht beirrt finden.«

So der damalige Präsident des ÖAV, Dr. von Ruthner.

In derselben Umkehrung der Verhältnisse ist es heute technokratische Einseitigkeit, welche entgegen dem Streben des Vereins die Verbesserung der Reiseeinrichtungen betreibt. Vielleicht war aber auch die genial sein sollende Urwüchsigkeit in Wirklichkeit eine geniale Voraussicht dessen, was aus diesem Streben werden mußte. Die Debatte um ein Unterkunfts- und Zugspitzgipfel, die 1894 in der Sektion München geführt wurde, wäre wahrscheinlich anders verlaufen, hätte der Vorstand ahnen können, daß dieses

Haus dereinst auf Deutschlands höchstem Bahnhof stehen würde. Nachdem der Bau beschlossen war, trat eine Reihe von Mitgliedern aus und gründete eine eigene, die Sektion Bayerland.

»Es war wohl der erste Zusammenstoß zwischen der bergsteigenden Jugend, die die Alpen vor Überschiebung schützen und die Gipfel vor »Wirtshäusern« bewahren wollte, und dem behäbigeren Alter, das es den Touristen möglichst bequem zu machen suchte und über dem Streben, den Ruhm der Sektion durch eine besondere Leistung zu erhöhen, die Grenze vergaß, die der Arbeit des Vereins gesteckt ist.«

Dr. Georg Leuchs in der »Geschichte der Alpenvereinssektion München«, Band 2.

Ein Jahr vorher, 1893, war der Weg durch das Höllental auf die Zugspitze »erschlossen« worden. Durch Eisenklammern, Stifte und Drahtseile als »Ideal einer Hochtour im Zugspitzgebiet«. Das wäre er auch heute noch, hätte man im Lauf der Zeit nicht einiges überflüssige hinzugefügt. Der Gesamteindruck des Weges wurde nicht

durch die Anlagen an den beiden »Schlüsselstellen« bestimmt, er führt zum größten Teil durch ein Gelände, das nicht natürlicherweise dem Kletterer vorbehalten ist. Anders bei den »Vie Ferrate« den beliebten Klettersteigen. Es ist eine gängige Ansicht, daß diese Steige positiv zu bewerten sind, weil sie auch weniger Geübten das Erlebnis des Kletterns vermitteln könnten. Ein weniger Geübter ist in der Regel jemand, der irgend etwas aus irgendwelchen Gründen nicht übt. Gewöhnlich wohl deshalb, weil ihn das zu Üben nicht interessiert, weil es ihm der Mühe nicht wert erscheint oder auch, weil es ihm in einem speziellen Fall an Gelegenheit mangelt. Im letzten Fall wird der Betroffene etwas anderes üben und ausüben und damit glücklich werden können. Es ist das Prinzip der Unterhaltungsindustrie, dem Kunden eigenes Tun und eigene Entscheidungen abzunehmen, insofern besteht zwischen einem Klettersteig und einer Seilbahn nur ein gradueller Unterschied. Daß solche Steige das Gebirge verschandeln, wie viele Kritiker argumentieren, ist wohl das gering-

Straßenbaumaschinen am Weißseeferner (Kaunerial/Tirol): »Die menschliche Gesellschaft ist seit Goethes Zeiten auch in ihrem Verhältnis zur Natur weitgehend emanzipiert, sie duldet keine Meister über sich, und das obwohl wir heute schon zur Genüge erfahren haben, wie bitter sich Eingriffe in den Plan der Schöpfung rächen können.«



Foto: R. Gebhardt

Nochmals ein »Musterbeispiel« für die Planungspraxis der Alpenerschließung heute: Das Bild zeigt die neuerbaute Straße vom Ende des Gepatsch-Stausees zum Weißseeferner, wo der neue Sommerskizirkus entsteht. Die Straße wurde erbaut, obwohl zum Zeitpunkt des Baus noch keine Genehmigung vorlag für den Bau einer Straße vom Ende des Stausees entlang desselben zur Staumauer und somit zum Anschluß an das öffentliche Straßennetz. Typischer Fall von plumper, aber wirksamer Salamitaktik: Man verläßt sich eben darauf, daß geschaffene Tatsachen als »Sachzwang« auf noch ausstehende Genehmigungsverfahren ihre Wirksamkeit nicht verfehlen.

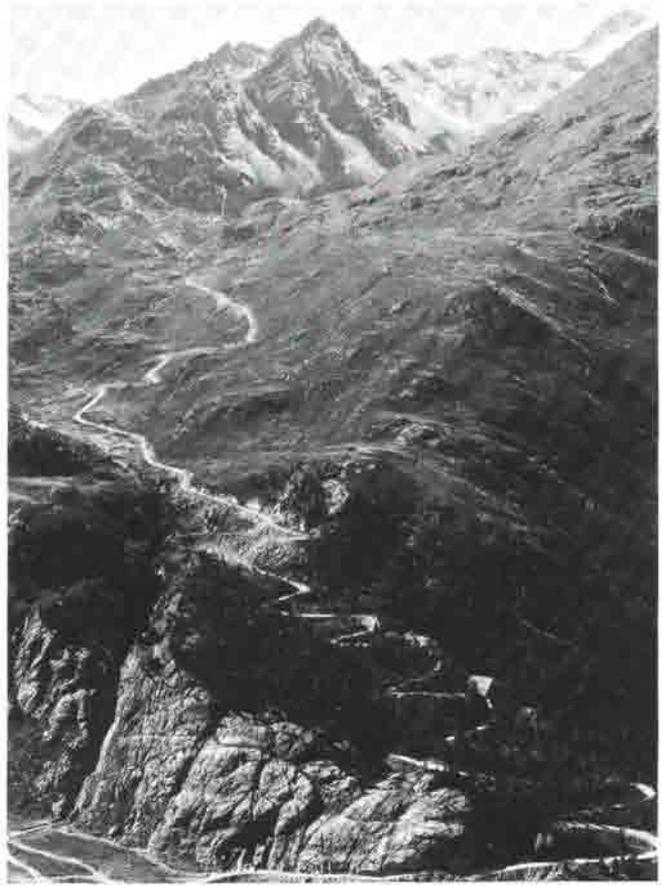


Foto: H. Höpferger

ste Übel, bedenklicher ist die Einstellung, der sie entstammen und die sie vermitteln.

»Die Gebirge sind stumme Meister und machen schweigsame Schüler«. Ein Satz von Goethe, der uns Heutigen nur noch sagt, was die Gebirge sein könnten. Die menschliche Gesellschaft ist seit Goethes Zeiten auch in ihrem Verhältnis zur Natur weitgehend emanzipiert, sie duldet keine Meister über sich, und obwohl wir heute schon zur Genüge erfahren haben, wie bitter sich die Eingriffe in den Plan der Schöpfung rächen können; vielleicht liegt in ihm auch beschlossen, daß die Gattung Mensch sich auf diese Weise einst ihr Ende setze. Nun, es ist nicht diese Hybris, die das Verhältnis der Bergsteiger zum Gebirge bestimmt, aber mit all diesen Hilfsmitteln wird die Möglichkeit verschenkt, von diesem stummen Meister zu lernen, was in der Schule der Welt heute nicht mehr gelehrt wird. Erleben und erfahren, das heißt mit etwas zu leben und Erfahrungen

zu machen, das heißt, einen Schritt nach dem anderen tun und mit etwas vertraut werden. Wem ein Wanderweg »zu wenig bietet«, wer ihn gerade noch um des Erwerbs eines »Wanderabzeichens« wegen »bewandert« oder um die »Hohe Route der Dolomiten« oder sonst was zu »machen«, der wird die Regionen »die er ohne Klettersteig nie kennengelernt hätte« auch so nicht kennenlernen. Wie soll einer das Klettern und den Fels denn begreifen, wenn er ihn nicht im wörtlichen Sinn, mit den Händen begreift. Um ein anderes Wort von Goethe zu zitieren, »Um zu begreifen, daß der Himmel überall blau ist, braucht man nicht um die Welt zu reisen.«

Wenn es wahr wäre, daß Reisen bildet, wie man sagt, wir lebten heute in einer Welt ohne Vorurteile, aber dem ist nicht so, weil das eben davon abhängt, wie man reist. Die allgegenwärtigen Kommunikationsmittel von heute legen dem Menschen die ganze Fülle der Welt zu Füßen, und das hält ihn davon ab, sich irgendetwas wirklich anzu-

eignen; insofern gleichen die Erbauer dieser Klettersteige den Fernsehmachern, welche glauben, der Literatur einen Dienst zu tun, indem sie alles, wovon jeder schon mal gehört hat, zu einer optischen Serie aufbereiten. Aber dabei lernt niemand lesen. Bergsteigen ist deshalb so eine schöne Sache, weil es so vielgestaltig ist, ein Rahmen, in dem besinnliche und aktive Temperamente, Spezialisten und universelle Naturen finden, was sie nur wollen, vorausgesetzt, sie wollen es. Es vergibt seine Belohnungen für das Kleinste und das Größte nach dem Maßstab des Einzelnen, wozu denn also den der Menge einführen und diese Felsbrücken bauen, deren Gebrauch doch nur einen Lohn in Katzensgold einträgt. Sicher, angefangen hat das damals im Höllental und, noch früher, am Glockner mit dem Stüdlweg, aber Wege dieser Art zu schmähern wäre wohl der reinen Lehre zuviel, jedoch das rechte Maß wird hier genau so wenig eingehalten wie bei den kommerziellen Erschließungen.

Wanderabzeichen, Gebirgsmärsche, Klettersteige und ähnliches machen den Beteiligten Spaß und sie gewinnen Prestige dabei, beides kann man auch woanders haben, mit einer Seilbahn fahren viele Leute nach oben, um die Aussicht zu genießen, das geht nur im Gebirge. So gesehen, kann man sich manchmal fragen, wer da eigentlich recht hat.

Mit welcher Selbstverständlichkeit der Gebrauch von Anlagen auch in die Mentalität der Kletterer Eingang gefunden hat, zeigen die sogenannten Biwakschachteln. Im allgemeinen Sprachgebrauch der Alpinisten bedeutet biwakieren eine Nacht im Freien verbringen, bestenfalls in einer Biwakhöhle, die man sich in Schnee und Eis auch selber schaffen kann. Eine solche Schachtel ist ein kleines Haus, in jedem Fall größer als das im Rucksack zu transportierende Gebilde, welches wegen seiner geringen Abmessungen als Biwaktzelt bezeichnet wird, und es ist ein fester Stützpunkt, eine Hütte also, nur recht unzureichend. In jedem Fall, biwakieren könnte man bestenfalls in ihrem Windschatten. Hier ist ein Problem sprachlich gelöst worden, denn hätte man sich der Bezeichnung Kleinhütte bedient, die zweifellos angebrachter gewesen wäre, dann wären es eben Hütten gewesen, aber wer hätte zum Beispiel noch im Jahre 1978 eine Hütte auf die Schlüsselkar Spitze im Wetterstein stellen wollen. 1913 wurde die erste noch im heutigen Sinn schwere Kletterroute durch ihre Südwand gelegt, es gab damals

noch keinen Wirtschaftszweig, der sich speziell der Ausrüstung des Bergsteigers verschrieben hatte. Heute haben wir einen Zustand, in dem die meisten Ausrüstungsstücke veraltet sind, bevor wir sie recht gebraucht haben, es gibt dann schon wieder etwas Besseres, auch zum Biwakieren. Wenn die Mehrzahl der Kletterer aber wirklich gegen diese Schachtelhütten ist, und diesen Eindruck gewinnt man, wenn man sich umhört, sollte man vielleicht die Lobby der Ausrüstungshersteller gegen sie mobilisieren. Das Wort eines Herstellers, wovon auch immer, gilt heutzutage mehr als das von Leuten, die irgendetwas nicht haben wollen.

Daß dem DAV an der Schlüsselkar Spitze keine Kosten entstanden sind, hat ihm die Zustimmung leichter gemacht. Im übrigen dient diese Schachtel natürlich nicht der Bequemlichkeit, sondern der Sicherheit der Kletterer. Wobei natürlich zu fragen bleibt, inwieweit es nicht eben auch bequem ist, wenn diese für ihre Sicherheit nicht mehr selbst sorgen müssen.

Der Sicherheitskreis des DAV hatte sich bei seiner Gründung im Jahre 1968 die Aufgabe gestellt, das Bergsteigen sicherer zu machen. Das Testen von Ausrüstung, die Überprüfung der Führerliteratur, die Feststellung eventueller Mängel an versicherten Steiganlagen waren von Anfang an unumstrittene Zielsetzungen. Weniger einhellig war, wie sich bald herausstellte, die Meinung der Betroffenen zu den »Sicherheitshaken« in »häufig begangenen« Routen. Nun ist das Gebirge groß und der Hakensetzer sind wenige, überdies spricht man heute nicht mehr über Haken, die Querelen sind wohl vergessen. Man hat sich damals aber weiter vorgenommen, »alle Belange, die die Sicherheit beim Bergsteigen irgendwie beeinflussen, zu untersuchen und gegebenenfalls geeignete Schritte zur Erhöhung der Sicherheit einzuleiten.«

Die Schachtel auf der Schlüsselkar Spitze stammt nun nicht aus der Arbeit des Sicherheitskreises, aber »Irgendwie« dient sie sicher der Erhöhung der Sicherheit, und wenn das Sicherheitsdenken weiter so schöne Früchte trägt, wird sicherlich das Bergsteigen eines Tages zu einem Synonym für Sicherheit werden. Das Handwerk des Bergsteigers besteht ja nun zu einem großen und vor allem wesentlichen Teil darin, dem vorhandenen Risiko zu begegnen, es von vornherein zu eliminieren, bedeutete genau jene Art von Fortschritt, der wir im

Gebirge doch entgehen wollen. Jedenfalls hört man das heute noch so, von Reinhold Messner bis Reinhard Sander. Auch dieser Widerspruch ist nur damit zu erklären, daß es den Bergsteigern trotz all ihrer Sprüche anscheinend nirgends gelingt, sich den Gesetzmäßigkeiten des zum Selbstzweck gewordenen Wachstums zu entziehen.

Free Climbing, »Freies« Klettern?

Alpinisten wären nicht von dieser Welt, würde eine neue Entwicklung nicht von einem Schlagwort begleitet »Free Climbing«, und gäbe es da nicht wenigstens neue Schuhe zu entwickeln. In Zusammenarbeit mit namhaften Vertretern dieser Richtung, versteht sich. Immerhin hat das Klettern jetzt Eingang in jene Welt des Sports gefunden, die von drei Streifen beherrscht wird. Wie dem auch sei, dieses »Free« hat mit dem in der Wachstumsgesellschaft üblichen Freiheitsbegriff wenig gemein, beinhaltet es doch in der Hauptsache eine Einschränkung, eben den Verzicht auf künstliche Hilfsmittel. Das heißt für die damit befaßten Individuen eine Beschränkung ihres Tuns auf das für sie ohne diese Mittel mögliche. Free Climbing wird nun nicht nur interpretiert als freies Klettern im Sinne des Nichtgebrauchs künstlicher Hilfsmittel, sondern auch als »Freies« Klettern, frei von jenem Zwang, der im Sinn von Leistungssport nur das erreichte Ziel gelten läßt, die gemachte Route. Das oft gebrauchte Wort, nach dem »der Weg das Ziel sei« beim Bergsteigen oder Wandern, würde hier seinen eigentlichen Sinn zurückerhalten. Bislang war ja in Wirklichkeit nicht der Weg, sondern ein nach allgemein anerkannter Auffassung vorbestimmtes Stück Weg dieses Ziel, Einstieg-Ausstieg, Tal-Gipfel. Man ging nicht auf der, sondern »die« Haute Route und so fort. Im Sinne dieser Freiheit ist es natürlich belanglos, ob man sich nun doch eines dieser bestimmten Ziele setzt oder nicht. Der Unterschied liegt darin, daß »Leistung« einen anderen Stellenwert bekommt. So gesehen, umfaßt der neue Begriff das ganze Spektrum des Bergsteigens. Daß diese Auffassung sich durchsetzen wird, ist allerdings schwer vorstellbar. Da käme ja nicht nur die durch den Tourenbericht gefügte Hierarchie in Unordnung, die ganze von den Bergsteigern zwar immer wieder geleugnete, tatsächlich aber mit den Jahren eher vollständiger gewordene Entsprechung zu den allgemeinen gesellschaftlichen Wertvorstellungen würde durch eine radikale Alternative ersetzt. Radikale Auffassungen

sind Sache von Minderheiten, und eine solche Minderheit sind Bergsteiger ja nun keineswegs.

Die »Förderung des Bergsteigens« ist immer noch eine der Hauptaufgaben des Alpenvereins, und das heißt, Bergsteigen der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Zu den Schwerpunkten der Tätigkeit des Vereins gehört ja deshalb auch das Ausbildungswesen. Die Minderheit der »Spitzenbergsteiger« gehört als Prominenz zum gesellschaftlichen Allgemeinbesitz. Radikale Ansichten solcher Prominenter haben in der Gesellschaft eine Alibifunktion, indem man ihnen zustimmt, beruhigt man das schlechte Gewissen darüber, daß man ihnen nicht folgt. Die Welt leistet sich ja auch den Club of Rome, ohne durch ihn die Konferenzen der Wirtschaftsminister zu ersetzen. Über das Wie und Warum des Bergsteigens ist schon viel und eigentlich auch erschöpfendes gesagt und geschrieben worden. Herausgekommen ist ein Typus, mit dem sich die Mehrheit der Bergsteiger gern identifiziert und der auch real vorkommen mag. Aber wie sagt schon Nestroy, »der Mensch ist gut, aber die Leut san a Gsindl«. Die diesem Typus spezifischen Verhaltensweisen, die »Ethik des Bergsteigens« geriet in dem Maß zur Theorie, wie die »Leut« im Gebirge Einzug hielten. Integriert in eine Gesellschaft, deren Normen nach der Erkenntnis ausgerichtet sind, daß zwei Pfund Fleisch eine bessere Suppe geben als eines, wird Free Climbing im universellen Sinn eine Hoffnung bleiben. Auf das Klettern bezogen erscheint es wahrscheinlicher, daß sich so etwas wie das russische Wettkampfklettern entwickelt, immerhin ist Klettern als olympische Disziplin bei uns schon ernsthaft diskutiert worden. Daß in der UdSSR auch das Bergsteigen wettkampftartige Züge trägt, es gibt die einfachen und verdienten »Meister des Sports« und eine durchgehende Klassifizierung der Alpinisten in bezug auf die Schwierigkeiten der Routen, die sie angehen dürfen und so fort, liegt im politischen System begründet, das keine Freiräume kennt. Dieses Bergsteigen ist nicht vom Wettklettern beeinflusst worden, sondern hat es in einer logischen Entwicklung hervorgebracht. Vielleicht wird man eines Tages auch für die Alpen feststellen, daß die Vereinnahmung durch die Massenmedien bei uns denselben Effekt gebracht hat. Das Tun der »Bedeutenden« findet heute über diese Medien schon vor Zuschauern statt, daß Bücher alpinen Inhalts zu Bestsellern werden könnten, hat sich noch vor zehn Jahren niemand vorgestellt.

Der Absatz der von Walter Pause kreierten Gebrauchsliteratur der »Hundert Schönsten...« beschränkte sich noch auf das bergsteigende und wandernde Publikum. Daß Bergsteigen und solcher Sport sich getrennt entwickeln, was ja an sich wünschenswert wäre, ist in den Alpen kaum möglich. Einmal schon deshalb, weil sie nicht genügend Raum im wörtlichen Sinn bieten, um das von außen unbeeinflusste Erleben zu finden. Die selben Antriebe, die in der Zeit des »Eroberungsalpinismus« (Peter Baumgartner, Bad Boll 1979) zur Lösung der »Letzten Probleme« führten, werden, wenn von den kletternden Vorbildern die »Linie des fallenden Tropfens« nicht mehr als Problem betrachtet wird, zu diesem Sport führen, einfach weil es ihn gibt. Alpinismus hat ja auch noch nie ohne Wetteifer und Publikum stattgefunden, nur daß diese Alpinisten dabei bis auf wenige Ausnahmen unter sich blieben. Daß die möglichen Protagonisten dieser Sportart sich auf künstliche Anlagen zurückziehen, wie von Pfarrer Martin Hörrmann anlässlich der Olympiadiskussion 1972 ins Gespräch gebracht, ist unwahrscheinlich, da es sich hier eben doch um Bergsteiger handelt. Außerdem hat Hörrmann ja dabei auch die Möglichkeiten für den olympischen Gebrauch des »Großen Alpinismus« untersucht und ist zu dem Schluß gekommen, daß es sicher machbar sei. Aber, so stellt er fest, ob es sinnvoll sei, das ist die Frage. Nun rühren die meisten Probleme dieser Welt, auch in den Alpen, ja davon her, daß man das Machbare eben nicht daraufhin untersucht hat.

In einem Aufsatz über die »Bedeutung der Unbedeutenden« (Mitteilungen des DAV, 4/72) hat Peter Baumgartner die Chance für das Bergsteigen darin gesehen, daß die unbedeutenden Aktiven sich ihrer Bedeutung bewußt werden, sich der Hegemonie der »Lautsprecher« verweigern. Die Alpen lassen den oft gezogenen Vergleich mit Yosemite nicht zu, wo dies selbst die Bedeutenden tun. Der grundsätzliche Unterschied liegt eben darin, daß amerikanisches Bergsteigen, vom Backpacking bis zum El Capitan, nicht dem »American Way of Life« entspricht, und daß sich beide Seiten, die USA und die Bergsteiger, dieses Außenseitertum leisten können, Raum für alle hat dieses Land. Das »alternative Leben« im »Valley« würde in den Alpen wohl kaum irgendwo geduldet.

Peter Baumgartner in dem oben aufgeführten Aufsatz: »Sollte es gelingen, dem einzelnen Berg-

steiger die Bedeutung seiner, nach heutigen Maßstäben so unbedeutenden Leistung vor Augen zu führen, so hätte man einen Präzedenzfall, ob die Aktivierung des einzelnen in der Gesellschaft der Massen überhaupt möglich ist.

Die Chancen des Alpinismus, zu einem derartigen Präzedenzfall zu werden, stehen nicht ganz so schlecht.«

Ich fürchte, sie stehen schlechter als er glaubt.

»Wir müssen uns die Frage stellen, inwieweit wir verzichten sollen, damit unsere Nachkommen gesunde Natur vorfinden.« So der CDU-Politiker Dr. Geißler bei einem Politikertreffen des DAV im Herbst 1979. Auf Ansprüche verzichten heißt heute, sich einem gesellschaftlichen, sprich wirtschaftlichen Mechanismus zu verweigern, der diese Ansprüche erst schafft. Nur so kann der einzelne in der Gesellschaft ja selbstbestimmend aktiv werden. Auch als Bergsteiger, da, wie gesagt, das Bergsteigen bei uns von den allgemeinen gesellschaftlichen Bedingungen nicht, oder jedenfalls nicht mehr, zu trennen ist. Die Chance besteht also eher darin, daß die Skepsis, wie sie etwa in der zweiten Studie des Club of Rome zum Ausdruck kommt, berechtigter ist, als fortschrittsgläubige »Macher« dies glauben wollen, und die Frage, inwieweit wir verzichten sollen, früher als gedacht durch ein Müssen beantwortet wird. Diese Aussicht ist nicht so erfreulich, daß man sie noch als Chance bezeichnen möchte, aber eben wahrscheinlicher.

Das erste Menschenpaar strebte nach Erkenntnis und verlor das Paradies.

»Die Kenntnis von den Alpen erweitern und verbreiten« wollten die Gründer von 1869. Was daraus heute geworden ist, dafür noch ein Satz aus Goethes »Betrachtungen im Sinne der Wanderer«:

»Mir wird, je länger ich lebe, immer verdrießlicher, wenn ich den Menschen sehe, der eigentlich auf seiner höchsten Stelle da ist, um der Natur zu gebieten, um sich und die Seinen von der gewalttätigen Notwendigkeit zu befreien, wenn ich sehe, wie er aus irgendeinem vorgefaßten falschen Begriff gerade das Gegenteil tut von dem, was er will, und sich alsdann, weil die Anlage im Ganzen verdorben ist, im Einzelnen kümmerlich herumpfuschet.«

Anschrift des Verfassers:

Rudi Berger,

Konradstr. 3, D-8045 Ismaning.

Der Blaue Reiter und die Berge

Betrachtungen über Werke von Kandinsky, Münter, Jawlensky, Marc und Klee

URSULA WELSCH

Moderne Kunst und Berge – gibt es eine Verbindung zwischen diesen beiden Dingen?

Mancher wird sagen, daß sich die beiden Gegenstände so fern sind wie Sonne und Mond, oder man wird es vielleicht als Schmähung seiner geliebten Berge auffassen, wenn man jene mit abstrakten Bildern vergleicht, die nicht einmal mehr einen Gegenstand erkennen lassen.

Die Verbindung besteht denn auch nicht in der einfachen Abbildung der Natur, wie sie in früheren Epochen bestimmend war, sondern in der Umsetzung von Natur, d. h. auch der Empfindungen vor der Natur, in bildliche Elemente. Eine solche Umsetzung versuchte als erste (neben den Künstlern der »Brücke«) die Künstlervereinigung »Der Blaue Reiter«. Diese Künstlergruppe lebte und schuf in den Jahren zwischen der Jahrhundertwende und dem Ersten Weltkrieg vor allem in München und Murnau am Staffelsee. Allerdings kann man sie nicht als feste Gruppierung betrachten, obwohl ihr über Jahre hinweg dieselben Personen angehörten, sondern als lose Vereinigung von Malern, die für dasselbe Ziel und an derselben Unzufriedenheit arbeiteten.

München galt damals als Stadt der Künste, und jeder, der meinte, Talent zu haben, ging damals dorthin. So auch Alexej von Jawlensky und Marianne von Werefkin (1896), Wassilj Kandinsky (1897) und Alfred Kubin und Paul Klee (1898). An dieser Stelle seien nur diese genannt, da sie später mit Franz Marc und Gabriele Münter jene Künstlergruppe bildeten. Dieser Gruppierung gehörte nur ein Münchner an: Franz Marc, und er wurde zugleich mit Kandinsky bestimmend für die Entwicklung dieser Gruppe. Ihnen allen war die Unzufriedenheit mit der herkömmlichen Malerei und dem Kunstmarkt gemeinsam. An der Malerei bemängelten sie die Zufälligkeit der Motive, die überflüssige Durchführung des Nebensächlichen und vor allen Dingen das Fehlen des »seelischen Erlebnisses«, das für sie das Wichtigste an einer Bildaussage war. Kandinsky hat das später »das Geistige in der Kunst« genannt. Auch in bezug auf den Kunstbetrieb wandten sie sich gegen das »be-

queme Nutznießertum einer romantischen Rückgewandtheit« und gegen dessen »Leerlauf . . . , der den Künstler ebenso isolierte wie das Kunstwerk«. So waren also ihre Bestrebungen zum einen, in ihren Bildern »seelisches Erleben« auszudrücken, und zum anderen, die Isoliertheit der Künste und Kunstwerke untereinander aufzuheben. Das zweite Anliegen versuchten sie zu verwirklichen, indem sie sich in ihrer Künstlervereinigung nicht nur mit den bildenden Künsten beschäftigten, sondern auch mit Volkskunst, Musik, Tanz etc. Auf diese Weise ergab es sich fast von selbst, daß dem engeren Kreis der Künstler nicht nur Maler angehörten, sondern z. B. auch der Tänzer Alexander Sacharoff oder der Komponist Arnold Schönberg, von dem bemerkenswerterweise auch drei Bilder in die erste programmatische Ausstellung aufgenommen worden waren. Aber auch die Maler selbst waren z. T. mit mehreren Begabungen gesegnet, so z. B. Paul Klee, der die Entscheidung zwischen Musik und Malerei zu fällen hatte, oder Kandinsky, der einige Texte verfaßte, die nachträglich dem literarischen Dadaismus zugeordnet wurden, obwohl dieser erst 1917 in Zürich entstand. Jedoch der Versuch, ein einheitliches Wirken der Künste miteinander zu initiieren, hatte nur für die gemeinsamen Jahre in München einen gewissen Erfolg, da die herkömmlichen Wissenschaften dieses gemeinschaftliche Schaffen bald wieder in die einzelnen Sparten zerlegten. Mehr Erfolg war ihnen bei dem Versuch beschieden, mehr Ausdruck in die Malerei zu bringen, so daß sie nicht mehr nur Abbild der Wirklichkeit oder Darstellung einer bestimmten Szenerie war, sondern mehr. Ihre epochemachenden Erkenntnisse über das »Geistige in der Kunst« und deren Umsetzung in die Technik und in die Art des Ausdrucks wirken heute noch in der modernen Malerei, in der Avantgarde weiter, ja sie sind eine ihrer Wurzeln.

Hier in München, jener Stadt, die gleicherweise nach vorne und hinten blickte, in der sich Dörfliches friedlich mit Europäischem mischen durfte, kamen die Vertreter verschiedenster Couleure zusammen. Sie alle hatten beim traditionellen Stil begonnen und besuchten in der Akademie die verschiedenen Mal- und Bildhauerklassen, in denen sie sich auch z. T. kennenlernten. Bald scharte sich um Kandinsky ein Kreis von gleichgesinnten Künstlern, die nach dem gemeinsamen Austritt aus der Münchner Künstlervereinigung die Gruppierung bildeten, aus der der Blaue Reiter hervorging. Kandinsky war der erste gewesen, der mit

den Ergebnissen, die er mit der herkömmlichen Malerei erzielte, unzufrieden war und einen neuen Weg zu finden versuchte. Er schrieb dazu: »Im Studienmalen ließ ich mich gehen. Ich dachte weniger an Häuser und Bäume, strich mit dem Spachtel farbige Streifen und Flecken auf die Leinwand und ließ sie so stark singen, wie ich nur konnte . . . nachher, besonders zu Hause, immer eine tiefe Enttäuschung.« Diese Landschaftsstudien, die er hier so beklagt, entstanden in den Jahren zwischen 1900 und 1907 auf vielen Reisen, die er zusammen mit seiner Schülerin und damaligen Lebensgefährtin Gabriele Münter unternommen hatte.

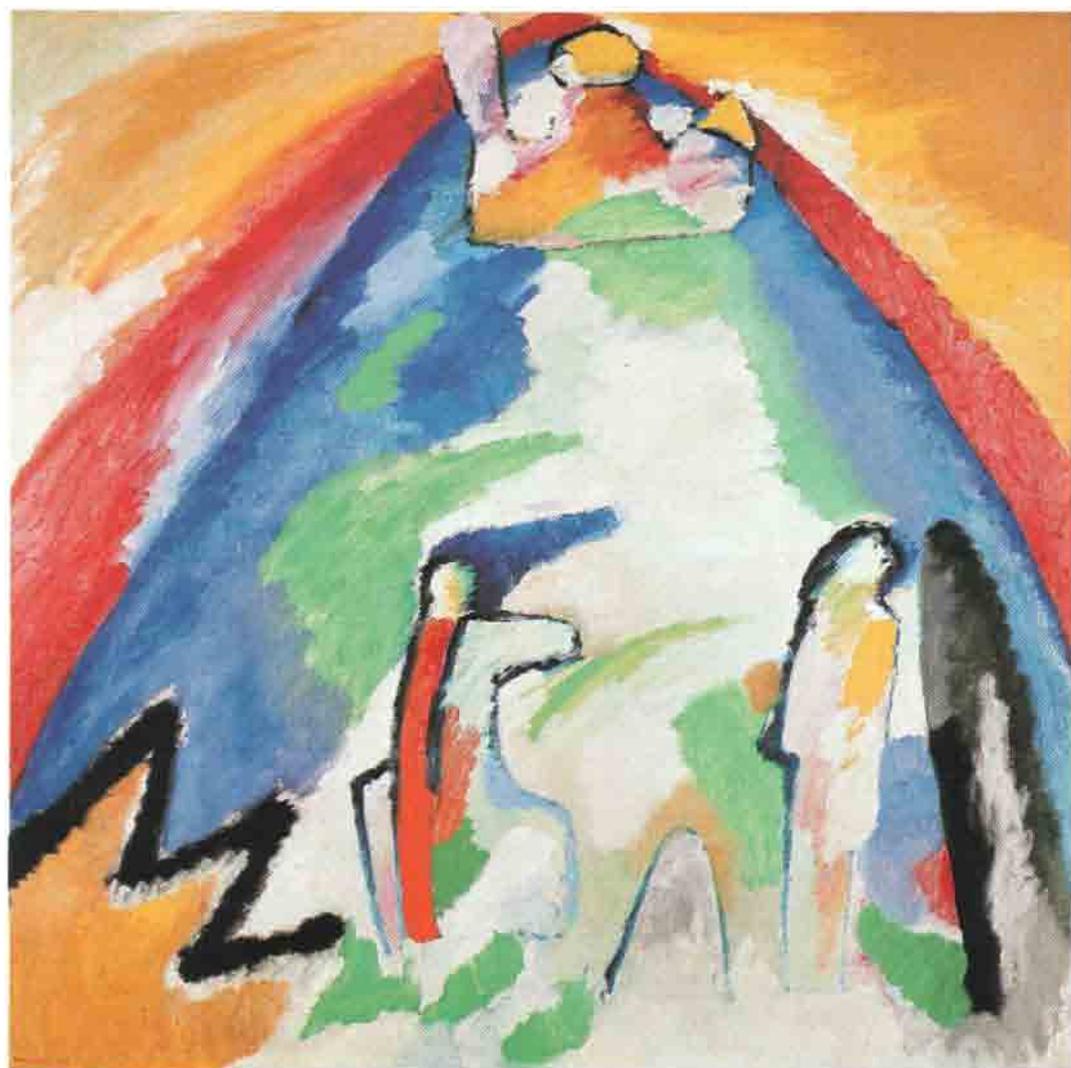
Sein Lehrmeister an der Akademie, Franz von Stuck, konnte ihm bei seinem Streben nur wenig weiter helfen, da dieser eine zu andersgeartete Mentalität besaß. So arbeitete er autodidaktisch weiter und machte die Natur zu seinem Lehrmeister. Und er lehrte auch seine Schüler, sich in deren Anschauung zu vertiefen. Im Jahr 1908 begründete sich die Freundschaft zu Jawlensky und Mariann von Werefkin, mit denen er und Gabriele Münter einige Jahre in Murnau gemeinsam arbeiteten. Dort erfuhren alle eine gewisse Weiterentwicklung, und Gabriele Münter schrieb in ihr Tagebuch: »Ich habe da nach einer kurzen Zeit der Qual einen großen Sprung gemacht – vom Naturabmalen – mehr oder weniger impressionistisch – zum Fühlen eines Inhalts, zum Abstrahieren – zum Geben eines Extraktes . . . Wir alle vier strebten viel, und jeder einzelne entwickelte sich . . .« Aus dieser Zeit gibt es einige Bilder, die man sehr genau anschauen muß, um unterscheiden zu können, ob sie von Jawlensky, Gabriele Münter oder Kandinsky sind. Das zeigt, sie hatten denselben Ausgangspunkt und versuchten gemeinsam in dieselbe Richtung zu streben. Dennoch fand jeder seinen eigenen Weg.

Das Bild von **Gabriele Münter »Baumblüte in Lana« von 1908** ist aus dieser Zeit, und es zeigt noch stark impressionistische Züge, die am Anfang allen vier gemeinsam waren. In fast allen Bildern der ersten gemeinsamen Entwicklungsstufe überwiegen diese impressionistischen Anklänge, deren Kennzeichen das direkte Abmalen von der Natur ist und damit der Versuch, die freie, sich stets wandelnde Natur und die atmosphärische Wirkung der Luft und des Lichts einzufangen. Ein weiteres Kennzeichen dieser Periode ist das Auflösen von Linien und Flächen in kurze Striche bzw. Punkte. Gerade in dem Bild »Baumblüte in Lana« bestechen die hellen, leichten Far-

ben und der lockere Farbauftrag, der eine ungewöhnlich heitere und luftige Atmosphäre ins Bild bringt. Diese Atmosphäre wird durch die in Lila und Blau gehaltenen Berge mit den schneebedeckten Graten nicht eingeschränkt, sondern noch weitergeführt, hinauf in die klarere Luft des Gebirges. Diese Leichtigkeit im Stil verlor sich in den folgenden Jahren ein wenig, da innerhalb der Gruppe alle weiterexperimentierten, aber gerade Gabriele Münters eigenständige Entwicklungen begrüßte Kandinsky und wertete sie als »urwüchsige, innerliche, sagen wir gleich echt deutsche Begabung« und vor allen Dingen als »eine rein weibliche«.

Der leicht impressionistische Zug blieb Gabriele Münters Werk auch in späteren Jahren eigen, da er zu ihrem Wesen gehörte. Auf der einen Seite war sie fähig, die Ergriffenheit eines Erlebnisses sogleich ins Bild umzusetzen, und auf der anderen Seite beherrschte sie auch die klärende und gestaltende Verwandlung von Natureindrücken nach der zeichnerischen Vorbereitung im Skizzenbuch. Und es gelang ihr, diese beiden an sich gegensätzlichen Pole in Einklang zu bringen, so daß auch in ihrer nachimpressionistischen Phase immer noch die lockere Malweise vorherrscht, die durchaus auch einmal in technische Mängel führen kann, jedoch den impulsiven und ausdrucksstarken Strich behält. Dies ist vor allem in dem Bild **»Blick aufs Gebirge« von 1934** zu sehen, in dem zwar der Pinselstrich wesentlich breiter und fester geworden ist, jedoch in seiner Flüchtigkeit immer noch an den Augenblick gemahnt. Der Bildaufbau ist einfach und klar: im Vordergrund zwei Häuser und ein paar Büsche, dann die Ebene und dahinter die Berge, die fast bis an den oberen Bildrand reichen. Diese drei Ebenen der Schilderung schließen die ganze Ruhe dieser Szene in sich ein und bilden damit eine Verkörperung dieser Landschaft, die über die bloße Beschreibung hinausgeht.

Durch die Einfachheit der sich in großen Formen aufbauenden Natur wird in der Reduzierung eine Steigerung der Aussage erreicht. Mit schwarzen Umrißlinien sind die Gegenstände festgelegt, so daß die als Abgrenzung zwischen den einzelnen Flächen gedachten Linien ein Eigenleben beginnen. Die drei Bildebenen sind farblich eindeutig von einander abgegrenzt: den Bergen gehören die Blauschattierungen, der Ebene das Braun, und nur der Vordergrund mit der Grundfarbe Grün trägt zusätzlich einige weiße, rote und gelbe Farbtupfer. Auf diese Weise gewinnt man den Ein-



Wassily Kandinsky: Berg 1909; München, Städtische Galerie im Lenbachhaus
© 1980; Copyright by ADAGP, Paris & Cosmopress Genf

Foto:
Blauel

druck einer ruhigen und bestimmten Zuordnung der Dinge. Diese Tendenz zu größeren Flächen, d. h. zur Vereinfachung der Bildstruktur, setzt schon früh in der Murnauer Zeit ein, und wir werden ihr auch bei Klee noch begegnen. Weniger ruhig geht es in den Bildern von Alexej von Jawlensky zu, der zu Beginn des gemeinsamen Malens derjenige war, der am meisten über die Strömungen und Neuigkeiten der damaligen Avantgarde wußte. Er brachte dieses Wissen in die kleine Murnauer Gemeinschaft ein, und so entwickeln sich bei ihm Landschaften, die mächtig im Raum stehen. Sie sind in der Regel gekennzeichnet durch die Benutzung von vollen Farbtönen, die ohne Bezug zur Realität verwendet werden (z. B. orange-rot-gelbe Hügelketten mit blauen Begrenzungen). Zumeist werden die Konturen in Schwarz oder Dunkelblau gezogen; die Fläche herrscht vor, aber oft durch den Pinselstrich wieder in viele kleine Flächen aufgelöst.

Kandinsky jedoch reicht die bloße Vereinfachung nicht. Er experimentiert weiter mit immer leuchtenderen Farben und Verwischen von Konturen. Von 1905 z. B. ist eine Bemerkung von ihm überliefert, ihn »störten die Gegenstände«. Bereits damals versuchte er zu einer Malerei zu kommen, die ohne Gegenstände war, aber keine Ornamentik sein durfte. Er war ein Mann, der vom Farbenspiel oder von einer einzelnen Farbe fasziniert sein konnte. Und bei der Betrachtung von solchen Farbenspielen stellte er fest, daß ihn der Gegenstand, d. h. dessen Form, beim Betrachten der Farbigkeit störte; und so arbeitete er auf eine Eliminierung des Gegenstands hin. Sein Antrieb nach der gegenstandslosen Darstellung lag in der Sehnsucht nach dem Reich der reinen Empfindung und in dem Trieb, seinen Schicksal zu befriedigen, und nicht in der Abkehr von der Welt. Dahinter steht auch der Glaube, daß in der Farbe mehr Sinn liegt als der der bloßen Illustration. 1910 entstand das erste wirklich abstrakte Bild, bei dessen Konzeption er nicht von einem realen Gegenstand ausgegangen war. Damit schuf er sich eine Kunst, die das vollendete, was die Natureindrücke ihm noch nicht ganz ermöglicht hatten. Er wollte aber, daß sich auch der Betrachter in das Bild versinken lassen könne, damit er dieselben Empfindung erfahre wie er selbst. Jedoch dieses Sich Versinkenlassen ist nur möglich, wenn unser Ich ausgeschaltet bzw. zur Ruhe gekommen ist. Dies geschieht nur, wenn nichts mehr vorhanden ist, an dem sich seine Aufmerksamkeit entzünden könnte. Das Innerliche und das Äußerliche sollen

eins werden. Er schreibt in seinen »Rückblicken«: »Ich habe viele Jahre die Möglichkeit gesucht, den Beschauer im Bilde »spazieren« zu lassen, ihn zu der selbstvergessenen Auflösung im Bilde zu zwingen. Manchmal gelang mir das auch: ich habe es dem Beschauer angesehen.«

Betrachten wir nun das Bild »Berg« von 1909. Es steht in der Mitte einer Reihe von Versuchen zu diesem Thema, die viel gegenständlicher beginnen und sich bis zu fast abstrakten Lösungen weiterentwickeln. Versuchen wir nun im Bild zu »spazieren«. Das Bild wird eindeutig von einem Berg beherrscht, der es nahezu ausfüllt. Der Berg ist zwar nicht in einer Art und Weise wiedergegeben, in der jeder sofort einen realen Berg wiedererkennen würde; es sind jedoch einige Anspielungen auf einen solchen vorhanden wie z. B. die weißen und grünen Flecken, die an eine ausgeaperte Wiese erinnern, oder im weitesten Sinn auch die äußere Form des Berges, obwohl es in der Natur wohl nirgends einen so gleichmäßig geformten Berg gibt. In diesem Fall spielt das aber keine große Rolle, da es ja nicht ein bestimmter Berg sein soll, sondern nur das Zeichen für einen Berg. Die blaue Färbung der inneren Kontur könnte man vielleicht auch noch als ziemlich natürlich bezeichnen, da Blau als Farbe der Entfernung durchaus anerkannt ist. Was soll dann allerdings die rote Kontur? Ist das ein weiterer Berg von etwas behäbigerer Form, der direkt dahinter liegt? Dem würde die unterschiedliche Farbwirkung widersprechen, da Blau die Farbe der Ferne ist und Rot die Farbe der Aggression (Aktivität), die uns entgegenspringt. Es kann hier Blau aber auch als Farbe des Geistigen und der romantischen Sehnsucht in ihrem Symbolcharakter gesehen werden, das vom aggressiven Rot noch zu sehr beherrscht wird.

»Spazieren« wir nun auf den »Berg« hinauf, so finden wir dort ein ganz und gar undefinierbares Gebilde (eine Hütte?) und schauen auf die untengebliebenen Menschen hinunter, die ihrerseits bewundernd hinaufschauen.

Ich höre nun schon die Stimmen, die sagen, das wäre wohl eine zu gewagte Interpretation, aber schlängelt sich nicht ein jeder auf diese Weise, mehr oder minder mit kunstgeschichtlichem Wissen vollgepackt, durch ein Bild? Assoziationen an reale Gegenstände sind dabei dem Betrachter überlassen, und sie drängen sich sogar auf, wenn man sich nur richtig in das Bild hineingehen traut. Dies aber war nur die Andeutung meines Wegs. Dieses Bild gehört noch zur Reihe der halb-

strakten Bilder, die auch eine wichtige Entwicklungsstufe im Schaffen Kandinskys darstellen. Seine eigentliche große Leistung ist aber die Hin-
führung zur abstrakten Kunst. Ausgehend von den »Naturstudien«, die mehr das Studieren bestimmter Farb- und Formgesetzmäßigkeiten waren, die sich in der Naturanschauung darbieten, als das Einfangen einer Situation, ist sein Weg klar vorgezeichnet bis zur Zurückführung einer Szenerie auf ihre reinen Farb- und Formgesetzmäßigkeiten und -rhythmen, die die Abstraktion vom tatsächlichen Gegenstand darstellen. Aber er wollte noch mehr; er wollte nicht nur Abbilder – wenn auch noch so reduzierte – schaffen, sondern er wollte auch die Schwingungen und Gefühle beim Betrachten des realen Gegenstands oder der Landschaft in das Bild mithineinnehmen und damit für den Betrachter erfühlbar machen.

Der nächste und radikalste Schritt für ihn war dann, daß er beim Malen eines Bildes nicht mehr von einem realen Gegenstand ausging, sondern sich immer mehr auf seine eigene Intuition und Kreativität einließ, um die Strukturen und Schwingungen, die in ihm lebten, sichtbar zu machen. Dieser Schritt vollzog sich um 1910, und an der Reihe der Bilder vom »Blauen Berg« (»Blauer Berg«, »Berg«, . . . , »Komposition 4« . . .) läßt sich ganz gut die Geschwindigkeit und die Spanne der Entwicklung ablesen, in der ihn sein Schaffensdrang vorwärts getrieben hat.

Daß Kandinsky in seinem Streben von den meisten seiner Zeitgenossen nicht verstanden wurde, liegt an der Radikalität seiner Ideen, die die bisherige Ordnung zutiefst erschütterten. Die ersten Ausstellungen dieses neuen Kunstverständnisses riefen unter den Besuchern und Kritikern Empörung und Abscheu hervor. So war z. B. in den Münchner Neuesten Nachrichten vom 10.9.1910 zu lesen: »Diese absurde Ausstellung zu erklären, gibt es nur zwei Möglichkeiten: entweder man nimmt an, daß die Mehrzahl der Mitglieder und Gäste der Vereinigung unheilbar irrsinnig ist, oder aber, daß man es mit schamlosen Bluffern zu tun hat, denen das Sensationsbedürfnis unserer Zeit nicht unbekannt ist, und die die Konjunktur zu nutzen versuchen. Ich für meinen Teil neige, trotz gegenteiliger, heiliger Versicherungen, letzterer Ansicht zu, will aber aus Gutmütigkeit einmal die erstere akzeptieren.«

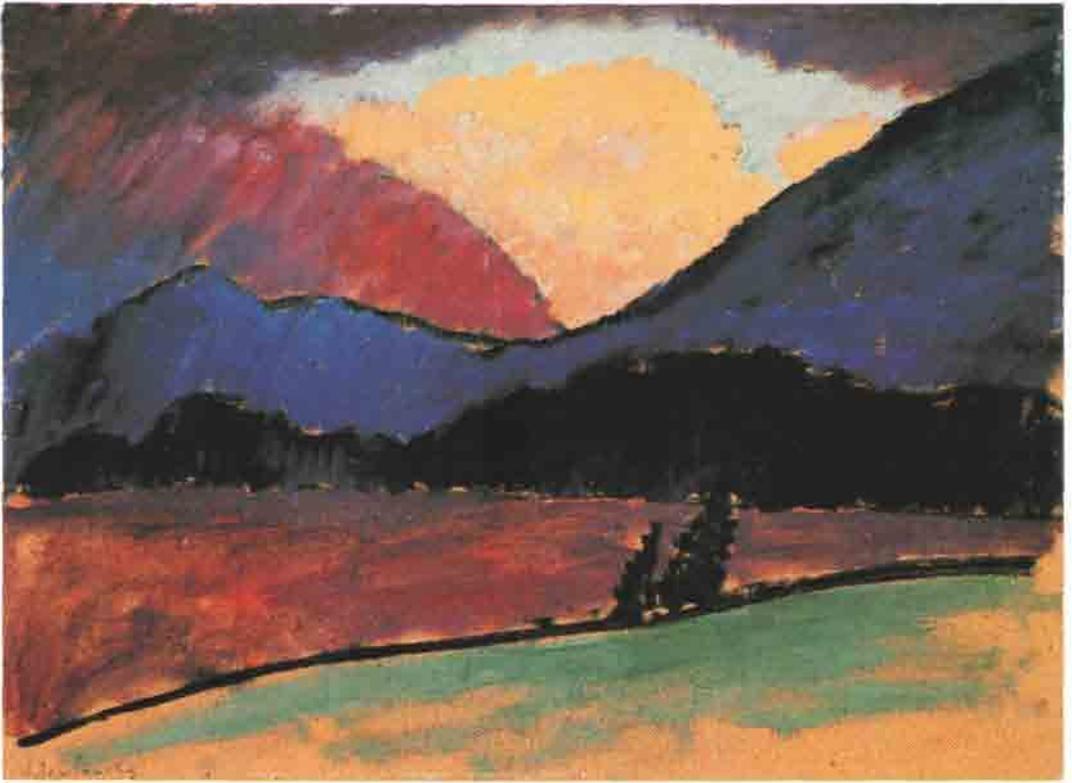
Erinnert das nicht auch an heutige Reaktionen auf die Kunst der Avantgarde? Auch nur wenige Künstler verstanden diese Art der Kunstauffassung und sahen ihre Bedeutung. Unter denen, die

begriffen hatten, war Franz Marc; sogleich, nachdem er die erste Ausstellung gesehen hatte, nahm er Verbindung mit Kandinsky auf. Zwischen den beiden entwickelte sich schnell eine Freundschaft. Und beiden stand das Bewußtsein klar vor Augen, an einer Zeitenwende ungeheuren Ausmaßes zu stehen, und beide besaßen die Überzeugung, daß die Malerei die Kraft haben müsse, neue, geistige, wegweisende Richtungen aufzuzeigen. Marc schrieb: »In unserer Epoche des großen Kampfes um die neue Kunst streiten wir als »Wilde«, nicht Organisierte, gegen eine alte, organisierte Macht. Der Kampf scheint ungleich; aber in geistigen Dingen siegt nie die Zahl, sondern die Stärke der Ideen. Die gefürchteten Waffen der »Wilden« sind ihre neuen Gedanken; sie töten besser als Stahl und brechen, was für unzerbrechlich galt.« – »Ihr Denken hat ein anderes Ziel: Durch ihre Arbeit ihrer Zeit Symbole zu schaffen, die auf die Altäre der kommenden geistigen Religionen gehören, und hinter denen der technische Erzeuger verschwindet.«

Aber nicht nur in ihrem Zukunftsglauben waren Kandinsky und Marc sich sehr ähnlich, auch in ihrer Auffassung von Natur, und so kann Kandinsky in seinem Aufsatz »Unsere Freundschaft« Marcos Charakter folgendermaßen beschreiben: »Seiner freien Natur entsprach das Land, und es war für mich immer eine besondere Freude, ihn mit einem Rucksack auf dem Rücken, mit einem Stock in der Hand durch Wiesen, Felder und Wälder marschieren zu sehen. Seine Natürlichkeit entsprach der Natur auf eine wunderbare Art, und es schien, die Natur freue sich über ihn.«

Auch Marc kam von der impressionistischen Malerei her, die er, als einziger Münchner der Gruppe, auch bei Stuck studiert hatte. Sein bevorzugtes Thema von Anfang an war das Tier in seiner Umwelt. Seinen Stil zu dem Zeitpunkt, als er Kandinsky kennenlernte, könnte man noch traditionell nennen, jedoch die Begegnung mit den neuen Ideen und Bestrebungen des Blauen Reiters brachte ihn ein gutes Stück weiter auf seinem Weg zu den leuchtenden Farben und den sich brechenden Flächen. In dieser Zeit beschäftigte er sich auch viel mit Nietzsche, dessen Einfluß bei ihm stets spürbar ist.

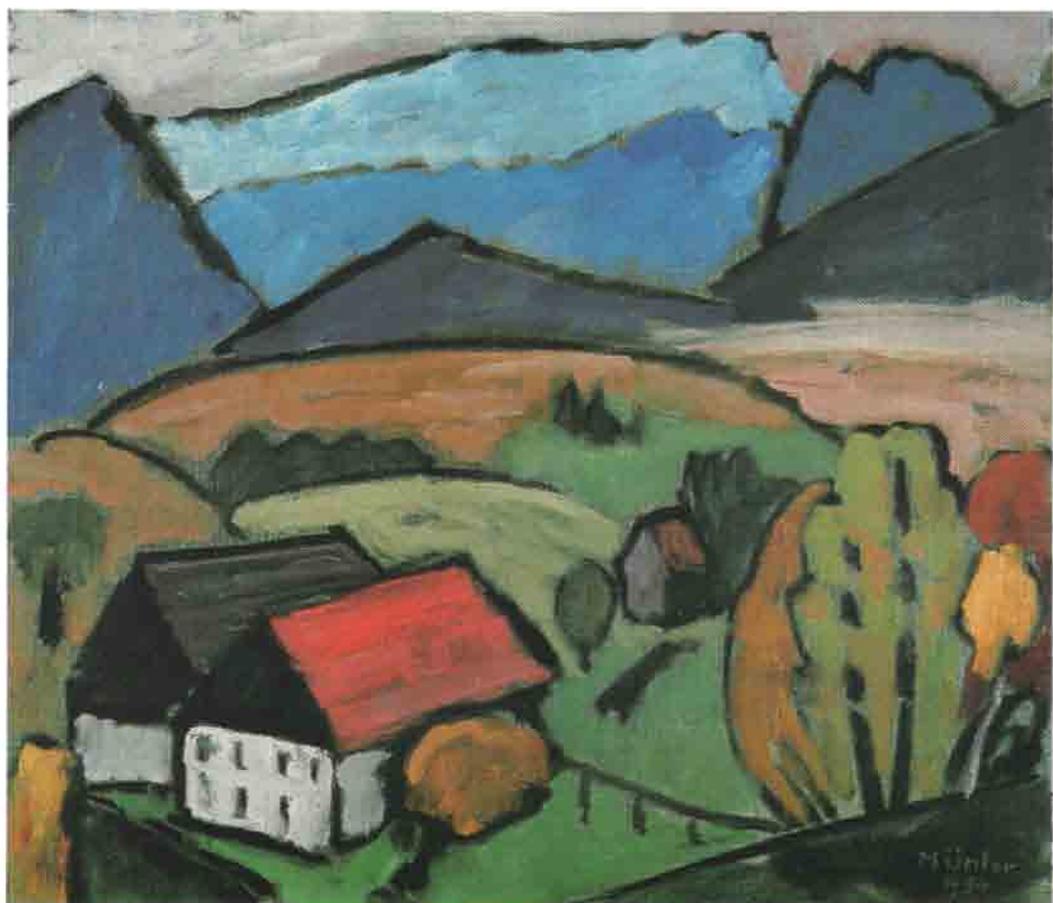
Nachdem aber der »unfromme Mensch« seine »wahren Gefühle« nicht erregte, hatte sich sein Herz dem Tier zugewandt und war ihm mit franziskanischer Liebeskraft zugetan. So malte er seine Tiere nicht als pirschender Waldgänger, sondern indem er sie der Zufälligkeit ihres natürli-



Alexej von Jawlensky: Sommerabend in Murnau; München, Städtische Galerie im Lenbachhaus
© 1980; Copyright by COSMOPRESS Genf

Rechte Seite oben:
Gabriele Münter: Blick aufs Gebirge
München, Städtische Galerie im Lenbachhaus
© 1980, Copyright by Gabriele Münter-
und Johannes Eichner-Stiftung

Rechte Seite unten:
Gabriele Münter: Baumblüte in Lana
München, Städtische Galerie im Lenbachhaus
© 1980, Copyright by Gabriele Münter-
und Johannes Eichner-Stiftung



Fotos:
Blauel

chen Dascins entkleidete, hob er sie in die Sphäre heiliger Legenden. Von daher erklärt sich seine Naturmystik, in der er die von der Kreatur ausgehende Aura des Unberührten, des Reinen und des Guten zu verwirren suchte und nicht einfach das »Wesen« des Tieres oder ein Tiersymbol. Genau das meint z. B. Paul Klee, wenn er über Marc schreibt: »Zu den Tieren neigt er sich menschlich. Er erhöht sie zu sich.«

Marc hatte die Staffelei an einem festen Platz in der Wiese stehen und mit einem Dach versehen, um die Rehe und Pferde, die bei ihm im Garten lebten bzw. auf der Weide nicht weit davon entfernt, zu jeder Zeit malen zu können. Bei so einer Gelegenheit entstand sicher auch das Bild »Sitzendes Pferd«. Auf diesem Aquarell mit Kohlevorzeichnung sind die Farben ziemlich natürlich, und das Pferd ist durchaus in seinen natürlichen Proportionen dargestellt. Nur die Landschaft, in der sich das Pferd befindet, gibt es in der Realität nicht. Sie ist ein Mittel zu dem Zweck, den Bezug von Natur und Pferd herzustellen bzw. zu veranschaulichen. Die Formen, in denen diese Natur dargestellt ist, beziehen sich direkt auf die Form des Pferdes. Z. B. der Krümmung des Halses entsprechen sowohl die Krümmungen der links neben dem Pferdekopf angedeuteten Hügel als auch die des rechts davon herabhängenden Zweiges. Dieser entspricht gleichzeitig noch der Wölbung der Kruppe des Pferdes. Aber auch die zottige Form der Mähne mit ihren Zacken findet sich wieder in dem sternförmig angelegten Gebüsch und dem herabhängenden Zweig. Diese Formwiederholungen verweisen auf die Bedeutung des Tieres im Gesamtkontext und steigern seine Aussagekraft. Durch die Linien, die direkt auf es zukommen und die vielleicht Sonnenstrahlen sein sollen, wird es zwar als Gegenstand hervorgehoben, aber seine wahre Bedeutung wird erst durch die formale Einbindung in seine Umgebung klar. Indem die Natur in ihrer Form direkt auf die Kreatur bezogen wird, offenbart sich, wie weit für Marc dieser Mythos von der Überhöhung des Tiers in der Gesamtheit der Natur ging. In diesem Sinn äußerte sich auch Kandinsky: »Auf seinen Bildern sind aber die Tiere mit der ›Landschaft‹ so eng verschmolzen, daß sie trotz ihrem starken ›Ausdruck‹, ihrer Marschen Charakteristik, gleichzeitig immer nur ein organischer Teil des Ganzen sind. Besonders damals gab es nur sehr selten Menschen, die vom Ganzen etwas wußten, und noch weniger solche, die dieses Ganze in der tiefsten Seele erlebten, zu diesem Erleben fähig wa-

ren. Auch heute noch ist diese Zahl wenig gewachsen. Die Welt ist noch viel zu materiell dafür, d. h. die Welt, in der der heutige Mensch lebt und die er selbst zu seinem Unglück geschaffen hat . . .« Franz Marc war der erste der Gruppe, den der Tod ereilte. Er starb vor Verdun, viel zu früh für sein Gesamtwerk, das noch auf die Erfüllung wartete. Im Jahre 1911 stieß als Letzter Paul Klee auf den Blauen Reiter. Vor dieser Begegnung hatte er selbständig versucht, einen für ihn befriedigenden Weg zu finden. Dabei hatte er sich fast nur mit der Graphik beschäftigt, da er nach seiner Meinung mit der Farbe nicht zurechtkam. Als echter Autodidakt eignete er sich systematisch jede erdenkliche neue oder alte Technik in der Graphik an und versuchte mit ihr weiterzuarbeiten. Auch sein Ziel war es, nicht-bildliche Aussagen in bildlichen zu fassen. So malte er z. B. nach der Musik oder versuchte, die Schwingungen der Musik im Konzertsaal sichtbar zu machen, während sich ein anderes Experiment auf die Darstellung von Zeit bezieht. Als er nun in München auf die Maler des Blauen Reiter traf, fand er bei ihnen den Versuch, auf die Ursprünge, auf die Vereinfachung zurückzugehen. Auch er wollte Bilder aus einem ganz anderen Bezug als dem des Nachahmens bilden, Formen und Farben zum Sprechen bringen und in ihnen Mitteilungen verwirklichen, die aus der neuen Dimension der Ausdruckswelt des Menschen kamen. Er suchte stets danach mit seinen Mitteln und hatte auch ganz beachtliche Erfolge damit, die ihn allerdings ziemlich bald nicht mehr befriedigten.

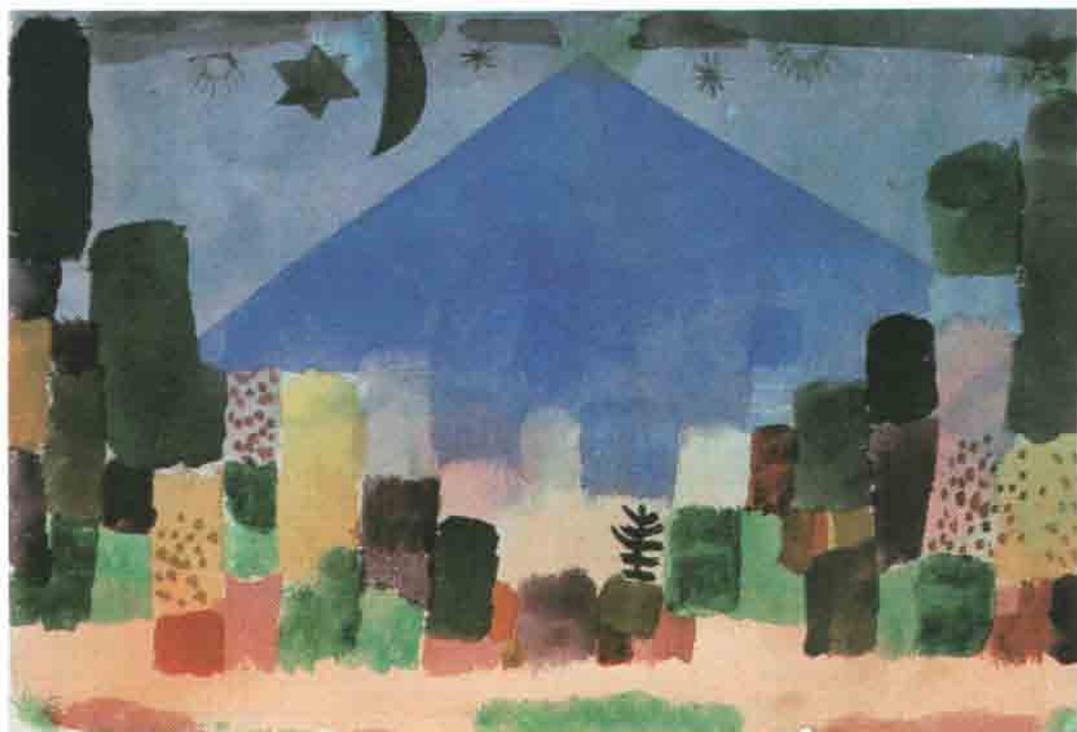
Da er sich nur mit Graphik beschäftigte, während die Maler des Blauen Reiters hauptsächlich mit der Farbe experimentierten, war seine Stellung in der Gruppe nicht gerade führend. Und so war er erst in der zweiten Ausstellung vertreten. Der Blaue Reiter war für Klee ein Punkt der Freiheit, von dem aus sich eine weite Aussicht in das Land der freien Form und der freien Farbe bot. So findet er erst 1914 während der berühmt gewordenen Tunisreise zur Farbe, die neben seinem Einzelgängertum in seinem Schaffen der Angelpunkt für seine Ausnahmestellung innerhalb der Gruppe war. Wertvolles für die Gruppe leistete er allerdings, indem er sich mit der Kunst der primitiven Völker beschäftigte und diese Art von Kunst in die Diskussionen miteinbrachte. Gerade diese Dinge wurden auch ein entscheidender Teil in dem Almanach »Der Blaue Reiter«, da sich Kandinsky selbst mit der Volkskunst beschäftigte und in diesen Äußerungen primitiver Kunst meinte, das Ur-

sprüngliche zu erkennen, nach dem sie alle suchten. Sie verstanden das Kunstwerk als eine eigene Welt, nicht als Nachahmung der Natur, und waren der Meinung, daß der Künstler immer das sagt, was er in sich hat, und nie nur das, was er sieht. Darauf begründet sich auch Klees spezielle Auffassung von Natur: »Die Natur ist das Kunstwerk eines anderen, wir müssen sie als ein Musterbeispiel ansehen, damit sie uns dazu verhelfen kann, mit den Mitteln, die uns die bildende Kunst gibt, etwas Ähnliches zu schaffen.« Er beobachtete die Natur also, um ihre Gesetzmäßigkeiten zu begreifen. Seine intime Kenntnis der Schöpfungsvorgänge in der Natur verlieh ihm die Gabe, sie selbst noch in Formen zu beschwören, in denen sich keine Spur von ihr erhalten hat, nämlich mit ganz und gar abstrakten Gemälden. Zu dieser Abstraktion gelangte er ungefähr aus demselben Antrieb wie Kandinsky, jedoch über einen ganz anderen Weg. Während Kandinsky mit sich selbst und seinen Emotionen experimentierte, war und blieb Klee der kühle, leicht verspielt wirkende Logiker; Systematiker sowohl in der Bewältigung der Technik wie auch in der Eigenkontrolle. »Die Natur kann sich Verschwendung in allem erlauben, der Künstler muß bis ins letzte sparsam sein. Die Natur ist beredt bis zum verworrenen, der Künstler sei ordentlich verschwiegen. Außerdem ist für den Erfolg wesentlich, nie einen fertigen Bildeindruck schon zum voraus zuzuarbeiten. Sondern dem werdenden Teil der zu malenden Stelle sich ganz hingeben. Der Gesamteindruck fußt dann auf der Sparsamkeitserwägung: die Wirkung des Ganzen auf wenige Stufen abzustellen.« (Klee in seinen Tagebüchern)

Ein glänzendes Beispiel hierfür ist das Aquarell »Föhn im Marc'schen Garten« von 1915. Es vergegenwärtigt die Entschiedenheit, mit der Klee Architektonisches und in der Natur Vorhandenes auf eine abstrakte Figuration aus Quadraten und Dreiecken zurückführt. Der ornamentale Rhythmus der hohen Bäume geht in den ornamentalen Rhythmus der Berge dahinter über. Erst allmählich lassen sich in den einzelnen Anordnungen reale Gegenstände erkennen. Die Stilisierung der Berge und Bäume und die formale Disziplinierung der übrigen Motive läßt die Bedeutung der Details hinter eine ornamentale Gesamtwirkung zurücktreten. Die Faszination, die für mich von diesem Bild ausgeht, liegt in der Darstellung einer realen Szene, die zugleich ins Ornamenthafte umgesetzt wurde, das an sich keine thematische Darstellung zuläßt. Zudem sind die Farben als Mittel des Aus-

drucks in ihrer freien Verfügbarkeit gezeigt und vermittelt zusammen mit den Formen einen hohen Stimmungswert.

Im selben Jahr entstand noch ein weiteres Aquarell, das die rasche und konzentrierte Entwicklung Klees in bezug auf Farbe und Form zeigt. Das Bild wird von einem symmetrischen blauen Berg beherrscht, d. h. von einer Form, die über der »Landschaft« steht und aussieht wie ein Berg. Die »Landschaft« darunter besteht aus lauter kleinen bunten Vierecken, die eng aneinandergelehnt und manchmal mit Punkten versehen den Berg sozusagen in den Hintergrund rücken. Diese Vierecke der Landschaft erinnern mich an die ornamentale Konstruktion des Bildes »Föhn im Marc'schen Garten«; nur daß dort die Vierecke auf der Spitze standen und hier stehen sie auf der Seite. Eine letzte Reminiszenz an die Realität ist ein angedeuteter kleiner Baum in einem der Vierecke. Die endgültige Erhebung des Bildes über die Realität findet sich im gleichzeitigen Vorhandensein von Sonne und Mond und den Sternen. Dabei läßt sich nicht ganz genau feststellen, welche der Gebilde als Stern bzw. als Sonne zu verstehen sind. Fest steht nur, daß der sechszackige Stern in Klees Werk immer wieder auftaucht, sei es als blauer Stern der Hoffnung oder als schwarzer Unstern. Durch sein Vorhandensein erhält das Bild einen märchenhaften Zug, der es in die Atmosphäre der schillernden Phantasie hineinhebt. In dieser rein malerischen Komposition erweitert sich der Gegenstand, laut Klee, »über seine Erscheinung hinaus durch unser Wissen um sein Inneres.« Damit meint er ein über die optischen Grundlagen hinausgehendes Verhältnis zwischen Ich und Gegenstand. Der nichtoptische Weg gemeinsamer irdischer Verwurzelung – so notiert Klee – ergänzt sich mit dem nichtoptischen Weg kosmischer Gemeinsamkeit zur metaphysischen Vereinigung, zur »Synthese von äußerem Sehen und innerem Schauen.« Darüber hinaus wird hier die Polarität von Kosmos und Chaos voranschaulicht, um die Klees Denken immer wieder kreist. »Das Chaos ist ein ungeordneter Zustand der Dinge, ein Durcheinander. ›Weltschöpferisch‹ (kosmogonisch) ein mythischer Ur-Zustand der Welt, aus dem sich erst allmählich oder plötzlich, aus sich selbst oder durch die Tat eines Schöpfers, der geordnete Kosmos bildet.« Das trifft gerade bei Klee auf den Schöpfungsvorgang eines Bildes zu. Da er sich ab der Reise nach Afrika immer mehr den Improvisationen zuwendet, schafft er aus dem Nichts, d. h. aus sich selbst neue Welten. Für ihn



Paul Klee 1915, 250 Der Niesen
Aquarell Canson. 18:25; Hermann und Margritt Rupf Stiftung im Kunstmuseum Bern
© 1980, Copyright by COSMOPRESS Genf

war der Gegenstand die Welt, wenn auch nicht diese sichtbare. Erinnerungen und gefühlsmäßige Assoziationen bilden den seelischen Grund der künstlerischen Konzeption. Andererseits aber wächst das Bild aus einem primären, zunächst nicht notwendigerweise an einen vorgegebenen Inhalts- oder Formeinfall gebundenen Gestaltungstrieb, der, spielerisch sich entfaltend, erst im Prozeß der Bildwerdung selber auf seinen Inhalt stößt.

Klee hat das eben besprochene Bild »Der Niesen« (Berg in den Berner Voralpen, Nähe Thuner See) genannt. Aus der eben versuchten Interpretation geht klar hervor, daß er keinen bestimmten Berg meint, sondern nur als Symbol nimmt. Klee hat außerdem die Titel nahezu aller seiner Werke erst im Nachhinein aufgrund von Assoziationen hinzugefügt.

Aufgrund ihres gemeinsamen spirituellen Anspruchs kann man die Bilder Kandinskys, Jawlenskys, Klees und u. U. auch Marcs miteinander vergleichen. Sowohl in ihrer malerischen wie auch in ihrer geistigen Verwandtschaft stehen sie auf einer Stufe, ohne daß einer seinen eigenen Stil jemals aufgegeben hätte. Kandinsky beschreibt das in dem Aufsatz »Über die Formfrage« im Almanach »Der Blaue Reiter« so: »Die gegenwärtige Kunst . . . spiegelt nicht nur den schon eroberten geistigen Standpunkt ab, sondern sie verkörpert als eine materialisierende Kraft das zur Offenbarung gereifte Geistige. Die vom Geiste aus der Vorratskammer der Materie herausgerissenen Verkörperungsformen lassen sich leicht zwischen zwei Pole ordnen. Die zwei Pole sind: 1. die große Abstraktion, 2. die große Realistik. Diese zwei Pole eröffnen zwei Wege, die schließlich zu einem Ziel führen. Zwischen diesen beiden Polen liegen viele Kombinationen der verschiedenen Zusammenklänge des Abstrakten mit dem Realen.«

Nun ist aber zu fragen, warum sich gerade in dieser Zeit so viele Künstler von den überlieferten Kunsttheorien entfernt haben? Sie haben sich für eine andere – eine neue – Realität in ihren Werken engagiert. So wie Kandinsky und die Gruppe »Der Blaue Reiter« ihren Bildern eine größere Tiefe und mehr Inhalt zu verleihen suchten, indem sie den Weg zur Abstraktion und reinen Expression gingen, arbeiteten in vielen anderen Städten Europas die Künstler aller Sparten (Musik, Literatur etc.) ebenfalls an Konzepten für ein neues Sehen und Erleben der Wirklichkeit, die sie in ihren Werken aufbauen wollten.

So fällt etwa in dieselbe Zeit die Entwicklung des

Kubismus durch Pablo Picasso und Georges Braque in Paris. Man diskutiert in den Salons und Cafés die neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse; über die Relativitätstheorie Albert Einsteins, die Quantenphysik, Werner Heisenbergs Theorien oder Sigmund Freud ebenso wie über soeben entstandene künstlerische Werke. Diese wissenschaftlichen Erkenntnisse haben das gesamte Weltbild und die Vorstellungen vom Menschen und den Bezügen zu seiner Umwelt gerade in dieser Zeit gewaltig erschüttert. Den Menschen wird bewußt, was alles auf sie zukommen kann, nachdem die Technisierung und Industrialisierung ihres Lebensraums seit einigen Jahren schon fortschreitet. Sie beginnen zu fühlen, wie sehr sie, gerade in den großen Städten, in ihrer Bewegungsfreiheit und ihrem Lebensfreiraum immer mehr eingeschränkt werden. Ausgehend von dieser starken Unsicherheit gegenüber den bisher gültigen Werten und der damit verbundenen Orientierungslosigkeit beginnt nun das Suchen nach einem Halt in sich selbst und das Entwerfen neuer Ideen und Welten.

Das Werk der hier besprochenen Maler ist ein Beispiel von vielen aus dieser Zeit. Es steht als Symptom des aufkommenden und alles vertechnisierenden Industriezeitalters und mag uns ein wenig nachdenklich stimmen, da wir nun schon eine ganze Spanne länger in dieser Umwelt leben. Und was machen wir? Wir sind keine Künstler und müssen deshalb unser Unbehagen am seelenlosen, vertechnisierten Zusammenleben in anderer Weise abregieren. Indem wir im Urlaub verreisen, möglichst weit fort, zu Völkern, die von unserer hektischen Kultur noch nicht berührt sind, bringen wir den Unmut gegen das normale, geregelte Leben zum Ausdruck. Und ist nicht auch Bergsteigen eine Flucht aus dem grauen Alltag? Einmal wieder etwas anderes sehen wollen, unverfälschte Natur genießen wollen . . .

Wir sind keine Künstler, aber auch uns zieht es immer wieder zu anderen Realitäten.

Verwendete Literatur

Museum. Städtische Galerie im Lenbachhaus München. Braunschweig 1978.

Der Blaue Reiter in der Städtischen Galerie im Lenbachhaus München. München 1964.

Johannes Eichner, Kandinsky und Gabriele Münter. Joseph-Emile Müller, Moderne Malerei. Band III: Vom Expressionismus bis zum Surrealismus. Paris 1965.

Werner Haftmann, Klee. München 1961.

Anschrift der Verfasserin: Ursula Welsch, Rotwandstr. 12, D-8000 München 90.

Gedanken eines lesenden Bergsteigers zur alpinen Literatur

MARTIN LUTTERJOHANN

Natürlich weiß ich, daß ich mich damit auf einen gefährlichen Pfad begeben, wo hinter jeder Biegung Wölfe in Gestalt von Literatur-Experten darauf lauern, mich zu zerreißen, sollte ich es wagen, den Finger belehrend zu erheben und Vorschriften zu machen, wie alpine Literatur gestaltet werden müsse. Aber diesen Gefallen werde ich ihnen nicht tun. Damit keine Mißverständnisse aufkommen: ich habe fast keine Ahnung von Literaturwissenschaft, Germanistik oder Stilkunde, schon gar nicht will ich in die Rolle eines Literaturpapstes schlüpfen. Warum also verfasse ich dann einen Aufsatz über alpine Literatur, wenn ich offensichtlich nur wenig davon verstehe? Nun, so ganz stimmt das nicht: seit zwei Jahrzehnten fühle ich mich unter anderem als Bergsteiger, weil ich im Eis hoher Berge nach mehr Luft gerungen habe oder an Überhängen im Fels angstvoll hoffte, daß meine Kraft reicht, nicht herunterzufallen; weil ich mit meinen Kindern auf leichte Voralpengipfel gewandert bin und durch steile Schneeflanken mitunter riskante Schwünge gezogen habe; weil ich Rückzüge machte, wenn ich mich nicht weiterwagte, aber auch Erstbegehungen erkämpft habe, kurz: weil ich behaupte, daß ich vom Bergsteigen etwas verstehe, und: weil mir Sprache nicht gleichgültig ist. Es macht mir einfach Spaß, gekonnt geschriebene Geschichten zu lesen, ja wirklich, ich genieße die originellen Einfälle und Bilder, die Wahl der Worte, den Stil, die Ideen guter Erzählungen. Den Maßstab dafür setzt mein Gefühl. Und darin sind wir alle ja Experten, denn jeder kann zwischen Unbehagen, Ärger, Trauer, Freude unterscheiden, wenn er auch nicht immer die für ihn richtigen Rückschlüsse daraus zieht, aber das ist ein anderes Thema. Ich will noch beim Gefühl bleiben: stilistisch mag eine Erzählung in Ordnung sein, aber hohle Phrasen, verblichene Bilder, die wieder und wieder übernommen wurden, unglaubliche Schilderungen innerer Abläufe. . . dafür haben wir zumeist ein sicheres Gefühl.

Daß ich selbst ab und zu schreibe, sieht hier jeder, daß ich mich seit Jahren (erst jetzt erfolgreich, hoffentlich!) bemühe, einen Verlag dafür zu gewinnen, ein Buch mit von mir gesammelten und übersetzten Erzählungen von Bergsteigern aus al-

len Erdteilen zusammenzustellen, das wußten bisher nur meine Freunde.

Damit bin ich schon mitten beim Thema: Wo bleibt der Mut der Verlage, neue, eigene Wege zu gehen, anstatt daß alle miteinander mehr oder weniger das Gleiche produzieren? Die Antwort lautet natürlich: im Geldbeutel. Der Büchermarkt ist bekanntlich einer der wenigen, die in den vergangenen Jahren keine Rezession gekannt haben. Gemacht wird, was Erfolg verspricht. Und erfolgreich sind im Bereich alpiner Literatur seit Jahren die Rezeptbücher, die in der Regel mit »Die 100 schönsten. . .« beginnen; die »Pause-Bücher« haben in vielen Ländern schlechtere und auch deutlich bessere Nachahmer gefunden, seine Idee hat den Zeitgeist voll getroffen, das wurde vorausgesagt. Nun gut, das macht ja eigentlich nichts, wir haben heute genug Geld, zwanzig bis – sagen wir – fünfzig Mark für großformatige, schön bebilderte Bücher auszugeben, in denen wir uns Anregungen holen für Wochenend- und Urlaubsfahrten.

Als Opfer meines Sammlertriebes bin ich in den letzten Jahren zunehmend der Versuchung erlegen, Dutzende von Buchbesprechungen für eine alpine Zeitschrift zu verfassen. Anfangs reizte mich noch die Aussicht darauf, anschließend das besprochene Buch behalten und in das Bücherregal abstellen zu dürfen. »Man kann ja nie wissen,« dachte ich mir, »irgendwann sind sie dir von Nutzen. Äußerlich sind sie fast alle gut gemacht, eine Gelegenheit zum Verschenken ergibt sich oft genug.« Inzwischen ist mein Unbehagen über die seelenlosen, technischen Gebrauchsanweisungen für alpines Erleben größer geworden. Manches teure Buch lasse ich nur deshalb nicht liegen, weil sich der Autor damit schließlich große Mühe gemacht hat und ich deswegen schlicht mit ihm mitfühle.

Warum ist der alpine Buchmarkt überhaupt so verarmt (eine Armut freilich, die sich hinter glänzenden Schutzumschlägen verbirgt)? Die Pessimisten fällen ein knallhartes Urteil: »Die Leser sind es, die nichts anderes wollen, sie geben sich zufrieden mit diesem (Über-)angebot, wie es die hohen Umsätze für Bild- und Rezeptbücher den Verlagen ja gründlich beweisen. Und sie haben keine Zeit. Heute, so heißt es, will man sich schnell, effektiv, sicher informieren.« Sind Sie, verehrte(r) Leser(in), ohne Zeit? Haben Sie keine Lust, gute Erzählungen oder gar Romane zu lesen, ich meine jetzt nicht Krimis, Western, Spionagethriller, Science Fiction, Arzt- und Liebesromane, nein,

ich meine solche, die von dem handeln, was wir so gern, vielleicht sogar am liebsten tun: vom Bergsteigen. Was verstehen wir von Rauschgift- und Spionageringen, von Viehdieben in Texas oder verschollenen Raumschiffen im Weltall? Gut, gerade deshalb ist es vielleicht interessant, darüber zu lesen. Aber etwa nicht vom Bergsteigen, das wir selbst erlebt haben und ständig von neuem erleben? Es gibt Dutzende von Romanen aus den Jahren vor dem Krieg, in den Alpenvereinsbüchereien kann man sie noch ausleihen, aber die gehören schon in eine andere Zeit, sind nicht mehr aktuell. Wer weiß dagegen, daß der von einer Lawine verschüttete Draufgänger Dougal Haston uns den mit Kletter- und Sexerlebnissen gespickten Roman »Calculated Risk« hinterlassen hat (den Titel hätte er allerdings besser für sich selbst berücksichtigen sollen)? Bergsteigerromane, die in der Gegenwart spielen, gibt es auch z. B. in Japan oder Frankreich – und bei uns? Vielleicht habe ich sie überschen, aber niemand, den ich danach fragte, wußte etwas davon. Auch Kurzgeschichten, Erzählungen sind selten, soweit sie nicht kurz genug für eine Zeitschrift sind. Das Buch »Bergsteiger erzählen« sei nicht besonders erfolgreich, versicherte mir der Verleger. Da sehe ich aber auch inhaltliche Gründe, man vergleiche die Erzählungen dort mit denen im Sammelband »The games climbers play«, in dem Ken Wilson hundert der besten Geschichten vor allem aus dem angelsächsischen Sprachraum vorstellt. Wer »Ascend« kennt oder »Mountaintain«, weiß, welche Art von Erzählungen ich meine. In Deutschland haben erfahrungsgemäß auch Literaturzeitschriften kaum eine Überlebenschance. Liegt das etwa doch daran, daß wir – durchschnittlich gesehen – mit unserer Konzentration auf Arbeit, Geldverdienen, Konsum, Anpassung, Funktionieren, Streß geistig und seelisch verarmt sind, daß uns der Genuß guter Lektüre »nichts bringt«? Die Antwort darauf kann sich nur jeder selber geben.

Wenn wir uns nicht selbst belügen wollen, müssen wir uns dann aber auch der Frage stellen, ob das nicht vielleicht an der alpinen Literatur liegt, ob sie uns überhaupt noch etwas Neues, Allgemeingültiges mitteilen könne. Das – finde ich – spielt nicht die entscheidende Rolle; selbst wenn schon alles geschrieben und ausgedrückt worden wäre, was sich beim Bergsteigen ereignen kann, jedes Ereignis ist einmalig, weil jeder daran beteiligte Mensch einmalig ist. Zum Klischee, und damit langweilig, wird bei der Schilderung von Berger-

lebnissen die Geschichte erst durch gedankenloses Weiterverwenden von Formulierungen, die austauschbar, leer geworden, stereotyp wie Schlagertexte sind. Wer sich bemüht, ehrlich zu sein, wer das schreibt, was er oder sie tatsächlich erlebt hat, und wenn das nicht besonders üppig war, wem es gelingt, sein Bergsteigen nicht isoliert, sondern im Zusammenhang des übrigen Lebens zu sehen, der ist glaubhaft, »authentisch«, wie es Reinhold Messner immer fordert. Apropos Messner, an ihm kommen wir nicht vorbei, wenn wir uns über alpine Literatur auslassen. Er kann einfach gut schreiben, wenn er sich Zeit läßt, und ist darum bemüht, ehrlich zu sein. Ich habe zwar – offen gesagt – Schwierigkeiten, ihm die inneren Vorgänge so abzunehmen, wie er sie schildert, aber das ist vielleicht mein Problem.

Ich bin eine Steilstufe emporgeklettert und oben, außer Atem, sehe ich, daß ich nicht wieder zurück kann. Ich bin wie gelähmt; schwitze, obwohl es kalt ist im Zelt. Rauhrefig hängt an der düsteren Plane über meinem Gesicht. Ich sage etwas, rufe, aber ich höre mich nicht. Die Furcht, die mich anfaßt, erlebe ich körperlich. Ich möchte schreien vor Angst.

In einem Augenblick, während ich im Halbschlaf bestimmte, vorgedachte Kletterbewegungen ausvollziehe, bin ich plötzlich allein. So allein, daß sich meine Bauchmuskeln vor Angst verspannen. Die Wand, in der ich hänge, ist so groß, daß ich nicht bis zum Einstieg sehen kann. Die Tiefe unter mir ist ohne Boden.

Innerhalb von Augenblicken drückt mich die Furcht zu einem zitternden, kraftlosen Bündel zusammen. Ich will mich in die Wand verkriechen, weinen, nur nicht hinabsehen müssen. Meine Finger können sich nicht mehr festklammern, gehen auf, die Knie geben nach. Als ich die Augen schließen will, bleiben sie offen. Es ist noch Nacht, sogar durch die vereiste Zeltwand kann ich die Sterne sehen. Es dauert lange, bis ich mich entspannen kann. Dann massiere ich meine Arme und Beine.

Die ganze Verzweiflung, ich selbst zu sein, wirbelt durch meinen Körper. Obwohl ich mir nicht erklären kann, was meine Panik ausgelöst hat, hält der Zustand der Furcht an: der Furcht, da zu sein; der Furcht, weiterzumachen; der Furcht, überhaupt ein Mensch zu sein. Es ist nicht die Furcht vor dem Absturz, die mich lähmt; es ist, als ob ich mir in diesem Alleinsein verlorenginge.

Aus: Reinhold Messner »Alleingang Nanga Parbat« (BLV München)

So beginnt er sein viel beachtetes Buch nach dem sensationellen Alleingang. Die Angst und der Versuch oder das Unvermögen ihrer Bewältigung ist eines der immer wiederkehrenden, aber auch faszinierendsten Themen beim Bergsteigen. Woche für Woche haben auch wir Durchschnittsbergsteiger die Wahl, uns in gefährliche Abenteuer zu stürzen, oder eben nur kalkulierbare Risiken einzugehen. Viele von uns gehen erst gar nicht so weit, andere schwanken: das eine Mal lassen sie sich auf ein Unternehmen ein, vor dem sie eigentlich zu viel Angst haben, oder sie schrecken doch vorher zurück, und ein andermal gehen sie unbekümmert, voller Selbstvertrauen in die Tour. Auch bei Reinhold Messner erleben wir deutlich diese Schwankungen, die er gekonnt mitzuteilen versteht:

Untertags verschwindet der trübe Schleier, der seit dem Morgengrauen in der Luft hing und dieser Schwere verlieh. Die Dunstschicht weicht gegen Osten. Am Himmel erscheinen glasklare blaue Fenster. Die ersten Hochsommertage sind angebrochen.

Schon um 4 Uhr ist es hell. Als ich mich in der Morgendämmerung aus dem Zelt mache, ist mir ganz leicht ums Herz. Es ist die Zeit, da die Luft erfrischend und aufmunternd wird. Ich sehe die Berge, die Gletscherströme, höre den Schnee, der unter den Schuhsohlen knirscht; vergesse, was ich hier überhaupt will, wohin ich gehe.

Michl und ich sind etwas später aufgestanden als geplant. Trotz des bevorstehenden Gipfelangriffs fühlen wir keine besondere Aufregung. Wer weiß, ob es gelingen wird. Vielleicht wirft uns der Schneesturm heute schon zurück . . .

Wie harmonisch das ist. Es reimt sich hier alles. Ich denke nicht über mich nach, auch nicht über diese Landschaft. Ich gehe nur und schaue. Da wollen wir hinauf! Das ist der einzige, alles beherrschende Gedanke . . .

Michl ist optimistisch. »In sechs Stunden reißen wir den Zapfen nieder«, meint er, überzeugt, den Gipfelgang am nächsten Tag zu schaffen. Aber noch liegt eine ganze Nacht vor uns, eine Nacht in der Todeszone. Und diese Nächte sind es, die mir Angst machen, wie einem Kind der dunkle Keller.

Die Dämmerung kommt langsam, als würde die Nacht für uns noch etwas hinausgezögert. Von unten, durch die bleistiftdicke Schaumgummimatte, kriechen Kälte und Qualen hoch. Ich fühle, wie vereinzelte, scharf voneinander abgetrennte Wahrnehmungen mich losreißen vom Berg; wie sich in

meine Einheit wieder Zweifel schleichen. Es sind nicht die Anstrengung und nicht die Hitze oder Kälte, die mich oft zur Verzweiflung treiben; es ist dieser Schrecken, da zu sein, der beim Nichts-tun-Können kein Gegengewicht mehr hat. Ich weiß, daß Michl den Gipfelgang unterschätzt. Ich kann seinen Optimismus nicht teilen. Meine Stimmung ist getragen von Bedenken, die sich mit zunehmender Nachtschwärze zu Angst verdichten. Es ist aber nicht die wirre, aufgepeitschte Phase der Angst, als vielmehr der leise, nagende, von tausend Zweifeln genährte Bereich, der mich über den Halbschlaf hinaus umklammert, quält, beunruhigt . . .

An der Gipfelpyramide nimmt der Schnee allmählich ab. Der Grat vor mir läuft halbmondförmig nach links, immer leicht ansteigend, unendlich weit. Ich kann seine Entfernung nicht abschätzen. »Meine Kräfte reichen nicht bis an sein Ende!« Der Schnee ist jetzt stellenweise hart. So komme ich schneller voran, ohne mir allerdings dessen klar bewußt zu werden.

Plötzlich stehe ich in der Sonne, und zugleich weiß ich, daß wir am Gipfel sind. »Wir sind da! Wir sind oben!«

Diese meine Feststellung hat Michl scheinbar aus einer Art Trance gebeutelt, so erschrocken sieht er mich an. Zwischen Licht und Schatten stehend kann ich mich orientieren. Der Grat ist kurz geworden. Rechts unten ein Felsklotz. Vor mir eine Wächte, die nach links, nach Süden hin auskragt. Also muß ich auf die Nordseite, dorthin, woher die Sonne kommt. Im Nu ist mir warm. »Wir sind oben!« Nochmals schreie ich es Michl zu. Ich will ihm die Hand geben, obwohl er noch zehn Schritte von mir weg ist. Ich warte. Dann gehen wir gemeinsam. Ich schmeiße den Rucksack weg. Eine Zeitlang stehen wir nur da, können es nicht glauben. Wir wundern uns, und darüber vergessen wir den Grund unseres Hierseins. Es ist schön, so im innersten Herzen zu stehen und sich anzuschauen.

Michls Gesicht hat wieder den Ausdruck des Lausbuben, der er beim Aufbruch gewesen ist. Wir unterhalten uns, ohne zu sprechen. Ich schweige, höre nur zu, achte auf seine Bewegungen und darauf, was seine Augen sagen. Es ist wieder er, der aufnimmt. Wie Michl fahre ich fort, mein Glück mitzuteilen. Schließlich erinnere ich mich an das Funkgerät. Ich hole es aus dem Rucksack, drücke die Sprechtaaste: »Kappa due ruft Basislager, Kappa due ruft Basislager, bitte kommen.« Die Verständigung ist schlecht. Aber sie reicht aus, um unseren Standort zu klären; auch die Freude und

die Glückwünsche von Jochen aus dem Basislager zu verstehen.

Als ich Michl das Funkgerät gebe, hockt er sich hin. Und während ich hinaufstapfe zur höchsten Erhebung der Gratschneide, höre ich, wie er Blumen bestellt für seine Frau.

Aus: Reinhold Messner/Alessandro Gogna »K 2, Berg der Berge« (BLV, München)

Aber die brillanten Beobachtungen seiner Umgebung und Psychogramme seines Innenerlebens können mich nicht immer überzeugen. Michl Dacher, den verstehe ich: unempfindlich, zuverlässig, ausdauernd, unkompliziert, ein guter Kumpel, aus diesem Holz sind erfolgreiche Achttausenderbezwinger geschnitzt, seine Erfolgsliste kann sich mittlerweile sehen lassen. Aber diese Normalität macht eben schriftstellerisch nichts her. Wer nicht an sich und seiner Umgebung leidet, der hat wenig Probleme – das liest sich nicht spannend genug. Nun hat Reinhold Messner unbestritten großen Ehrgeiz, neue Elemente – die Besinnung auf die inneren Vorgänge, die Erforschung des Ich, als Folge der Apo- und Hippiebewegung – aufzugreifen und damit die alpine Literatur zu revolutionieren. Seine bekannten Stärken sind ein Riesen selbstvertrauen, Egozentrik, sicherer Instinkt und Durchhaltewillen – da passen die Ängste, Zweifel, Verzweiflungen, die er immer wieder beschreibt – nach meinem Gefühl wohl bemerkt – nicht so recht dazu, gerade bei ihm, einem der erfolgreichsten und unbestritten besten Bergsteiger der Welt; aber er schreibt sehr viel, und wie mancher Schriftsteller – siehe: Max Frisch – erlebt er am Ende Höhen und Tiefen im Hinblick auf das zu schreibende Buch. Ich gebe noch einmal zu: es kann sein, daß ich Reinhold Messner gründlich verkenne.

Keine Zweifel an der Echtheit der beschriebenen Angst hatte ich beim Lesen von »Andromeda«, einer Erzählung des als Bergsteiger unbekanntes Kanadiers Matthew P. Scott, die er mir als für sich bedeutsam ausgewählt hat, »wegen der Nähe des Unheils, ein Schatten, der uns bis ganz zum Schluß folgte. Für mich war es ein Beispiel dafür, wie Verlangen, Ehrgeiz und Angst sich gegenseitig mischen und ein gefährliches Getränk brauen können.« Hier ein kleiner Ausschnitt:

Morgendämmerung wand sich um die Berge. Die Täler waren Seen der Dunkelheit zu Füßen der Rie-

sen. In ihnen kochten die Nebel und floßen über in andere Täler. Hier und dort gab der Widerschein schnellen Wassers der Dunkelheit plötzliche Tiefe. Ich blickte nach vorn und schluckte. Wir waren hoch oben und der Berg war sehr groß. Die Sonne hatte gerade die Spitze der Nordostwand ertastet. Wir hörten ein Krachen. Gleich einer Feder schwebte ein Schneeschleier laulos von der Spitze des Berges herab und sandte beim Aufprall auf dem Gletscher weiße Wolkenwellen nach oben. Einen Augenblick später war ein dumpfes Donnern zwischen den gewaltigen Bergschultern zu vernehmen. Wir standen und sahen zu, bis Luft und Eis zur Ruhe kamen.

Die Kletterei hatte begonnen.

Plötzlich war ich durstig. Eine furchterregende Unruhe ließ sich in meinen Knochen nieder. Die stille, feuchte Verwesung des Todes streifte mich hier und dort als ob noch ungewiß.

Wir seilten uns an, Glenda in der Mitte. Der Neigungswinkel nahm laufend zu. Jeder Schritt wurde sorgfältig gesetzt. Schmale Felsrippen ragten wie Todeskrallen aus dem Weiß heraus. Auf diesen scharren erbärmlich unsere Stiefel. Ich umfaßte mein Eisbeil fester. Die Lawinen donnerten alle zehn Minuten . . .

Kaltes, blaugrünes Eis schwang in einer großen Sichel hinab, davon und wieder aufwärts. Die Ausgesetztheit war ungeheuer. Wir dachten nicht darüber nach. Wir alle, ich bin sicher, verschluckten unsere Gedanken, als wir die Galle herunterwürgten. Am straffen Seil querten wir der Reihe nach das Eis. Es war September und kalt. Wir hatten keine Verpflegung mehr und fast kein Wasser, keine Biwak-ausrüstung. Und wir alle waren müde.

Eine neue Lawine lenkte mich ab. Ein dumpfes Dröhnen, lange Ranken herabfallenden Schnees, eine lautlose Blüte im Talboden, die Augenblicke später unter Donner aufgehen würde.

John rief zu mir herüber. Ich nickte, löste die Sicherung, entfernte die Eisschraube und bewegte mich wieder auf dem steilen Eis. Ich kletterte mit äußerster Vorsicht.

John hatte nahe dem Ende der Sichel einen guten Stand gefunden und holte das Seil ein, während ich näher kam. Ich konnte seine Ungeduld fühlen. Glenda warf einen bösen Blick hinauf zu dem restlichen Pfeiler. Ich sah ihn auch und schauderte.

John stand aufrecht da, seine bloßen, walnußbraunen Arme zogen das Seil ein, während ich zu ihm aufschloß. Er schien dort zu Hause oder vielleicht schon zu dem Punkt der Achlosigkeit entfremdet. Über uns erhoben sich Schichten morschen Felses,

überlagert von weichem, warmen Schnee, Schnee, der sich hier und dort mit dunklem Zischen löste und davonglitt.

Wir begannen. Das Seil war zu Ende, während ich kletterte. Die Angst mit dem Zweifel war vergangen. Jetzt war ich entsetzt, jenseits allen Begreifens. Nun hatte ich eine andere Welt betreten. Ich hatte mein Leben verpfändet. Erhielte ich es zurück, ich würde aufjauchzen, wenn nicht, würde ich sterben. Entspannung lag in dem Entsetzen, im Wissen seiner Freiheit. Solange ich kletterte, war ich abgeschnitten, losgelöst, luftgetragen.

Über hundert Meter später erreichten wir die Schlüsselstelle. John war darüber hinweg, Glenda kam als Nächste. Sie schaffte es nicht. Nie sah ich so viel Mut. Ihr ganzer Körper zuckte unter der Anstrengung, etwas zu versuchen, was ihr schaden würde. Am Ende siegte ihr Instinkt. Sie gab auf. John und ich wechselten harte Worte über die senkrechte Entfernung hinweg.

Das Drama hatte Schnee, Eis und schwarzen Fels als Zuschauer. John war von einem heinahe manischen Verlangen nach dem Gipfel besessen; ich, weil sein Freund, wollte mit ihm gehen, dabei sein, aber nicht mein und Glendas Leben um seinetwillen aufs Spiel setzen. Am Ende stiegen wir ab. Es wurde ein schlechter Tag.

Plötzlich fühlte ich mich den Tränen nahe. Ich blickte hinunter und der Grund tief unten drehte sich. Mir wurde übel. Meine Augen zuckten, ich schluckte und wandte meinen Körper zurück zum Berg. Irgendwie war da etwas, das ich ihm geben mußte, irgendein Geheimnis. Eine Enthüllung. Vor Verzweiflung rammte ich meine Faust in den Schnee.

John seufzte, nahm das Seil auf. »Gehen wir.«

Aus: Matthew P. Scott »Andromeda« (bisher unveröffentlicht)

Ein paar Formulierungen wirken auf mich überzeichnet, aber darauf kommt es – meine ich – hier nicht an, sondern darauf, daß er diese Angst vor einer Tour, gegen die er sich innerlich von Anfang an wehrt und die er nur seinem Freund, einem Spitzenkletterer, zuliebe mitgeht, uns überzeugend und spannend mitzuteilen verstanden hat. Ein anderes Thema, das wie kaum ein anderes die alpine Literatur prägt, ist die Situation der Entscheidung: Fehler machen, also auch mal die falsche Entscheidung treffen, das ist menschlich, aber beim Bergsteigen häufig tödlich. Darin liegt

die Dramatik der Augenblicke, die der Entscheidung vorausgehen. In vielen Erzählungen des Japaners Jiro Nitta wird die Problematik der zu treffenden Entscheidungen besonders deutlich, weil bei ihm stets ein einzelner für eine ganze Gruppe von Bergsteigern das weitere Handeln bestimmt. Wird der Taifun kommen oder noch diesen einen Tag warten? Wird der Schneehang halten oder abreißen?

Makihata fiel wieder die Traubenpaste ein, die er am Vorabend im Zelt gegessen hatte. Das war eine süße Paste, über die eine den Weintrauben nachgebildete Gummimasse gezogen war. Wenn er mit einem Zahnstocher diese Gummihaut aufstach, schälte sie sich rundherum ab. Jenen Anblick und den Schneehang, über den er gerade dahinstieg, brachte er in Gedanken in einen Zusammenhang. Dort, wo dem Neuschnee, der auf der Oberfläche des Berges keinen rechten Halt findet, eine Wunde zugefügt wird, würde sich die Schneedecke dann wohl genauso wie die Gummimasse, die sich von der Traubenpaste abschält, verhalten und abreißen. Zumindest könnte das Gleichgewicht der Kräfte an der Stelle, an der die Spannung gestört wurde, nicht beibehalten werden. Dies alles ging ihm durch den Kopf. »Aber wir legen eine gerade Spur in diese Schneeflanke hinein.« Makihata blieb stehen. Weil er an der Spitze ging, stockte damit auch die Bewegung der ganzen Mannschaft. Ob etwas passiert sei, wollte sich Inohara mit einem Blick in Richtung auf Makihata vergewissern. Er hätte dem Führer gern seine Überlegungen mitgeteilt.

(Ab hier wird der weitere Aufstieg zu gefährlich, kehren wir lieber um!)

Makihata hob einen Arm. Er wollte damit sagen: »Wir haben etwas zu besprechen, komm doch mal her«, aber dann würde Inohara sofort hören wollen, was für Anzeichen von Gefahr er denn entdeckt habe, und darauf würde er nicht recht genau antworten können. Er würde an den Gesichtern seiner Kameraden, die bis hierher hinaufgestiegen waren, die Frage ablesen, weshalb er so etwas geäußert habe, wo es doch keine Anzeichen von Gefahr gab. Er mußte auch an die psychologische Wirkung denken, wenn er plötzlich vom Abbruch der Tour spräche. Schließlich kam er zu dem Schluß, daß er – bevor er sich mit Inohara wegen eines möglichen Rückzuges beriet – doch noch auf deutlichere Anzeichen der Gefahr achten sollte.

Makihata antwortete, seine in Richtung Gipfel erhobene Hand habe keine Bedeutung gehabt, er habe nur gewunken.

»Ich mache mir zuviel Gedanken«, sprach er zu sich selbst und hörte auf, den Schnee und dessen Verbindung weiter wie bisher zu ergründen. Sie waren schon nicht mehr so weit vom Gipfel entfernt. Für den Fall, daß sich irgendeine Gefahr ankündigte, könnte er mit seinen Kameraden auf den Sommerweg ausweichen. Er suchte mit seinen Augen schon nach einem geeigneten Fluchtweg. Von dem Punkt, an dem er gerade ging, konnte er das Gelände zwischen der Hütte an der achten Station schräg links unten und dem Torii an der neunten Station links oben gut überblicken. Sowohl rechts, wo sich der Hyobu-Grat abzeichnete, als auch links zum Grat, über den der Sommerweg verlief, mußte man mit schwierigem Gelände rechnen, ganz gleich zu welchem Grat man von der Yoshida-Rinne aus hinüberqueren wollte. Was Schwierigkeit und Entfernung anging, bot sich der Sommerweg-Grat aber noch eher an. Es gab zwar keinen Beweis dafür, daß der Sommerweg lawinensicher und lediglich die Yoshida-Rinne gefährlich sei, aber Makihata würde sich schon bedeutend wohler fühlen, wenn die Gruppe auf den Sommerweg auswiche. Er blieb stehen. Er wollte sich mit Inohara, der als letzter ging, darüber beraten, ob es nicht besser wäre, ab jetzt auf den Sommerweg hinüberzuqueren, anstatt geradewegs auf den Gipfel hin zu zielen, zumal ab hier der Neigungswinkel um eine Stufe zunehme und unter dem Schnee zweifellos Eisplatten lagen.

Makihata war gerade im Begriff, Inohara zu rufen, als er sah, wie der ein paar Schritte zurückgeblieben war und in Richtung Gipfel blickte, die linke Hand auf den Pickel gestützt und die rechte als Schirm über die Augen haltend, einen Fuß vorgesetzt. Makihata wandte seinen Blick auch sofort in dieselbe Richtung.

In der Gegend des Torii an der neunten Station war der Bergsteiger mit dem gelben Anorak dabei, vom Sommerweg aus schräg die Yoshida-Rinne durch den Schnee hinabzuspüren.

»Um Gottes Willen, was macht denn der Bursche?« Während Makihata noch entsetzt die Bewegungen dieses Mannes verfolgte, verspürte er auf einmal etwas Außergewöhnliches unter seinen Füßen. Es war ein Gefühl, als ob etwas von oben her auf seine Steigeisenzacken drückte. Daß der Schnee sich unter seinen Füßen bewegte, war unwahrscheinlich, dennoch war ihm, als würden seine Füße irgendwie bewegt. Es handelte sich nicht nur um einen Fuß. Er war sich ganz sicher, daß dieser Druck auf beide Füße ausgeübt wurde. Er wollte

seine unheimliche Wahrnehmung den anderen mitteilen und sah sich um. Aber alle in der Gruppe hatten es ebenfalls bemerkt. Einige arbeiteten mit dem Pickel, andere traten ihre Stufen fest.

Makihata vernahm jetzt ein Geräusch, das in weitem Umfang gleichzeitig zu hören war. Das hatte nichts mit dem Rauschen von Wind zu tun. Es war mehr so, als flösse eine eigenartig zähe Masse herab. Er wollte schreien.

Aus: Jiro Nitta »Die Neuschneelawine« (shinsetsu nadare)

Makihata, der »Held« dieser Erzählung, zögert ein wenig zu lange, die Lawine geht ab und reißt die Gruppe mit, unten bleiben sieben Menschen tot liegen, er selbst überlebt, wird aber heftigen Vorwürfen ausgesetzt.

Einschneidende Folgen haben Fehlentscheidungen gerade auch im Bereich äußerst schwieriger Freikletterei, wenn es nicht gerade Blockproblemen sind. Ich bringe hier die packende Beschreibung einer Schlüsselstelle. Es geht um scheinbar nichts weiter, als die Überwindung von vierzig Zentimeter Fels. Schafft er es, kommt er zum Gipfel, stürzt er, kann er sich schwer verletzen. Es gäbe noch die dritte Möglichkeit, wieder abzuklettern, was nicht unmöglich, aber doch sehr, sehr schwer sein würde. Der Kletterer will aber hinauf . . .

Ich wußte, daß es die Schlüsselstelle war. Wir hatten zwei Tage gebraucht, um bis hierher zu kommen. Ich war zwanzig Meter über Chris, zwischen uns ein abgebundener Messerhaken, nur zu einem kleinen Teil in der Rißspur. Der Rest seiner Länge steckte heraus nach unten, aber es mußte reichen. Es war, als ob ich die Granville Street hinunterging und jede Leuchtreklame ein und dieselbe Botschaft verkündete. . . »Er hält keinen Sturz.«

Ich versuchte zu rechnen. Ich würde acht Meter fallen, wenn der Haken hielt, und ich könnte mich leicht genug heraufziehen. Aber wenn er nicht hielt, würde ich fast vierzig Meter fliegen, wahrscheinlich auf das Band zehn Meter unterhalb von Chris aufschlagen und bestenfalls schwer verletzt sein.

Vielleicht fünfzehn Minuten waren vergangen, und ich hatte mich nicht weiterbewegt; 19 Jahre Felsklettern arbeiteten in meinem Kopf – ich wußte einfach nicht, ob ich dieses letzte Stückchen schaffen könnte oder nicht. Es gab keinen Bohrhaken, keinen Riß – nicht einmal ein Cliffhänger konnte helfen. Entweder frei oder runter. Abklettern war ver-

zwick, aber kein unlösbares Problem. Aber konnten wir hinaufkommen?

Da schien an der steilen Wand in Kniehöhe eine Mikroschuppe zu sein. War da zwei Meter höher noch eine? Die Augen tasten den Fels ab, die Hand streichelt darüber. Ja, eine Kräuselung, vielleicht ein Millimeter . . . , aber immerhin eine Kräuselung! Irgendwo im innersten Sein werden die Für und Wider der Rechtfertigung abgewogen. »Du hast früher schon auf so kleinen Dingen gestanden«, sagen die Für. »Ich weiß, ich weiß«, sagst du deinem anderen Selbst. »Aber dies hier könnte nirgendwohin führen. Damals ging es nicht um Leben und Tod, oder doch? Ich weiß es nicht. Aber das war damals, dies ist heute. Ach wie liebe ich das Leben, Welt! Warum komme ich überhaupt hierher? Dort, Dummkopf, dort oben, über der rechten Hand.« Die Für des Dämonen lassen nicht locker. Das Urteil muß genau, klar und unbegrenzt sein. Ich stand auf Zehenspitzen und fühlte mich auf dieser gut einen Zentimeter breiten Leiste sehr sicher. Seltsam, anfangs hatte ich Bedenken, mich auf sie draufzustellen. Jetzt, zwanzig Minuten später, kam sie mir wie ein Tanzboden vor. Ich war sicher, solange ich nur nicht die Mikroschuppe zu benutzen versuchte.

Ja! Ja! Er war da – ein kleiner Griff. Ich würde ihn von der Leiste aus nicht ganz erreichen, aber er war da, Zentimeter außerhalb meiner Reichweite. Die Jahre des Kletterns, abgetragene Kletterschuhe, weggeworfene Seile und die Stimme meines Urteilsvermögens überzeugten mich davon, daß er da war. Aber ich konnte ihn nicht ganz erreichen. Dies war kein Boulder-Problem, kein Abspringen und Von-neuem-versuchen. Es war die Fähigkeit höherzukommen und die Entscheidung, ob du es kannst oder nicht. Du hast in diesem Spiel eine einzige Chance. Entweder du machst es beim ersten Mal richtig oder du spielst nicht mehr mit. Der linke Fuß ging hoch zur Mikroschuppe und rutschte sofort ab.

»Wie geht es dir da oben, Mann?« Chris, sicher auf seinem Band, zwei gute Haken für einen längeren Aufenthalt und Sonnenbaden. »Äußerst haarig, Kamerad, ich weiß einfach nicht, wie es gehen soll.« Keine Antwort, dann: »Wie ist der Haken?« »Beschissen«, rufe ich hinunter . . . keine Antwort. Wieder, aus unerklärlichen Gründen, kriecht der linke Fuß auf die Mikroschuppe zu. Langsam verlagere ich mein Gewicht hinüber und bekomme sogar ein paar Pfund weg vom rechten Fuß, bevor ich mich zum Tanzboden zurückziehe. Er hatte gehal-

ten! Kaum zu glauben, aber mein linker Fuß hatte gehalten!

Ich zündete mir eine Zigarette an, versuchte, den grünen Geschmack aus meinem Mund zu vertreiben, und wartete darauf, daß es losging. Was für ein schönes Ding so ein schreckliches Ding wie eine Zigarette zu diesem Zeitpunkt war. Weit unten im Tal segelte eine Krähe. Unter ihr wanden sich kleine Spielzeugautos ihren Weg durch den Wald, sie folgten einer weißen Linie ohne Ende. Die Zigarette zu Ende, ohne Verurteilung, es tun zu müssen oder zu sterben, sondern eher, wie von einem Magneten angezogen, wischte ich über den kleinen Halt hinweg. Der linke Fuß ging hoch, das Gewicht gerade richtig verlagert, die rechte Hand reichte zum Himmel hinauf.

Ich berührte sie, fingerspizientief kam ich in die Kräuselung hinein. Der rechte Fuß ist jetzt 25 cm über dem Tanzboden . . . 40 cm! Rutsche jetzt nicht ab, linker Fuß. Bitte rutsche jetzt nicht ab. Die Neonlichter explodieren im Kopf, und du weißt absolut sicher, daß der Haken keinen Sturz halten wird. Du hast dich jetzt festgelegt, es sind nur 40 cm bis zum Tanzboden, aber es gibt kein Zurück.

Für den Zuschauer hängst du da, kletterst ins Nichts, trotz der Schwerkraft bis zum Äußersten. Vielleicht ein selbstmordbesessener Wahnsinniger mit Todeswunsch, bestenfalls ein irregeleiteter junger Mann, dem Tode ausgeliefert. Die Triconi-Leute würden dich einen Ingenieur nennen, sicher auf deiner Hakenleiter, ohne überhaupt richtig zu klettern. Du erreichst einen Zustand nahezu vollkommener Verschmelzung mit dem, was du tust. Jede Faser des Körpers wird instinktiv kontrolliert, um die Finger ein paar Zentimeter höherzubringen zu dem Griff, der da sein muß. Deinen linken Fuß mit der Mikroschuppe zu brüten, sie zu verführen und auf diese Weise Teil von ihr zu werden. Nichts geschieht mehr bewußt. Die vielen Jahre des Trainings zeigen ihre Wirkung. Die Instinkte sind in der Kontrolle deines Körpers, Geistes, der Nerven und der Seele. Sie kriechen deine Finger hinauf, selbst, wenn du weißt, daß du dich hinabbewegst, du stehst an der Schwelle. Da gibt es keine Zeit, nur den winzigen Sekundenbruchteil Unterschied, was zuerst geschieht: der linke Fuß, der abrutscht, oder die Finger, die die Kräuselung oben berühren. Es gibt keine andere Entfernung als die vierzig Zentimeter zurück zum Tanzboden. Kein Problem im Leben ist größer als das Höherschieben eines Fingers um zwei Zentimeter. Dann ist er da, die linke Hand geht heraus, ein guter Griff, aufstützen . . . vorbei. Wir waren im leichten Gelände, kamen schnell

voran bis zum Gipfel, und ich wunderte mich. Was, wenn wir bis zur Schlüsselstelle geklettert und dann umgekehrt wären? Kletterten wir bis zur Schlüsselstelle oder gingen wir bis zum Einstieg? Machten wir eine Zwei-Tage-Tour? Eine 60 m-Wand? Oder eine Kletterei von einer Stunde, vierzig Zentimeter hoch?

Aus: Jim Sinclair »Manchmal weißt du's, manchmal nicht« (Sometimes you know, sometimes you don't), The Canadian Alpine Journal 57, 1974.

Wildwasserfahren und Bergsteigen haben manches gemeinsam. Viele Bergsteiger sind zugleich Kajakfahrer und umgekehrt. Es gibt im Erleben Parallelen und deutliche Unterschiede: ich kann – anders als in einer schwierigen Felswand – die Schlüsselstellen eines Baches grundsätzlich auslassen und doch ans Ziel kommen. Aber die Grenze dessen, was heute als unfahrbar gilt, verschiebt sich wie beim Klettern ständig ein wenig nach oben, geprägt von Mut, Entschlossenheit und Verrücktheit derer, die diese Stellen eben nicht auslassen. Beim Wildwasserfahren kann ich also umtragen, fertig. Ich habe mich nicht getraut, war feige oder vernünftig. Hinterher denke ich dann, es wäre vielleicht doch gegangen, aber wenn nicht . . . Dann lasse ich mich auf einen extrem schwierigen Katarakt oder eine gefährliche Schlucht ein, dann gibt es kein Zurück. Das macht hier die Faszination der Entscheidung aus. Hans Matz versteht es meisterhaft, die Spannung vor der Entscheidung auszudrücken. Auch in dieser Erzählung geht es nur um vierzig Meter Wildwasser: Soll er umtragen, was ganz leicht geht, oder soll er es riskieren . . .

Ob man sich mit einem derartigen Ungeheuer einlassen konnte? Selbst wenn ich mit der Walze fertig würde und links ausbrechen könnte, müßte ich danach auf den Felsen krachen und in den Trichter hineinkatapultiert werden. Es sei denn, es würde mir gelingen, die Walze ganz quer zu nehmen, um dann rechts so scharf zu kontern, daß ich das Boot in die schmale Ausgangsöffnung brachte, noch bevor ich auf dem Felsen gelandet war. Ich müßte dann aber extrem aufkanten und das wäre im Angesicht des gähnenden Trichters, in den ich allzu leicht abrutschen könnte, ein Spiel mit dem Zufall. Ich überlegte jede mögliche Strategie. Mein Herzklopfen war aber so heftig, daß nüchterne Denksätze ständig von rhythmischen Stößen unterbro-

chen wurden. Das Gesicht zum Katarakt gerichtet, schielte ich zu den Zuschauern am anderen Ufer hinüber. Sie saßen nicht mehr auf den Blöcken, sondern waren zum Rand des Katarakts hinunterbalanciert, wo sie jetzt regungslos verharrten. Der Mann auf dem Steg hatte einen Fotoapparat hervorgeholt und suchte bereits nach dem besten Bildausschnitt, die Jeans-Mädchen kletterten am rechten Ufer in Richtung Abbruch und die beiden Esel standen jetzt dicht hinter mir. Der Treiber schien ihnen die Pause angesichts der zu erwartenden Sensation zu gönnen. Er selber drehte sich eine Zigarette, blickte aber zwischendurch immer wieder auf, um den Augenblick meiner Entscheidung nicht zu versäumen. Sein Ausdruck ging mit den beiden Eseln konform. Na, was ist – schienen sie gemeinsam zu fragen. Es war mir klar, daß ich bald zu einer Entscheidung kommen mußte. Um wenigstens eine gewisse Aktivität vorzutäuschen, zeichnete ich mit dem Zeigefinger der rechten Hand die mögliche Fahrtroute durch den Katarakt nach. Es wurde eine recht zütrige Linie. . .

Aus: Hans Matz »Der Katarakt«, Alpinismus 8/1977.

Was so alles im Kopf eines Bergsteigers vorgeht, wenn er vor derart schwerwiegenden Entscheidungen steht, davon gaben die Beispiele beredetes Zeugnis. Aber es kommt jetzt noch verrückter. In »Passage«, dem französischen Forum für experimentelle Literatur (in dieser Hinsicht extremer als »Ascent«), entdeckte ich eine surrealistische Erzählung. Unwahrscheinlich! Oder doch nicht? Urteilen Sie selbst:

Ein Bergsteiger befindet sich allein auf dem Rückzug vom fiktiven Karajunghi in Nepal, weil ein Pickel des Sporthauses Bourgenew in Genf gebrochen und deshalb sein Partner eine über tausend Meter hohe Eisrinne hinabgestürzt war. Die Wut und der Gedanke, den Tod des Kameraden zu rächen, geben ihm die Kraft und den Willen, den kaum möglichen und äußerst schwierigen Abstieg durchzuhalten, anstatt sich erschöpft, wie er ist, einfach fallen zu lassen. Während er mit sich kämpft und schwankt, ob er der Müdigkeit des Körpers nachgeben oder doch weiterleben solle, aus Rache, Lebenswillen und Sorge um die unten im Lager VI wartenden Kameraden, geschieht etwas Figenartiges:

». . . Dennoch stieg ich ab, Seillänge um Seillänge ließ ich mich hinunter, bis es stockdunkel war. Der Mond war, ich weiß nicht wohin, in einem Himmel verschwunden, der plötzlich von makelloser Schwärze war, ohne den Widerschein eines Sternes auf dem Eis, eine uranfängliche Nacht der ersten Stunden der Schöpfung. In dieser Finsternis schaffte ich noch zwei Meter. Der Augenblick war nahe, in dem ich, ein ausgelaugter Akrobat, einen Haken schlagen mußte. Aber eine letzte Verzweiflung überschwemmte mich. Ich mußte sterben, ohne mir dessen bewußt zu werden, weil doch mein Körper nicht länger an das Eis gelehnt war, sondern an einer mir unbegreiflichen Materie: glatt und warm. Die Luft selbst schien ihre Dichte verändert zu haben, meine Lungen dehnten sich, der Wind war mit einem Mal nicht mehr da. Ich war schweißbedeckt, und der Schweiß gefror nicht. Ja, langsam wurde es warm.

Ohne mich darüber wundern zu können, was geschehen war, wurden meine Augen wie von Dolchstichen von einem Licht getroffen, das mich völlig zu blenden schien. Sprachlos hob ich langsam wieder meine Augenlider, die sich blißartig zusammengezogen hatten. Das Licht war noch da. Den Rücken zur Wand gelehnt, sah ich, daß ich mich – immer noch im schmerzhaften Abseilsitz hängend – in einem Raum befand, der sich bei näherem Hinsehen als nichts weiter als eine bescheidene Küche herausstellte. Ich war mir vorher über die Ursache der Dunkelheit nicht im klaren gewesen. Aber jemand hatte an der Tür den Schalter einer ziemlich verstaubten elektrischen Lampe, die an einem Draht von der Decke hing, betätigt, und dieses Licht war es, das mich so grausam geblendet hatte. Mein erster Reflex war, nach oben zu schauen: die Decke dieser Küche war sehr hoch, in Dunkelheit getaucht, und meine Seilstränge verloren sich nach oben im Schwarzen. Ein zweiter Blick nach unten überzeugte mich davon, daß ich beinahe am Ende des Seiles war, es reichte bis wenige Zentimeter über den Boden aus roten Ziegeln mit weiß verputzten Fugen. Wenn ich meine Beine ein wenig ausstrecken würde, könnte ich ihn berühren. . . «
Eine junge, hübsche Frau ist eingetreten, sie beachtet den Bergsteiger nicht, berichtet aber ihrer alten, kurze Zeit später eingetretenen Mutter davon.
». . . Ich hörte ihnen zu, mit dem einen Gedanken, mir nur ja nicht eines ihrer nutzlosen Worte entgegen zu lassen, ein wenig betäubt vom Druckunterschied, dem warmen Atem der jungen Frau, dem vertrauten Dampfen der Fettbrühe, die sanft meine

Müdigkeit aufweichen, mein Blut auftauen ließen. Es lief jetzt schneller durch meine Hände, die verkrampft das Seil festhielten, füllte sie mit einem Volk von Ameisen. Die Frauen sprachen nicht weiter, und in der Watte des Schweigens hörte ich das Ticken eines alten Weckers. Ich hatte den Eindruck, daß ganz weit weg, der Pfiff eines Zuges durch die Nacht schrillte, eine regennasse Nacht, hätte ich schwören können. Die Tür öffnete sich erneut und Beck trat ein . . . «

Er, der Ehemann der jungen Frau, ist der erste, der den Bergsteiger anredet und ihn voller Anteilnahme zu überreden versucht, doch das Seil loszulassen und mit ihnen gemeinsam zu Abend zu essen. Der Bergsteiger fühlt ein unendliches Verlangen nachzugeben, für immer bei den Leuten in diesem einfachen schottischen Bergarbeiterhaus zu bleiben.

». . . Ich streckte das Bein aus, ohne – aus Vorsicht – loszulassen. Der Boden war da, hart, wirklich, ich bräuchte nur den anderen Fuß aufzusetzen, die Hände zu öffnen, und ich würde nicht länger meine achtzig Kilo spüren, die meine von Müdigkeit erstarrten Arme so quälten. «

»Rück doch einen Stuhl zu dem Herrn hin«, sprach der freundliche Schotte zu seiner Frau.

Ich murmelte mit rauher Stimme: »Das ist nicht nötig«, was mich die größte Anstrengung meines Lebens gekostet hatte. Ich konnte dort nicht bleiben, ihre dickflüssige Suppe nicht essen . . . «

Er kann ihnen nicht erklären, was es mit dem Lager VI und dem Hause Bourgenew auf sich hat. Der Schotte versteht nicht, warum der Bergsteiger so dicht über dem Boden im Seil hängen bleibt. Dann klingelt es, die erwarteten Gäste treten ins Haus ein, alle gehen aus der Küche, als letzte die Mutter, die das Licht ausmacht.

». . . Ich hörte die Tür zuschnappen, dann erhob sich im Dunkeln wieder der Gletscherwind. Ich seilte mich bis zum Ende des Seiles ab, wütend darüber, daß ich nicht den Haken geschlagen hatte, solange noch das Licht an war . . . Sicher wären sie nicht darüber erbaud gewesen zuzusehen, wie ihre Tapete beschädigt würde. Die Wolken enthüllten den Mond, der auf die Wand einen Nebelstern aus Smaragden warf. Von neuem wurde es unerträglich kalt. Über meinem Kopf zuckten Milliarden erfrorener Sterne. Ich warf einen Blick nach unten. Ich war noch sehr weit vom Wandfuß entfernt. «

Aus: Jean Ferry »Das Haus Bourgenew« (La Maison Bourgenew), Passage, Cahiers de l'Alpinisme, No. 1, 1977.

Waren es hier Erschöpfung und Sehnsucht nach Wärme, Geborgenheit, Nachlassen der Anspannung des Überlebenskampfes, die dieses Phänomen bewirkt hatten, ereignet sich in der folgenden Erzählung etwas nicht minder Eigenartiges: Der »Held« Kurashina leistet einem Gestürzten auf einem kleinen Absatz in einer Felswand Beistand, bis Hilfe kommt. Der Gestürzte hat schwere Kopfverletzungen erlitten . . .

Mit dem Sonnenaufgang begann der zweite Tag dieses harten Kampfes. Zum Warten verdammt, den sommerlichen Sonnenstrahlen auf dem kleinen Felsabsatz ausgesetzt zu sein, das war schier unerträglich.

»Mann, wenn du so weitermachst, werden wir ausgedörri wie Stockfisch«, sagte Sasa stumpfsinnig zur Sonne hingewandt. Mit dem Auftauchen der Sonne begann ein qualvoller Durst. Sasa, der wegen seines hohen Blutverlustes rein physiologisch einen großen Flüssigkeitsbedarf hatte, hörte zunächst auf Kurashina und trank jeweils nur ein kleines Bißchen von dem kostbaren Naß, aber sein Verlangen nach Wasser wurde ungestümer in dem Maße, wie die Sonne höherstieg.

»Noch ist Wasser da. Wenn es noch Wasser gibt, warum läßt du mich dann nicht trinken?« schrie Sasa. Bis zum Eintreffen der Bergrettung mußten sie mit dem, was in der Wasserflasche war, auskommen. Sooft Kurashina auch ruhig auf die begehrende Frage antwortete, Sasa wollte nicht hören. Der Flüssigkeitsbedarf seines Körpers würde jede Vernunft in ihm unterdrücken, und wie wahnsinnig würde er Wasser, Wasser rufen. Kurashina mußte bedenken, daß Sasa bei zu sparsamem Umgang mit dem Wasser gereizt, aufgereggt und erschöpft werden würde.

Kurashina übergab Sasa unabsichtlich die ganze Flasche. Sasa trank sie in einem Zuge leer.

»Es gibt kein Wasser mehr«, sagte er, als der letzte Tropfen seine Kehle passiert hatte. Die Stimme hatte einen Nachklang von Verzweiflung. Die Zeit verlief so langsam, als würde sie abgeraspelt. Seit dem Vorabend hatte Kurashina nicht einen Tropfen Wasser getrunken. Mit dem Austrocknen des Speichels kam der Durst. Als es zwölf Uhr vorbei war, wurde Kurashina von Durst und Erschöpfung überwältigt. Die ganze Nacht hatte er kein Auge zugehen. Aber unter den gegebenen Umständen durfte er auf keinen Fall einnicken. Angesichts des ununterbrochen quälenden Durstes schien Sasa wieder das Bewußtsein verloren zu haben. Folgendes war denkbar.

Wenn Sasa nun auf dieser schmalen Terrasse anfinge, sich wie wild zu gebärden, was wäre dann? Kurashina hielt es auf dem Absatz kaum noch aus. Wenn, so wie er dasaß und auf Sasa aufpaßte, auch der zweite Tag vergehen würde, dann wäre er, Kurashina, es, der durchdrehen würde. Davon war er überzeugt. Da ließ sich aber etwas noch Verrückteres denken. Wenn zufällig Kurashina vom Verlangen nach Schlaf überwältigt würde, könnte es zu einer Umkehrung der Umstände kommen, und der neben ihm liegende, schwerverletzte Sasa würde auf ihn aufpassen. Sein gebrochener Schädel tat ihm weh, ebenso die Wunden vom Aufprall am ganzen Körper, den heftigen Schmerz im Kniegelenk, all das empfand er ganz deutlich. Kurashina ertrug die Schmerzen, stöhnte gedankenlos vor sich hin und kam wieder zu sich. In die Wirklichkeit zurückgekehrt, verschwanden auch die Schmerzen. Aber während er den auf den Fels gebetteten Sasa so liegen sah, begann er von Neuem, vor Schmerzen zu zucken.

»Was ist denn, tut es so weh?« Es war Sasa, der sprach. »Ach, nichts weiter, nur ein kurzer Schmerz, ist schon wieder vorbei.«

Daraufhin fing Sasa ausgerechnet wieder an vom Wasser zu reden. Nur kurze Zeit hatte Kurashina dieses eigenartige Gefühl der Übertragung von Ssas Schmerzen gehabt. Er schüttelte den Kopf, aber diese innerlich empfundenen Schmerzen hielten noch einige Minuten weiter an.

»Wie blöd . . .« Er zweifelte an seinem Verstand. Das mußte am Durst und dem fehlenden Schlaf liegen, daß ihm so sonderbar zumute gewesen ist. Um zwei Uhr nachmittags bemerkte er am Fuße der Wand den Schatten von Menschen. Um drei Uhr ließen zwei Kletterer ihnen Wasser und Proviant zukommen. Sie überbrachten ihnen außerdem die Nachricht, daß am frühen Morgen des folgenden Tages die Bergwacht aufbrechen würde. Daraufhin verschwanden sie wieder.

Aus: Jiro Nitta »99 Stunden in der Wand« (Ganpeki no kyujukyu jikan)

So unwahrscheinlich es klingt, diese Art selbsthypnotischer Symptomübertragung gibt es tatsächlich, wenn sie auch sehr selten ist. Von Jiro Nitta hätte ich etwas noch Unwirklicheres auf Lager, eine Art tödlicher Spukgeschichte, in der bis zuletzt unklar bleibt, ob der Held der Geschichte, ein junger Bergsteiger, der zum ersten Mal im Winter mit einer Gruppe ins Gebirge geht, den

Spuk nur innerlich erlebt oder ob der wirklich ist (für viele Japaner immerhin denkbar). Eine Kette dramatischer Ereignisse ist jedenfalls die Folge. Aber alpine Literatur muß beileibe nicht immer nur spannend sein, sie kann so vielfältig wie Literatur überhaupt in Erscheinung treten. Wir kennen F. X. Wagners witzige Satiren, Leo Maduschkas Gedichte, »Charly« Lukans lustige Übertreibungen . . . ich möchte im Schlußteil noch einfach einige Beispiele geben von Erzählungen, die mir aufgefallen sind, und in denen sich ein Teil der Vielfalt der Ausdrucksmöglichkeiten alpiner Erlebnisse widerspiegelt.

Wir sind am Ende des Herbstes zum Pfeiler zurückgekehrt, als die Tage kaum noch andauerten und schnell von der Nacht überwuchert wurden. Um ihn ohne Biwak zu ersteigen, wußten wir, daß wir klettern mußten, ohne eine einzige Minute zu verlieren. Aber zwischen uns und der Wand gab es einen alten Groll, den andere Klettereien nicht hatten auslöschen können. Das Bild des Pfeilers hatte sich in unserem Geist festgesetzt, und um es daraus zu vertreiben, gab es nichts anderes als dorthin zurückzukehren. Wir hatten beschlossen, in der Hütte zu übernachten. Eine Weile nach Sonnenuntergang waren wir durch den Niederwald gegangen und hatten dann die ersten Almen erreicht. Der Himmel war vollkommen klar und die Kälte stieg von den Felsen der Umgebung herab. Unter dem Gras spürten wir schon die vom Frost gefangene Erde. Der Mond ging über den Grat auf und schuf über den verlassenen Tälern ein Land aus durchsichtigen Schatten und kalten Lichtern. Das Gras der Weiden erstickte den Lärm unserer Schritte. Wir schwiegen, wie, um nichts von einer verbotenen Landschaft zu zerstören, bevölkert von den Gedanken und den Träumen, die der Berg in der Finsternis der gewöhnlicheren Nächte verbirgt und die uns heute das Licht des Mondes zum ersten Mal enthüllte. . .

Aus: Bernard Amy »Das Lachen« (*Le Rire*), Passage 1, 1977

Mit dieser poetischen Beschreibung beginnt Bernard Amy eine seiner wunderschönen Erzählungen, in denen Verliebtheit in die Sprache und sich selbst jedoch nicht Selbstzweck werden wie bei einer Reihe anderer Autoren, die ich ebenfalls in »Passage« entdeckte. Dort häufen sich inzwischen sogar schon absurde Science-Fiction-Erzählun-

gen, wie die von J. L. Hourcadette, aus der ich einen ganz kleinen Ausschnitt zur Charakterisierung der Idee vorstelle. Der Held dieser Geschichte lehnt sich – wie in vielen Geschichten dieses Typs – allein gegen die Uniformität einer geschlossenen Zukunftsgesellschaft im Montblanc-Gebiet auf . . .

Liste der Touren von Z. A25 (nach Angaben der ENSA)

- *Walkerpfeiler am Tage seines 5. Geburtstages*
- *Davaille-Führe am Morgen seines 6. Geburtstages*
- *Arête des Cosmiques (mit Bleischuhen und -weste)*
- *Erster schräger seilfreier Abstieg von der Pointe Margerita zum Fuß des Walkerpfeilers. Als Winterbegehung.*
- *Versuch in der Nordwand des Pic Sands Nom. Die beiden Bergsteiger erkletterten nachts zur Hälfte das Zentralcouloir, sehr steil und Blankets, dann brechen sie ohne ersichtlichen Grund ihren Anstieg ab und kehren durch das obengenannte Couloir um. Bei ihrer Ankunft im Tal begeben sie sich zur Wertungsstelle des Einiger-Komitees und Z.A25 erklärt, daß er, nachdem er sah, daß er die Tour schaffen würde, kein Interesse mehr hatte, sie zu Ende zu gehen. Sein Gefährte hat sich dann öffentlich von dieser Darstellung distanziert und ohne ihn den guartigen Fréney-Zentralpfeiler gemacht. Seit dieser gescheiterten Tour geht Z.A25 allein ins Gebirge, ohne Auftrag des Einiger-Komitees, mit einem Rucksack, der nicht den Regeln entspricht. Er erklärt denen, die ihn fragen, daß er Berge jenseits der Großen Quarzmauer gesehen habe (was vollkommen absurd ist), daß er Bücher aus der Zeit vor der Schöpfung (!) gefunden habe. Er spricht von der Schönheit der Wände, dem unbeschreiblichen Blau der Gletscherspalten, dem Genuß, die Kälte zu spüren, wenn man nicht die Integralpille vor der Tour eingenommen hat. Er nennt sich Prophet und versucht die Nachtschwärmer in der Welzen-Bar zu überzeugen. Nach seinen letzten Berichten scheint er eine neue Tour vorzubereiten, wir kennen noch nicht sein B . . . Der Große Gesetzgeber hat den Kontakt zum Bildschirm des Videolektors unterbrochen . . .*

Aus: J.L. Hourcadette »Eines Tages« (*Un Jour . . .*), Passage 4, 1979

Daß es beim Bergsteigen auch ganz unterhaltsam, ja witzig, zugehen kann, wenn die richtigen Typen

versammelt sind, habe ich schon erwähnt und möchte ein gutes Beispiel dafür auf keinen Fall unterschlagen. Tom Patey, leider schon einige Jahre tot, verstand es wie kaum ein zweiter, mit seinem typisch britischen Humor (ein Stereotyp, ich weiß) eine harte Unternehmung, wie die alpinste Tour Großbritanniens, die Winterüberschreitung des Cuillingrates auf Skye, so unverkrampft zu beschreiben, daß ich jede der 28 Seiten bis zum Schluß genossen habe . . .

Es war eine frostige, mondbeschienene Nacht im Februar dieses Jahres, und der Schnee lag tief auf den Hügeln um den Loch Broom. Ich hatte gerade mein Abendpensum an Arbeit erledigt, als das Telefon läutete. In der Erwartung eines Besuches zu später Stunde nahm ich müde resignierend den Hörer ab.

»Hallo, bist du's, Tom?« fragte eine vertraute Stimme. »Ich dachte, ich fahre heute nacht mal rüber nach Skye, um mir den Grat anzusehen. Natürlich glaubte ich, daß du gern mitkommen würdest.« Die Begeisterung, die da aus der Leitung knisterte, ließ keinen großen Zweifel an der Stimme aufkommen. Wer anders als Hamish McInnes würde um diese Uhrzeit mit solch einem grotesken Vorschlag anrufen?

»Ich freue mich, von dir wieder einmal zu hören, Hamish«, antwortete ich vorsichtig. »Könnte ich dich vielleicht in einer Stunde zurückrufen? Ich müßte noch ein paar geringfügige Vorbereitungen treffen, weißt du.«

»Aber natürlich, natürlich«, gestand er mir großzügig zu. »Eine Stunde wird wohl genügen, und wenn ich bis dahin nichts von dir gehört habe, fahre ich einfach los.« Fünfundsechzig Minuten später rief ich ihn an. »Hallo, du bist's wieder, Tom, ich dachte mir's schon«, brüllte er fröhlich, »du meldest dich gerade rechtzeitig. Wir brechen jeden Augenblick auf.«

»Wir! – Wer ist wir?« fragte ich argwöhnisch. »Davie Crabb und ich, wer sonst? Habe ich dir das nicht erzählt? Ach, natürlich, du konntest es nicht wissen. Nun, nachdem du nicht zurückgerufen hattest, but ich ihn an deiner Stelle mitzukommen. Schade, daß du nicht gleich konntest.« Seine Stimme nahm einen salbungsvollen Ton an. »Drei ist eine schlechte Zahl für den Grat – viel zu langsam und sie essen zu viel. Aber warum suchst du dir nicht einen Vierten? Ich kann mich jetzt leider nicht mit langen Reden aufhalten. Sehen wir uns heute nacht in Sligachan? Die letzte Fähre verläßt Kyle in

drei Stunden, wenn du dich beeilst, könntest du es gerade noch schaffen.«

Ich fluchte heftig, als er aufgelegt hatte. Eine ähnliche Gelegenheit vor mehreren Jahren kam mir wieder in den Sinn. Damals hatte ich eine Postkarte mit dem knappen Wortlaut: »Treffe mich in Molde am 25. Juni um 15 Uhr«, erhalten. Molde ist ein winziges Nest irgendwo an einem norwegischen Fjord. Ich wußte schon von Hamish's plötzlichen Anfällen von Begeisterung, deshalb war mir der Gedanke gekommen, ihn an dem verabredeten Tag in seinem Haus in Glencoe anzurufen und meine Ankunft in Molde bekanntzugeben. Ich verwarf den Plan. Er hätte mich nur kurz bemitleidet und sich dann nach den Schneeverhältnissen erkundigt . . .

Ich erinnerte mich auch der Informationsfetzen, die wahllos in Hamish's Briefen verstreut waren, die waren in ihrer Wirkung oft von niederschmetternder Einfachheit, z. B.: »Wenn du auf deinen nächsten Brief keine Antwort erhältst, weißt du, daß ich den Amazonas hinaufgefahren bin, auf der Suche nach einer neuen Spezies von Langschwanzaffen. Es verspricht ein wirklich interessantes Projekt zu werden.«

Acht Jahre waren seit unserer letzten gemeinsamen Kletterfahrt vergangen. Das war im Kalender ein roter Tag im Februar 1957, als wir mit Graeme Nicol aus Aberdeen die erste Winterbegehung des Zero Gully am Ben Nevis machten, zu der Zeit die schwierigste Winterroute an diesem Berg. Es ist eigenartig, daß wir nie wieder etwas zusammen unternommen hatten.

Mein Ärger über McInnes vorzeitige Abfahrt nach Skye wurde am nächsten Tag durch die Nachricht gemildert, daß er in einer Schneewehe nahe Cluanie steckengeblieben war und sich nach Glencoe zurückgezogen hatte, um einige wesentliche Reparaturen an seinem Wagen auszuführen.

Aus: Tom Patey »One Man's Mountains – Die erste Winterüberschreitung des Cuillin-Grates«

Zum Schluß noch zwei »Schmankerl«. Der kleine Ausschnitt aus Djilil Katibcis Beschreibung einer winterlichen Alleinbegehung des fast 4000 Meter hohen Touchal über Teheran zeigt, wie unterschiedlich die Bilder in einem anderen Kulturkreis sein können, auch wenn die Art der Bergbesteigung den äußerlich fast gleichen Gesetzmäßigkeiten folgte . . .

Osun, dieser kleine, blattlose, winterlich gestimmte Garten, welch traurigen Anblick er jetzt machte,

keine Spur von der herzhaften Frische seines Sommers und den wohlthuenden Gesängen seiner unsichtbaren Nachtigallen! Nichts Vergleichbares war zu vernehmen. Die Bäume hatten ihre häßliche, mitleiderregende Nacktheit unter Schneegewändern verborgen, und nun standen sie herum wie Tote, die in ihren weißen Leichentüchern aus den Gräbern auferstanden waren.

Bei diesem Anblick blieb ich nachdenklich einige Augenblicke in kalter Trauer stehen und vergaß ganz die Wölfe und mein Ziel.

Nun aber wollte die helle, goldene Sonne den Gipfel anstrahlen, und die letzten Sträucher und Höhlen ihre Einsamkeit mit dem Licht des Morgens abwaschen, als ich am anderen Ende des Weges vom Garten Osun anlangte. Ich war gerade dabei, eine günstige Stelle zu suchen, wo ich die vereisten Steine des Baches überqueren konnte, da ich auf die andere Seite wollte, als ich plötzlich ein Donnern hörte, das mich sofort einhalten ließ. Ich hatte jetzt keine Angst vor Wölfen, denn dieses Geräusch war viel gewaltiger als der Lärm, den angreifende Wölfe machen können. Ich drehte mich um in die Richtung, aus der der Lärm kam. Etwa zweihundert Meter unter meinem Standplatz hatte sich eine Lawine aus der westlichen Wand über dem Bach gelöst und war in die Schlucht, durch die das Wasser nach unten schoß, abgegangen. Ich konnte ihre Staubwolken sich im Tal ausbreiten sehen.

Ich wollte erst hinübergehen, um die Lawine zu betrachten, aber dachte mir dann, was es brachte, auf dem Rückweg würde ich sie ja sehen. Abgesehen davon, durfte ich sowieso keine Zeit verlieren und außerdem hatten der Lärm und der Luftdruck vielleicht gerade etwaige Wölfe im Umkreis vertrieben und mir einen vorläufig sicheren Aufstieg ermöglicht.

Ich ging nun an den letzten Bäumen auf meinem Weg vorbei. Dort oben auf dem Rücken, von dem aus das gesamte Gebiet von Touchal mit seinen Kuppen und Tälern und, weiter unten, Teheran und Ray zu sehen waren, hielt ich inne und warf einen forschenden, zufriedenen Blick auf die Umgebung. Eine überwältigende, himmlische Stille herrschte über die faszinierenden und gewaltigen Höhen der Berglandschaft, und der weiß leuchtende Schnee deckte alle Disharmonie gleichmäßig und sauber zu; es war, wie wenn Gott all seine Reinheit dort herabgelassen hatte. Ich fühlte mich bei diesem Anblick in Gedanken wie der glückliche Zuschauer angesichts der heiligen Weite der Wüste Menah und Arafat, und bis in die innerste Tiefe

meiner Hingabe an den Glauben von so viel göttlicher Erhabenheit hingezogen, wie sie der Augenblick vermittelt, wenn Hundertausende weiß gekleideter Pilger zum Gebet auf die Knie fallen, ein Augenblick unglaublicher Faszination, die niemals so intensiv erlebt werden könnte, hätten die Gewänder eine andere Farbe als weiß. Ebenso kann auch die Stille und Ruhe der Berge im Sommer niemals so anziehend und eindrucksvoll sein. Teheran, müde, verstaubt und verschlafen, rieb sich die Augen und gähnte. Am Fuß des Berges, wo der Morgen gerade begann, lag es kalt und regungslos da. Und ich stand hier oben und hatte die weite Front eines eisbedeckten, noch schlummernden, Berges vor mir. Die Sonnenstrahlen hatten die scharfen Ruhrreifspitzen am Grat, über den mein Weg verlief, silbern bemalt. Von weitem leuchteten sie wunderbar. Während ich mich noch an so viel Schönheit berauschte, entdeckte ich im Schnee plötzlich die Spuren von zwei Wölfen, die neben mir bis hinter den nördlichen Hügel verliefen. Mit dieser unerwarteten Entdeckung fiel all die Schönheit und Zärtlichkeit meiner Gedankenburg von mir ab. Ich kam zu mir, riß mich zusammen.

Aus: Djalil Katbei »Allein mit einem Berg und seinem Winter« (bisher unveröffentlicht)

Erst kürzlich stieß ich auf eine bemerkenswerte Erzählung, zwar fiktiv aber voller zutreffender Details aus der amerikanischen Kletterszene. Wenigstens einen kleinen Blick hinein möchte ich Ihnen nicht vorenthalten . . .

Der Sturm draußen zwang die Mannschaft in ihrem eisigen Kokon acht lange und eintönig ermüdende Tage zur Bewegungslosigkeit. Die Rucksäcke, die am Fingang verklemmt waren, wurden am ersten Tag so oft nach innen geblasen, daß jeder bald zu zählen aufgehört hatte. Jon löste schließlich das Problem, indem er sich mit seinem Schlafsack vor den Eingang legte und ihn durch sein Körpergewicht festhielt.

Die größten Anzeichen für den Streß wurden sichtbar, als sich Patty einmal wieder ihrem natürlichem Drang hingab. Die enge Höhle verlangte, daß, wer immer diesen Drang verspürte, sich in die Mitte über einen gebrauchten Lebensmittelsack hocken mußte. Immer wenn Patty an der Reihe war, sah Kevin bewußt hin, anstatt wie die beiden anderen wegzuschauen. Seine Kommentare wurden langsam obszöner, bis er schließlich einmal lässig sein

Metall-Eisbeil nahm und damit auf Patty's entblößtes Hinterteil schlug. Nur Kevin's schnelle Reaktionen bewahrten ihn davor, daß Patty ihr eigenes Eisbeil in seinen Bauch rammt. Jeder außer Kevin war sichtlich erschrocken. Er hielt das ganze für köstlich.

Der Haß wuchs zu einer großen Flamme.

Bis zum achten Tag waren die Vorräte böseartig geschrumpft. Die verringerten Rationen machten jeden noch reizbarer und die Spannung in der Höhle wuchs. Als sich der Sturm am späten Nachmittag legte, trafen Jon und Patty Vorbereitungen abzustiegen, um neue Vorräte heraufzubringen. Sie brachen schnell auf, und die beiden Zurückgebliebenen krochen zurück in die Höhle und schliefen.

Als er aufwachte, brauchte er lange Augenblicke, um die Apathie, die seinen Verstand verlangsamt hatte, von sich abzuschütteln. Er erinnerte sich daran, daß Patty und Jon abgestiegen waren, um neue Vorräte zu holen, aber wie lange war das her? Seine Uhr zeigte ein Uhr morgens.

»Verdammt, sie sind schon über neun Stunden fort«, murmelte er laut vor sich hin.

Als er sich umschaute, erwartete er, Kevin wohlbehalten in seinem Schlafsack liegen zu sehen, aber stattdessen, war alles, was seine Augen wahrnahmen, eine leere Vertiefung im Eis, dort, wo er geschlafen hatte. Die Angst, die seine Eingeweide verdrehte, nahm gigantische Ausmaße an. Hastig zog er seine Stiefel an und stürzte sich durch den Eingangstunnel hinaus. Eine schnelle Überprüfung ergab keinerlei Anzeichen von irgendjemandem aus der Mannschaft. Verzweifelt suchte er die Dunkelheit unterhalb ab, entdeckte aber nichts in dem ebenholzschwarzen Licht. Er ging in die Höhle zurück und suchte nach der großen Taschenlampe, die Patty mit heraufgebracht hatte. Als er sie nicht finden konnte, griff er nach seiner Stirnlampe und erinnerte sich, daß sie neue Batterien brauchte. Er wollte gerade in die Vorratsecke hineinlängen, als das schwach flackernde Licht der Kerze einen Anblick enthüllte, der ihm das Blut aus dem Gesicht zog. Da war nichts. Nicht eine lausige Batterie. Ohne sie war er so sicher aufgeschmissen, wie die einsame Leiche im Todesbiwak.

»Kevin«

Der Schrei raste durch seinen Kopf. Nur dieser mörderische Bastard war zu solch einem monumentalen Akt der Gefühllosigkeit fähig. Mit einer Endgültigkeit, die er nie gekannt hatte, verzehrte die Flamme seine Seele.

Beim Schein seiner schwach gewordenen Stirn-

lampe packte er alles ein für seinen Soloabstieg aus der Wand. Sein Herz hatte keine Hoffnung auf Überleben, aber jener innere Drang zwang ihn, es zu versuchen. Er wandte sich um zu einem letzten Blick auf die Felswand hinter ihm und wäre fast gestorben. Ein Stück oben in der Schluchtrinne war ein einzelnes, sich bewegendes Licht.

»Der verrückte Kerl hat beschlossen, allein weiterzugehen, selbst wenn das den Rest der Mannschaft tötet«, brummte er durch seine Gesichtsmaske hindurch.

Plötzlich schien das Licht sich aus der Wand zu lösen und hinabzugleiten. Während er zusah, wehte ihm der Wind einen langen, gutturalen Schrei entgegen. Der Schrei eines Mannes, der wußte, daß er sterben würde.

Die daherschießende Gestalt von Kevin kam geradewegs auf den Punkt zu, wo er stand. Instinktiv duckte er sich Augenblicke, bevor Kevin aufschlug. Indes schien der stürzende Kletterer fast auf dem Eisfeld aufzukommen und glitt in Richtung auf den Pfeiler. So abrupt, wie er begonnen hatte, kam der Sturz zum Stillstand und Kevin blieb auf einer der mächtigen Wächten liegen.

Er vergaß vollkommen, daß der Mann, der da unten lag, ihn zum Sterben zurückgelassen hatte, kämpfte sich schnell im schwachen Licht seiner Stirnlampe nach unten. Am Fuß des Eisfeldes wurde er sich der Größe des Problems bewußt. Ohne Seil, wie konnte er sich auf die Wächte hinauswagen und versuchen, Kevin zu helfen? Er nahm den Rucksack ab, legte sich auf den Bauch und kroch zentimeterweise vorwärts. Er fühlte, wie die Wächte nachgab, aber er hatte sich jetzt darauf eingelassen. Er mußte nachsehen, ob Kevin noch lebte. Gerade als er Kevins ausgestreckten Arm packte, brach die Wächte dort, wo sie durch den Aufprall geschwächt war, ab. Instinktiv rollte er sich blitzschnell nach rechts, aber er konnte Kevin jetzt kaum noch festhalten. Im Kampf mit dem toten Gewicht wuchtete er Kevins Körper hinauf, bis der Rahmen von Kevins Rucksack sich an der Unterkante der Wächte verhängte. Heftig fluchend zertrümmerte er sein Messer aus der Tasche. Mit den Zähnen zog er die Klinge heraus und vorsichtig langte er nach unten, um die Riemen durchzuschneiden. Ganz langsam fiel der Sack nach unten und verstreute seinen Inhalt – lauter Batterien – über die Wand. Da Kevin nun frei hing, konnte er ihn in Sicherheit auf den Grat schleifen . . .

Das Stöhnen des Polarsturmes ließ sein Bewußtsein langsam wieder erwachen. Er sah, daß er immer

noch dort war, wo er zusammengebrochen war, nachdem er Kevin in Sicherheit gebracht hatte. Während er sich umschaute, warf er zum ersten Mal einen genauen Blick auf die Gestalt, die neben ihm lag. Da war etwas Unnormales in der Stellung von Kevins Genick, und als er sich über ihn beugte, um sich zu vergewissern, fand er seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt. Der Genick war gebrochen. Aber wie schlimm? Während er den Hals festhielt, gelang es ihm kaum, Kevin umzudrehen. Heftig würgend wußte er, wie schlimm es war. Kevin war sehr tot. Der völlig eingedrückte Brustkorb ließ keine Zweifel zu. Der entblößte Körper neben ihm war der zweite tote Gefährte, den er gesehen hatte.

Mit starkem Zittern begann er seinen Abstieg. Nahe dem Fuß des Pfeilers erregte ein schwacher Abdruck im Schnee seine Aufmerksamkeit. Mit dem, was an schwachem Licht in seiner Lampe verblieben war, ließ er sich auf seine Knie nieder, um die Spuren näher zu untersuchen. Es sah aus, als ob jemand versucht hatte, im Rutschen Halt zu finden, und als er die Spuren weiterverfolgte, sank sein Herz ein weiteres Stück nach unten. Die Spuren waren an der Abbruchkante einer Wächte zu Ende. Da sie angeseilt gingen, war die Antwort klar. Gewiß, Jon oder Patty waren zu dicht am Rand entlanggegangen, und als einer stürzte, hatte der andere versucht, beide zu halten – vergeblich.

Er fühlte keinen weiteren Schock. Die Ereignisse des Abends und sein epischer Abstieg hatten jede Spur von Gefühlen aus ihm herausgezogen. Die

Nylon-Gemütlichkeit des Basislagers barg für ihn keinerlei Interesse, außer daß es ein Platz zum Zusammenbruch war. Seine letzte Bewegung war die Bedienung ihres Notsenders bevor er in einen komäähnlichen Schlaf fiel.

Er träumte vom Todeskampf eines Mannes, der der Angst in seinem Innern ins Antlitz geschaut hatte und immer noch seine Hoffnungen und seinen Ehrgeiz erschüttert sah.

Die Flamme ging aus.

Aus: Barry Allen Nelson »The Climbing Mogul«, Off Belay, Nr. 44

Wie alle hier vorgestellten Beispiele aus der gegenwärtigen alpinen Literatur ist auch dieses letzte – aus seinem Zusammenhang herausgerissen – nicht mehr wert als eine bloße Illustration meiner Absicht, etwas von der Vielfalt der Erlebnisse und so ganz unterschiedlichen Ausdrucksmöglichkeiten, die alpine Literatur bieten kann zu vermitteln. Ich hätte das natürlich auch kürzer sagen können – aber so war es hoffentlich lebendiger.

(Alle Übersetzungen der Literaturbeispiele vom Verfasser, mit Ausnahme der von Djalil Katibei, die von Frau Omidvar-Gorter verfertigt wurde.)

Anschrift des Verfassers:

Martin Lutterjohann,

Andréestr. 6, D-8000 München 19

